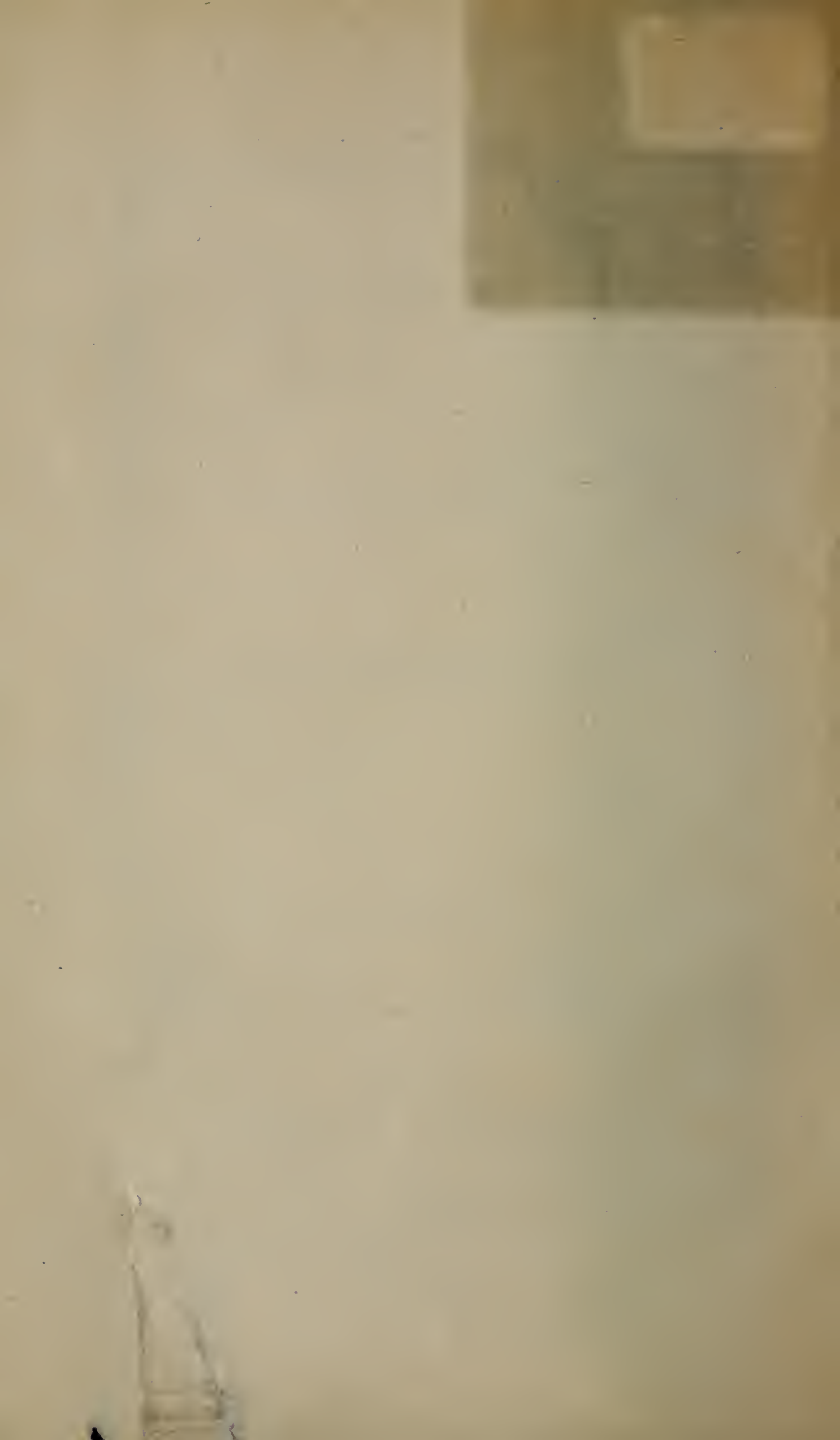


Erlebnisse eines Deutschen Feldpaters während des deutsch-französischen Krieges 1870/71

von

Leopold Kist

Innsbruck, 1888
Verlag der Vereinsbuchhandlung & Buchdruckerei



Als

Zeichen dankbarer Erinnerung

(siehe Seite 190 dieses Buches!)

dem

am 12. September 1887 heimgegangenen

tapfern Kriegshelden,

ruhmgekrönten Feldherrn

und tiefbetrauerten, unvergeßlichen Soldatenvater

General von Werder

aus Hochachtung und Verehrung

aufs Grab gelegt

vom

Verfasser,

einem ehemaligen Feldpater.



Erstes Kapitel.

Wie ich*) Feldpater wurde.

Manche Menschen legen ihren Lebensweg ganz normalmäßig zurück. Sie bleiben verschont mit schweren Schicksalsschlägen, schmerzlichen Heimsuchungen und heißen Kämpfen. Es läuft alles so glatt, ordnungs- und regelmäßig ab, wie bei einem Manöver, während dessen Verlauf es, troz Kanonendonners und Gewehrknatterns, troz Pulverdampf, Bajonnet- und Säbelklirrens, troz Vorpostengefechtes, Schlacht und Sturmes, keine Kriegsgefangene, Blessierte und Tote gibt. Man könnte ihr Leben am besten mit einer

*) Anmerkung. Divisionspfarrer A. K. (sein voller Namen wird am Schlusse dieser Erzählung angeführt werden), der den deutsch-französischen Krieg mitgemacht, hat mich, den Verfasser dieses Buches, bevollmächtigt, seine merk- und denkwürdigen Erlebnisse während jenes Krieges hier in meiner Art und Weise zu schildern, so zwar, daß ich seine mir mitgeteilte Erzählung in meiner Darstellungsweise ihm in den Mund legen darf. Das wird hier auch geschehen, und werde ich mich dabei strengstens an dessen Berichte und Notizen halten.

gut konstruierten, sorgfältig regulierten und jederzeit regelmäßig aufgezogenen Uhr vergleichen. Wie in einander verschlungen und verworren dagegen ist der Lebensweg gar vieler Menschen! Er führt sie über Stock und Stein, durch Einöden und Wildnisse, in Labyrinthe und Gefängnisse, auf Schlachtfelder und übers Meer. Stets haben sie mit Widerwärtigkeiten, Gefahren, Ungemach und Not zu kämpfen, ihr Leben ist eine ununterbrochene Kette von Mühseligkeiten, Drangsalen und schweren Sorgen, und kaum gelingt es ihnen, am Abend ihres Lebens einen ruhigen, sichern Port zu erreichen, in welchem es ihnen vergönnt ist, von ihren Kämpfen, Mühen und Strapazen so lange auszuruhen, bis sie die alles entscheidende Reise in die Ewigkeit antreten müssen. Ich habe nie zur ersten Klasse von Menschen gehört, wohl aber, und zwar ganz entschieden, zur zweiten; ich war niemals ein verhätscheltes Schoßkind des Glücks, und nur selten lächelte mir ein freundlicher Strahl der launischen Fortuna. Was Horaz von dem Jünglinge sagt, der unter großen Opfern und Entbehrungen sein Ziel erreicht:

„Qui studet optatam cursu contingere metam,
Multa tulit. fecitque puer, sudavit et alsit.“
De arte poët. 412,

das galt vollinhaltlich auch von mir. Im Schweiße meines Angesichtes mußte ich mir Bahn brechen,

und nur nach Uebersteigung zahlloser Hindernisse gelangte ich endlich ans Ziel meiner Wünsche und Hoffnungen und, wie ich fest überzeugt bin, des mir von Gott verliehenen Berufs und der mir von ihm angewiesenen Bestimmung. Nicht etwa einem erlauchten Stammbaum und Wappen, nicht einem großmütigen Mäcen, nicht dem schüzenden Fittich irgend einer hohen Protektion und nicht einem alle Hindernisse aus dem Weg räumenden Nepotismus hatte ich es zu verdanken, daß mein von Winden und Wellen umhergeworfenes Lebensschifflein nicht an einem Felsenriff zerschellte, vielmehr, nach einigen erlittenen Havarien günstigen Ankergrund fand und mir dann die Landung am Gestade des teueren Vaterlandes ermöglichte — nein! sondern meinem beharrlichen Ringen und Streben nach dem mir vorgesezten Ziele, meinem Mut, meinem Gottvertrauen und, selbstverständlich, dem Schuze der göttlichen Vorsehung. Ich konnte die zwei amerikanischen Sprichwörter, die eine hochwichtige Lehre enthalten: „He is the man“, das heißt: Er ist der Mann, oder: man ist eigentlich nur das, was man durch sich selbst geworden, und: „Help yourself!“, das heißt: Hilf dir selbst! mit vollstem Recht auf mich anwenden, ich war ein Self—made man, das heißt: durch mein Bemühen ans Ziel gekommen.

In Endingen am Kaiserstühl, im Großherzog=

tum Baden, wurde ich geboren, an der Universität zu Löwen, in Belgien, studierte ich Theologie, in Mecheln wurde ich zum Priester geweiht, in Rochester in Nordamerika, wurde ich als Hilfspriester angestellt, in Buffalo wurde ich zum Pfarrer an der St. Vinzenzkirche ernannt, den deutsch-französischen Krieg 1870/71 machte ich freiwillig als Feldpater mit, und gegenwärtig bin ich definitiver Divisionspfarrer zu Düsseldorf am Rhein. Odysseus wurde von Homer πολυτροπος genannt, allein mit mir darf sich derselbe unbedingt nicht messen.

Als Kaiser Napoleon III. an Preußen den Krieg erklärte (am 19. Juli 1870), befand ich mich in Neapel; allein erst drei Tage nach erfolgter Kriegserklärung erhielt ich Kenntnis von derselben. Da ich mich während meines Aufenthaltes in Neapel nicht mit Politik, sondern lediglich mit der Besichtigung alles Dessen beschäftigte, was die Aufmerksamkeit eines Touristen auf sich zieht, so hatte ich ebenso wenig von der schon am 15. Juli durch den gesezgebenden Körper in Paris beschlossenen, als von jener durch den König von Preußen am nämlichen Tage anbefohlenen Mobilmachung etwas in Erfahrung gebracht. Während ich am Mittwoch, den 22. Juli, abends in der Toledostraße, der belebtesten und schönsten von Neapel, spazieren ging, bemerkte ich, daß sich die auf- und abwogende Volksmenge in einer großen Aufregung befand, die sich

in lebhaften Ausrufungen, Gestikulationen und Gebärden kundgab. Ich hörte wiederholt die Worte: „Dichiarazione di guerra della Francia alla Prussia“, die mich aufs höchste überraschten und erschreckten. Ich fragte endlich einen höheren Offizier, ob es wahr und gewiß sei, daß, wie allgemein verlaute, Frankreich an Preußen den Krieg erklärt habe? Derselbe bestätigte die Glaubwürdigkeit des allgemein verbreiteten Gerüchtes durch die Mitteilung, daß das Offizierscorps durch die kompetente Behörde, das General-Kommando Neapels, von der am 19. Juli erfolgten Kriegserklärung Frankreichs an Preußen offiziell in Kenntnis gesezt worden sei. So sehr sich auch mein Inneres davor sträubte, die vernommenen inhaltsschweren Worte für wahr zu halten, so konnte ich doch vernünftiger Weise an der Glaubwürdigkeit des mir Mitgeteilten nicht zweifeln. Um mir aber völlige Gewißheit hierüber zu verschaffen, begab ich mich auf das preußische Konsulat und erkundigte mich genau, ob eine Kriegserklärung Frankreichs an Preußen wirklich erfolgt sei? Es wurde mir dort authentisch mitgeteilt, daß Frankreich schon am 19. Juli Preußen den Krieg erklärt, daß Preußen diese Erklärung angenommen habe, und daß alle deutschen Staaten ihre Truppencorps gegen Frankreich mobilisierten. Der Würfel war also gefallen und der Krieg zwischen zwei großen Nationen unvermeidlich. Ich war wie be=

täubt und niedergeschmettert. Welch' furchtbarer Kampf, welch' blutiges Ringen in mörderischer Schlacht stund nicht in Aussicht, da Frankreich und Deutschland 2 Millionen Soldaten ins Feld stellen konnten! Und war nicht zu fürchten, daß sich aus diesem anfänglichen Völkerduell zwischen Frankreich und Deutschland ein europäischer Krieg entwickeln würde? Sollte wohl Frankreich ohne Bundesgenossen bleiben? Wird nicht Oesterreich die sich ihm darbietende Gelegenheit benüzen, um sich für die durch Preußen, 1866, erlittene Niederlage zu rächen? Wird nicht England aus Eifersucht gegen Deutschland und aus Furcht vor der ihm zur See heranwachsenden Rivalin — einer deutschen Kriegsflotte — sich mit Frankreich verbinden? Kann nicht das launische Kriegsglück Deutschland den Rücken kehren und dessen Feinde begünstigen? Wer wird als Sieger aus diesem Riesenkampfe hervorgehen? Solche und ähnliche Gedanken stiegen in mir auf, nachdem ich mich von der Wahrheit der schrecklichen Kunde: Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, verlässigt hatte.

Nachdem ich das preußische Konsulat verlassen hatte, begab ich mich wieder in die Toledostraße. Allenthalben debattierte man aufs lebhafteste über den zwischen Frankreich und Deutschland ausgebrochenen Krieg und erschöpfte sich in Vermutungen und Prophezeiungen über den Ausgang desselben. Vor den Schaufenstern der Buchhandlungen hatten

sich zahllose Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung, namentlich der bessern oder gebildeten Klasse, angesammelt, die mit neugierigen Augen die allerneuesten Auslagen verschlangen. Da es mich Wunder nahm, was denn eigentlich das Interesse der Menge so sehr in Anspruch nehme, schob und drängte ich mich durch den dichten Menschenknäuel, um dem Schaufenster so nahe zu kommen, daß ich den zauberhaften Magnet in Augenschein nehmen könnte, der die neugierige Menge anzog und festhielt. Und was sah ich, als ich endlich ans Ziel gekommen war? Eine riesig große Karte vom Kriegsschauplaz. Die Stellungen der französischen und deutschen Truppen waren durch gemalte Fähnchen — mit den französischen und preußischen Farben — gekennzeichnet. Diese Fähnchen waren an Stecknadeln befestiget und dort angebracht, wo die betreffenden Truppenteile, laut Zeitungsnachrichten, standen. Mit tiefem Schmerz bemerkte ich, daß französische Fähnchen auf deutschem Gebiet, namentlich bei Offenburg und Altbreisach angebracht waren; es mußte also die Nachricht eingetroffen sein, französische Truppen seien schon ins Großherzogtum Baden eingefallen. O meine liebe Heimat, meine lieben, teuern Eltern! seufzte ich beim Anblicke der feindlichen Fähnchen in so bedrohlicher Nähe meines Geburtsortes. Doch ich versank nicht in Trostlosigkeit und brach nicht in unnüze Klagen aus,

ein kühner Gedanke durchzuckte vielmehr meine Seele, der dieselbe mit heiliger Begeisterung erfüllte. Es war mir, als ob eine von oben kommende Stimme mir zuriefe: „Bringe dich selbst deinem Vaterlande zum Opfer! Nimm als Feldpater teil an seinen Gefahren und Kämpfen! Sei auf dem Schlachtfeld und in den Lazareten den verwundeten und sterbenden Soldaten ein tröstender Engel! Das ist dein Beruf und deine Bestimmung!“ Ohne Zagen und Zaudern antwortete ich dieser Stimme: Fiat mihi secundum verbum tuum — mir geschehe nach deinem Worte! Mein Plan war unwiderruflich gefaßt: Feldpater zu werden und mit den Söhnen meines Vaterlandes Gefahr und Not, Leiden und Strapazen zu teilen. Drangsale, Heimsuchungen und drohende Gefahren haben jederzeit in der Menschenbrust kühne, großmütige Pläne hervorgerufen und zur Reife gebracht. In solchen Augenblicken lodert die Flamme der Begeisterung im Herzen auf und erstickt jede Rücksicht der Klugheit, der Selbstsucht und Eigenliebe, jedes Bedenken und jeden Kalkül des kalt überlegenden Verstandes. Allerdings konnte ich mir nicht verhehlen, daß ich im Begriffe stand, ein eminent großes Wagnis zu unternehmen, und daß der von mir gefaßte Plan von unberechenbar schweren Folgen für meine Gesundheit, meine Existenz und mein Leben begleitet sein könnte. Allein ich war auf alles gefaßt und von der un-

erschütterlichen Ueberzeugung durchdrungen, daß es Gottes Wille, also mein Beruf und meine Bestimmung sei, Feldpater zu werden, und diese Ueberzeugung ließ keine Angst und Furcht aufkommen und verscheuchte alle aufkeimenden Bedenken und Skrupel. Ich sah es ohne weiters und unmittelbar als eine über jeden Zweifel erhabene Tatsache an, daß der entbrannte Krieg ein Strafgericht Gottes für Frankreich sei, das endlich gezüchtigt werden sollte für die zahllosen Greuel, Schandtaten, Erpressungen und Verheerungen, die es seit unfürdenklichen Zeiten an Deutschland verübt hatte. Ich glaubte fest, der Tag der Abrechnung und Wiedervergeltung für all das Sengen und Brennen, Morden und Plündern der übermütigen Franzosen in meinem Vaterlande sei nunmehr angebrochen, und darum zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß Deutschland als Sieger aus dem begonnenen Kampfe hervorgehen werde. Dieses Bewußtsein und dieser Glauben bestärkten mich in meinem Entschluß, den Feldzug gegen den Erbfeind Deutschlands als Feldpater mitzumachen. Patriotismus, die zuversichtliche Hoffnung, als Militärgeistlicher ersprießliche Dienste auf dem Schlachtfeld und in den Lazareten, in den Standquartieren und in der Militärseelsorge überhaupt leisten zu können, sowie die Sehnsucht nach außerordentlichen Erlebnissen und Erfahrungen schwellten meine Brust und ließen mich erwarten, daß mein

freiwilliges Anerbieten als Feldpater von Seite des preußischen General-Kommandos nicht zurückgewiesen werden würde.

Ich stand im kräftigsten Mannesalter, im 33. Lebensjahre, war kerngesund, abgehärtet und voll Mut. Ich war der französischen und englischen Sprache so mächtig, wie der deutschen — Gründe genug, die mich hoffen ließen, in der Militärseelsorge verwendet zu werden. Vor Gott und meinem Gewissen durfte ich mir das Zeugnis ausstellen, daß weder Eigenliebe noch Eigennuz, weder Ehrgeiz noch Ruhmsucht mir den Entschluß nahe legten, Feldpater zu werden. Ich hatte mir sogleich vorgenommen, mich ohne jeden Gehalt oder Pensionsanspruch, sofern ich während des Feldzuges dienstuntauglich werden sollte, in der Militärseelsorge verwenden zu lassen, und keine weiteren Ansprüche zu erheben, als daß mir die zur Ausübung der Pastoration notwendige Ausstattung (Feldkapelle, Fuhrwerk, Pferde nebst Bedienung) verwilligt, und ich selbst überall einquartiert werde.

Nachdem mein Entschluß unwandelbar feststand, wandte ich mich heimwärts. Ich beschleunigte die Rückreise nach Möglichkeit, jedoch verursachten einige unverschiebbare Geschäfte, die ich auf der weiten Strecke von Neapel bis Straßburg zu erledigen hatte, eine mehrtägige Verzögerung der Realisierung meines sehnsüchtigen Wunsches, baldmöglichst den mir, wie

ich fest glaubte, von Gottes Vorsehung angewiesenen Posten antreten zu können.

Meine Heimreise ging über Rom, Foligno, Ancona, Rimini, Bologna, Padua, Venedig, Triest, Graz, Wien, München, Constanz, Basel und Freiburg.

Am 14. August, abends, traf ich in Endingen ein, um meine lieben Eltern von dem von mir gefaßten Entschluß in Kenntnis zu sezen und mich, vielleicht für immer, ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen diesseits, von denselben zu verabschieden. Ein schmerzlicher, tränenreicher Abschied! Als ich meinen Eltern auf schonende Weise mitgeteilt hatte, daß ich entschlossen sei, den Feldzug gegen Frankreich als Feldpater mitzumachen, standen sie lange Zeit sprachlos und wie vom Blize getroffen vor mir. Jäher Schrecken und tötliche Angst hatten ihre Zunge gelähmt. Sie konnten den Gedanken nicht fassen, daß ich von freien Stücken einen so mühevollen und gefahrdrohenden Beruf gewählt haben sollte. Sie erklärten meinen Entschluß für eine jugendliche Uebereilung, Unklugheit und Kurzsichtigkeit; sie nannten denselben „sündhafte Vermessenheit, Waghalsigkeit und tollkühnes Unterfangen.“ Sie stellten mir Himmel und Hölle vor, sie machten alle möglichen Einwendungen, erhoben feierlich Widerspruch und legten Verwahrung ein gegen alle Verantwortung ihrerseits. Allein alle Vorstellungen, Bitten und Tränen waren nicht im Stand, meinen unwiderruflich ge=

faßten Entschluß zu erschüttern und mich von meinem Vorhaben abzubringen. Ich ließ meine Eltern in völliger Niedergeschlagenheit und Trostlosigkeit zurück — sie ahnten nur Unheil und prophezeiten mir Unglück, schwere Verantwortung und bittere Reue. Das war freilich ein abschreckendes Prognostikon, ein sehr schlimmes Wahrzeichen und eine traurige Perspektive, die allerdings geeignet gewesen wären, mich wankend zu machen, wenn ich nicht mit heiliger Begeisterung und mit ganzer Seele an meinem Plane festgehalten und nicht an meine providentielle Bestimmung unerschütterlich geglaubt hätte. Voll Vertrauen, Hoffnung und Trost ging ich der dicht verschleierten Zukunft entgegen — gefaßt auf alles, was sie in ihrem Schoße bergen sollte.

Am 30. August entwand ich mich den Umarmungen meiner Eltern und begab mich direkt nach Karlsruhe, um vom großherzoglich badischen Kriegsministerium die nötige Legitimation zum Betreten des Kriegsschauplazes bei Straßburg zu erbitten. Nachdem ich dieselbe erhalten, sezte ich bei Rastatt über den Rhein und verfügte mich nach Oberscheffolsheim, wo sich das Hauptquartier der großherzoglich badischen Belagerungstruppen befand. Dort meldete ich mich bei dem General von Glümer und erfuhr von demselben, daß für die Pastoration der hier und in der Umgegend liegenden badischen, katholischen Soldaten hinlänglich Vorsorge getroffen

sei, indem der definitiv als Feldpriester angestellte Dr. Karl Friedrich Schäfer und der freiwillige Militärpriester Hermann Finneisen die Seelsorge des badischen Truppenkontingentes ausübten. Genannter General teilte mir sodann mit, daß bei den verschiedenen Armee-Corps, welche die Festung Metz seit dem 18. August zerniert hatten, so viel ihm bekannt sei, großer Mangel an katholischen Militärgeistlichen herrsche. Er riet mir daher, mich dorthin zu wenden. Diesen Rat befolgend, ließ ich meinen Passierschein sofort von der badischen Militärbehörde in Oberscheffolsheim nach Metz visieren, und begab mich auf den Weg dorthin. Ich kam aber blos nach Vendenheim, wo ich erstmals einquartiert wurde. Dort traf ich mit einem preußischen katholischen Divisionspfarrer zusammen, der zum Stabe*) des Garde-Corps gehörte. Derselbe war in der Absicht hieher gekommen, des andern Tages Militärgottesdienst zu halten und dabei die heiligen Sakramente

*) Stab ist ein der Militärtechnik angehörendes Wort und bezeichnet die Offiziere, vom Major angefangen, in aufsteigender Rangordnung. Zum Stabe zählen auch die Geistlichen, Oberärzte, Auditeure, Zahlmeister u. s. w. Man unterscheidet Bataillons-, Regiments-, Brigade-, Divisions-Stäbe. Unter General- und Generalquartiermeister-Stab ist das dem Kommandanten behufs der Anordnung der Märsche, der taktischen und strategischen Operationen, der Terrainaufnahme, der Rekognoszierung und Truppenverpflegung beigegebene Offiziers-Corps zu verstehen.

der Buße und des Altares zu spenden. Seine Einladung, ihm im Beichtstuhle auszuhelfen, nahm ich bereitwillig an. Viele Soldaten empfingen die heiligen Sakramente; ich hielt bei dem feierlichen Gottesdienste das Amt — meine erste Funktion als Feldpater — während der Divisionspfarrer predigte. Da sich in Vendenheim keine katholische Kirche befindet, so mußte der katholische Militärgottesdienst in der protestantischen Kirche gehalten werden, die der dortige Pastor dazu bereitwilligst zur Verfügung stellte. Nach beendigtem Gottesdienste machte mir der Divisionspfarrer den Vorschlag, mich an der Seelsorge des Garde-Corps zu beteiligen, da dieselbe unter den obwaltenden Umständen seine Kräfte weit übersteige. Ich war nicht abgeneigt, dieses Anerbieten anzunehmen, weswegen ich die Reise nach Metz aufgab und mich sogleich anschickte, nach Mundolsheim zu gehen, wo sich das Hauptquartier des gesammten Belagerungs-Corps von Straßburg befand. Dort wollte ich den Höchstkommandierenden, General von Werder, dessen Oberbefehl alle die Belagerungsarmee von Straßburg bildenden Truppenteile unterstellt waren, ersuchen, seine Einwilligung dazu erteilen zu wollen, daß ich mich als freiwilliger Feldpater an der Pastoration des Garde-Corps in der Umgebung von Vendenheim beteiligen dürfe. Von Werder empfing mich sogleich nach meiner Anmeldung und zwar mit großer Herab-

lassung und Liebenswürdigkeit. Er vernahm höchst wohlgefällig meinen Entschluß, mich als freiwilliger Feldpater an der Militärseelsorge, während der Dauer des deutsch-französischen Krieges, zu beteiligen. Er nahm mein Anerbieten, das er eine „patriotische und großmütige Tat" und „ein Werk echter christlicher Nächstenliebe" nannte, mit verbindlichem Danke an. Er versprach, daß ich unverzüglich mit allem, was zur Ausübung der Militärseelsorge erforderlich ist, ausgestattet werden solle, doch billigte er mein Vorhaben nicht, mich mit dem Divisionspfarrer des Garde-Corps in die Seelsorge der erwähnten Truppen zu teilen, er machte mir vielmehr den Vorschlag, die erste preußische Reservedivision vor Straßburg, die aus sehr vielen Katholiken bestehe, und für die noch kein Feldpater ernannt worden sei, selbstständig zu pastorieren. Ich erklärte mich sogleich mit diesem Vorschlage einverstanden, worauf von Werder Befehl erteilte, den Divisionspfarrer des Garde-Corps von meiner Anstellung bei der 1. Reservedivision in Kenntnis zu sezen und mein Handgepäck von Vendenheim nach Mundolsheim zu transferieren. General von Werder lud mich dann zum Mittagessen ein. Seine Exzellenz war bei der Tafel sehr gesprächig, heiter und leutselig, er sprach sich wiederholt dahin aus, daß er von dem wohltätigen Einfluß vollkommen überzeugt sei, den die Religion auf den Soldaten, na-

mentlich im Krieg, ausübe, daß der Soldat um so gehorsamer, treuer, gewissenhafter und tapferer sei, je mehr die Religion Macht über seine Seele, sein Herz und seinen Willen erlangt habe, und daß er darum angelegentlich wünsche, daß dem Soldaten Gelegenheit geboten werde, seine religiösen Pflichten zu üben, und daß die Militärseelsorge hauptsächlich den Zweck habe, den Soldaten vor Ausschweifung, Verwilderung und Lasterhaftigkeit zu bewahren. Diese Ansichten und Grundsäze machen einem Feldherrn alle Ehre und lassen in ihm mehr den Vater, als den Befehlshaber seiner Soldaten erkennen.

Nach dem Essen erhielt ich von General von Werder eine Urkunde, dd. Hauptquartier Mundolsheim, den 2. September 1870, die mich als freiwilligen Feldpater bei der ersten Reservedivision des Belagerungs-Corps vor Straßburg anstellte. Mit dieser für mich höchst wichtigen Urkunde verfügte ich mich nach Hönheim, dem Standquartier des Divisions-Generals von Treskow, dem ich meine Ernennungsurkunde zum Feldpater der ihm untergebenen Truppen übergab.

Von Treskow empfing mich aufs herzlichste und wies mir sogleich ein geeignetes Quartier — eine große Bauernstube — an.

Mein sehnlichster Wunsch war also gestillt, mein Plan durchgesezt, und das mir gesezte Ziel erreicht — ich war Feldpriester in einer der riesigsten

Armeen aller Zeiten, Länder und Völker, ich konnte, Gnaden und Segen spendend, einen der merkwürdigsten Feldzüge mitmachen, welche die Geschichte kennt; denn wann und wo wurden in der kurzen Zeit von 180 Tagen 15 große Schlachten geschlagen, über 100 Treffen geliefert, so viele Festungen genommen, 400.000 Gefangene gemacht, 100.000 Soldaten interniert, und so große politische Veränderungen herbeigeführt — ein Kaisertron zertrümmert und ein mächtiger Kaisertron errichtet, ein zersplittertes Reich zu einer Großmacht ersten Ranges erhoben und zwei blühende Provinzen, die vor fast 200 Jahren durch Treulosigkeit, Verrat und Gewalt verloren gegangen waren, zurückerobert?!

Zweites Kapitel.

Vor Straßburg.

Ich fand in meinem neuen Wirkungskreise, was ich gesucht hatte: Arbeit auf dem Gebiete der Militärseelsorge und, mit Dank gegen Gott, darf ich sagen: ergiebige, gesegnete Arbeit. Ich war Seelsorger einer sehr zahlreichen Militärpfarrei, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen. Die erste Reservedivision, der ich zugeteilt war, bestand aus den Landwehrregimentern Nr. 14 mit 57 % Katholiken, Nr. 21 mit 47 %, Nr. 54 mit 51 %, Nr. 61 mit

63 %, Nr. 36 mit 24 % und Nr. 30 mit 73 % Katholiken. Nr. 34 und 30 waren Infanterie-Regimenter. Während eines Feldzuges, im Krieg, im Feindesland, fern von der Heimat, unter vielen und großen Strapazen und Entbehrungen und in steter Lebensgefahr ist der Soldat viel empfänglicher für den Einfluß, die Gnaden und Tröstungen der Religion als in der Heimat, in der Garnison, in Friedenszeiten. „Not lehrt beten", ist ja ein altes, sehr bewährtes Sprichwort. Mit einem wahren Feuereifer und mit Begeisterung, bei Tag und Nacht und mit Verachtung jeder Gefahr, gab ich mich meinem Berufe hin. Es kann nicht meine Absicht sein, vor dem Leser ein detailliertes Bild meiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Militärseelsorge zu entfalten; doch kann, darf und will ich erwähnen, daß dieselbe höchst anstrengend und aufreibend war und fast übermenschliche Anforderungen an mich stellte. Die Tage vor Straßburg gehörten zu den härtesten, mühevollsten und schwersten Tagen während des ganzen Feldzuges und überhaupt meines bisherigen Lebens. Blos im Monat September habe ich in den zerstreuten, oft weit entlegenen Ortschaften, wo Militär von meiner Division lag, 19mal offiziellen Gottesdienst mit Predigt gehalten. Ich sage: „offiziellen" Gottesdienst, weil derselbe jedesmal auf mein Ersuchen von dem Kommando für den betreffenden Truppenteil dienstlich angesagt, respektive befohlen

und feierlich mit Militärmusik abgehalten wurde. Bisweilen wurde dieser feierliche Gottesdienst unter freiem Himmel gehalten — ein imposantes, erhebendes, ergreifendes Schauspiel im besten Sinne des Wortes! Am Vorabende des Gottesdienstes und vor demselben hörte ich, vom frühesten Morgen bis zum Beginne der Predigt, Beicht, so daß allein im Monate September über 3000 Soldaten die heiligen Sakramente der Buße und des Altares empfingen. Ich besuchte täglich das eine oder andere Lazaret, ermutigte und tröstete die Kranken oder verwundeten Soldaten und spendete ihnen, nach Bedarf, die heiligen Sakramente. Ich hielt alle Beerdigungen — und deren waren es nicht wenige — da der Tod — Krankheiten und feindliche Kugeln — eine reiche Ernte ins Grab mähte. Bei jeder Beerdigung hielt ich eine Ansprache. Oftmals war ich, selbst bei Ausübung meines heiligen Dienstes, den feindlichen Geschossen ausgesezt. Es soll hier blos Ein derartiger Fall erzählt werden.

Nachdem ich als Feldpater angestellt war, hielt ich den ersten feierlichen Gottesdienst in der Pfarrkirche zu Bischheim. Zuerst trug ich vor den sehr zahlreich versammelten Soldaten eine Predigt vor. Nach derselben begann die heilige Messe, wobei die Militärmusik spielte. Während der sogenannten Vormesse — vor dem Beginn des Offertoriums — schlug eine Bombe mit Donnergepolter in den Dach=

stuhl der Kirche ein. In der Regel plazt die Bombe sehr bald mit heftigem, betäubendem Knall, nachdem sie eingeschlagen, und richten dann ihre Sprengstücke eine greuliche Verwüstung an. Wäre die Bombe geplazt, so hätte sie den Kirchenplafond gesprengt, zerrissen und auf die in der Kirche Anwesenden herabgeschleudert. Infolge dessen wären viele getötet und noch mehr verwundet worden. Um dieser im höchsten Grad drohenden Gefahr auszuweichen, verließ die Mannschaft schleunigst, aber in musterhafter, militärischer Ordnung, die Kirche und stellte sich rings um dieselbe und so nahe als möglich bei der Kirchenmauer auf, um nicht von den, nach allenfallsiger Plazung der Bombe, vom Dache herabschießenden Ziegeln erschlagen zu werden. Ich dagegen flüchtete mich in die Sakristei, wo ich in heftiger Aufregung Gott mit aufgehobenen Händen um Schuz und Rettung anflehte. Und wirklich: nach kurzer Zeit hörte das unheimliche Zischen des Zünders auf, die Bombe war nicht krepiert, also der Zünder erloschen und somit die drohende Gefahr vorüber. Ohne weitere Störung konnte ich sodann den Gottesdienst fortsezen und beendigen.

Unter solchen Umständen Gottesdienst zu halten, hatte wenig Einladendes und Verführerisches — ja, es war eine furchtbar-ernste und schauerliche Musik, die während 35 Tagen 241 Kanonen der Belagerungsarmee und mehr als 1000 Geschüze der be-

lagerten Festung aufführten. Der ununterbrochene Kanonendonner, von dem die Erde in weitem Umkreise erbebte, alle Mauern erzitterten und alle Fenster und Gläser klirrten, die einschlagenden Kanonenkugeln, Bomben, Kartätschen, Granaten und Shrapnels brachten eine unbeschreibliche Aufregung des Nervensystems hervor und wirkten wahrhaft betäubend und niederschmetternd. Allein man gewöhnt sich in kurzer Zeit daran, man fühlt sich, möchte ich fast sagen, in dem höllischen Spektakel bald kannibalisch wohl und geht furcht- und sorglos als ächt christlicher Fatalist im Kugelregen spazieren. Daß man nie und nirgends vor den feindlichen Kugeln sicher war, will ich durch zwei Beispiele beweisen.

Von Nachtigal, Oberst des vierten rheinischen Infanterie-Regimentes Nr. 30, ein äußerst humaner, liebenswürdiger Mann, der mir sehr gewogen war und viele Beweise seines Wohlwollens zuteil werden ließ, lud mich, während der Belagerung Straßburgs, öfters zu Tisch. Sein Quartier befand sich in der Villa Piccard zu Ruprechtsau (nördlich von Straßburg). Eines Tages begaben wir uns nach dem Essen in das Gartenhaus, das sich in dem kleinen, die Villa umgebenden Parke auf einem etwas erhöhten Terain befand. Wir tranken ganz gemütlich Kaffee, rauchten Cigarren und unterhielten ein animiertes Gespräch, als plözlich mehrere Kugeln über

und neben uns pfiffen, brummten und Baumäste zersplitterten. Diese ungeladenen und ungalanten Gäste gaben dem idyllisch schönen Bilde in dem prächtigen Garten= oder Parkpavillon ums Hand=umdrehen einen sehr düsteren Hintergrund; der Oberst erhob sich und sagte mit eisiger Ruhe und Kaltblütigkeit, aber dennoch mit einem Anflug von Humor: „Meine Herren, es fängt an, hier unge=mütlich zu werden; kehren wir darum in den Speisesal zurück, der mehr Sicherheit bietet als diese ephemeren Riegelwände!"

Nachdem die Nachricht von der durch die deut=schen Truppen am 1. September, gegen die Fran=zosen gewonnenen Schlacht und von der, tags darauf, erfolgten Gefangennehmung Napoleons im Haupt=quartier der Belagerungsarmee vor Straßburg ein=getroffen war, versammelte Divisionsgeneral von Treskow auf dem Felde rechts von Schiltigheim und Bischheim große Truppenmassen, verkündete denselben das erwähnte freudige Ereignis und ließ durch die ganze Mannschaft ein Hoch auf unseren obersten sieg=reichen Kriegsherrn, den König von Preußen, aus=bringen. Das dreimalige Hurrah der mit Jubel erfüllten Soldaten brauste und donnerte gewaltig durch die Lüfte, die Militärmusik spielte die Vater=landshymne, und wurde dieselbe mit unbeschreib=licher Begeisterung von der ganzen Mannschaft ge=sungen. In Straßburg hatte man die Hurrah',

Musik und Gesang vernommen und ohne Zweifel auf den Wällen und Bastionen die angesammelten Truppenmassen beobachtet. Die Besazung Straßburgs beschloß daher, die Begeisterung der deutschen Soldaten zu dämpfen und ihrem Siegesrausch ein jähes Ende zu bereiten. Sie sandte uns eine Unzahl von Shrapnels (Granatkartätschen), die mit fürchterlichem Gezische über unsere Köpfe flogen. Ein in meiner nächsten Nähe stehender Baum wurde durch ein Shrapnel jämmerlich zerrissen und zerfezt. Da stob die ganze Mannschaft wie Spreu im Sturmwinde auseinander und suchte jeder in Gräben, hinter Bäumen und Gemäuer Deckung. Ich flüchtete mich in eine nahe Ziegelhütte und wartete dort die Einstellung des mörderischen Feuers ab.

Ich war wiederholt in den Batterien und Parallelen, als die Besazung Straßburgs Ausfälle machte; Gewehrkugeln pfiffen über meinen Kopf hinweg, Bomben krepierten in meiner Nähe, Kanoniere wurden neben mir niedergestreckt, ich aber kam stets mit heiler Haut davon. Vor Straßburg habe ich die sogenannte Feuertaufe empfangen und gewöhnte mich an die Inhalation des Pulverdampfes und an die schauerliche Musik des Kanonendonners und das Sausen und Prasseln der feindlichen Geschosse.

Nachdem Straßburg seit dem 9. August zerniert, vom 13. August bis 27. September belagert und

während 35 Tagen ununterbrochen mit schwerem Festungsgeschüz bombardiert worden war, nachdem es, besonders vom 24. bis 27. August, ein furchtbares Bombardement erlitten, und die feindlichen Kugeln seine Citadelle in eine Ruine verwandelt und in seinen Ringmauern mehrere Breschen geöffnet hatten; da befahl General von Werder, alle Vorbereitungen zu treffen, um dieses Bollwerk ersten Ranges mit Sturm zu nehmen. Doch der Plazkommandant von Straßburg, General Uhrich, ließ es dazu nicht kommen. Da sich Straßburg, abgesehen von seinen demolierten Festungswerken, schon wegen Mangel an Munition und Proviant unmöglich länger halten konnte, übergab es Uhrich am 27. September an General von Werder; er wollte unnötiges Blutvergießen verhindern und den Einwohnern, die während der Belagerung unsäglich gelitten hatten, die Schrecknisse und Greuel der Erstürmung ersparen. Am 28. September wurden die Kapitulationsbedingungen in dem Orte Königshofen vereinbart. Die ganze Besazung, aus 17.000 Mann bestehend, mußte das Gewehr strecken und wurde dann in die Kriegsgefangenschaft nach Deutschland abgeführt. 1200 Kanonen fielen dem Sieger als Beute anheim. Die Kapitulation Straßburgs wird mir wegen den eigentümlichen Verhältnissen, unter welchen ich Kenntnis von derselben erlangte, stets unvergeßlich sein.

Ich nahm nämlich am 27. September, abends um 4 Uhr, in Ruprechtsau die Beerdigung eines Landwehrmannes vor, der in der vorhergehenden Nacht beim Arbeiten in den Parallelgräben von einer feindlichen Bombe getötet worden war. Nachdem ich die üblichen Gebete verrichtet hatte, stellte ich mich auf einen Grabhügel und begann die Leichenrede. Kaum hatte ich aber damit begonnen, so erhob sich auf der Straße, die sich vor dem Friedhofe hinzieht, ein Mark und Bein erschütterndes Jauchzen, Hurrah- und Vivatrufen. Selbstverständlich suchte ich den Grund dieser höchst befremdlichen und unzeitgemäßen Freudenbezeugungen aufzufinden, die es mir fast unmöglich machten, die begonnene Grabrede vollständig zu halten. Ich sah also von meinem erhöhten Standpunkte aus über die Friedhofmauer auf die Straße und in die Richtung nach dem Marktplaze und gewahrte, daß eine Menge Soldaten, heftig gestikulierend, zusammenströmte, daß alle sich Straßburg zuwendeten, ihre Müzen schwenkten und vor Freude und Entzücken Luftsprünge machten. Was sie aber zu diesen Freudenbezeugungen, zum Jauchzen, Hurrah- und Vivatrufen veranlaßte, konnte ich mir absolut nicht erklären, da bisher niemand auch nur eine Ahnung von der bevorstehenden Kapitulation Straßburgs hatte, man war vielmehr allgemein überzeugt, daß es zu dem geplanten Sturme kommen werde. Nachdem ich mit

harter Not meinen Vortrag beendigt hatte, verließ ich mit den anwesenden Offizieren in Eile den Friedhof, denn es drängte mich sehr, die Ursache der exaltierten Freude und des bacchantischen Jubels der Soldaten zu erfahren. Kaum waren dieselben unserer ansichtig geworden, so rannten sie auf uns zu und riefen triumphierend: „Straßburg ist unser! Straßburg hat kapituliert! Am Münsterturm flattert die weiße Fahne! Hurrah!" — „Kinder, seid doch vernünftig!" sagten die Offiziere zu den Soldaten, „ihr werdet euch wohl täuschen." Allein die Soldaten behaupteten steif und fest, die weiße Fahne mit ihren leibhaftigen Augen gesehen zu haben. Neugierig richteten nun auch wir unsere Blicke auf den kapitulierenden Münsterturm, allein wir konnten von der Stelle aus, wo wir uns befanden, keine weiße Fahne wahrnehmen. Die Soldaten avisierten uns hierauf, daß man, circa 30 Schritte in westlicher Richtung vorwärts gehend, die weiße Fahne deutlich sehe. Wir legten sogleich im Sturmschritt diese kurze Strecke zurück und gewahrten dann staunend und verwundert eine riesig große weiße Fahne in westlicher Richtung im Winde flattern, das Symbol, das sicherste Zeichen, daß Straßburg jeden Widerstand aufgebe, sich der Belagerungsarmee übergebe und zu kapitulieren wünsche. Nun begriffen wir sehr wohl den Jubel der Soldaten und fanden ihre Hurrah- und Viktoriarufe für durchaus gerecht-

fertigt. Es läßt sich leicht ermessen, mit welchen Gefühlen des Frohlockens und der Satisfaktion der Soldat einer Belagerungsarmee die Uebergabe einer Festung begrüßt, vor der er wochenlang unter den Waffen gestanden und behufs deren Eroberung er unsägliche Strapazen erduldete und täglich und stündlich der augenscheinlichsten Lebensgefahr ausgesezt war.

Es dauerte nicht lange, so wurde an allen Ecken und Enden Generalmarsch geschlagen und geblasen, und nach drei Tagen (30. September) erlebte ich eines der merkwürdigsten und imposantesten Kriegsschauspiele während des ganzen Feldzuges — die Feier der Kapitulation von Straßburg.

In der sogenannten Orangerie (zwischen der Festung und Ruprechtsau) wurde unter freiem Himmel offizieller Militär-Dankgottesdienst gehalten. Ich hielt zuerst die Festpredigt und dann das Amt, bei dem zwei Militär-Musikkorps spielten. Zum Schlusse wurde von der ganzen Mannschaft, unter Musikbegleitung, das „Te Deum" gesungen. Ha, wie brauste dieser herrliche Hymnus, der von Tausenden dankerfüllter Krieger mit unbeschreiblicher Begeisterung gesungen wurde, gen' Himmel! Ich sah damals im Auge vieler wetterharten Gesichter Freudentränen glänzen. Wer niemals solch ein militärisches Schauspiel erlebte, kann sich unmöglich eine Vor-

stellung davon machen, wie rührend, wie ergreifend und erschütternd, solch ein vieltausendstimmig gesungenes Lied und solch eine feierlich-ernste Szene ist.

Drittes Kapitel.

Militärseelsorge auf blutigem Schlachtfeld.

Straßburg war gefallen, die Belagerungsarmee konnte also zu anderweitigen Operationen verwendet werden. Es wurde aus den unter General von Werders Oberbefehl stehenden Truppen ein 14. Armeekorps gebildet, das aus der badischen Division und der preußischen Brigade von der Goltz bestand und 23 Bataillone, 20 Schwadronen und 72 Geschüze zählte. Diese Armee hatte die Aufgabe, die zahllosen Franktireurs-Abteilungen, die zwischen Straßburg, Nanzig und Epinal ihr Wesen trieben, zu zersprengen, in der Richtung gegen Paris zu operieren und die Festungen Neubreisach, Schlettstadt und Belfort einzunehmen. Um den leztgenannten Zweck erreichen zu können, erhielt die vierte Reservedivision unter General von Schmeling, die bisher den Oberrhein besezt gehalten hatte, um einen Einfall französischer Streitkräfte an der Südwestgrenze Deutschlands abzuwehren. den Befehl, über den Rhein zu sezen, Neubreisach und Schlettstadt einzuschließen und Belfort zu beobachten.

Es würde viel zu weit führen, wenn ich die Unternehmungen, die Kreuz- und Querzüge des 14. Armeekorps, sowie die Schlachten und Treffen, die dasselbe geliefert hat, schildern oder überhaupt nur aufzählen wollte, ich erwähne deßwegen hier bloß: Nach der Besezung Straßburgs durch unsere Truppen blieb ich dem 14. Armeekorps zugeteilt und hatte mich speziell dem vierten rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 30, das zur Brigade von der Goltz gehörte, anzuschließen. Ich teilte alle Schicksale dieses Regimentes vom 27. September bis 13. Januar, die ich mit Recht eine ununterbrochene Kette von Gefahren, Beschwerden, Kämpfen, Siegen und Niederlagen, Greueln und Schrecknissen nennen kann. Ich nahm während der genannten Zeit an folgenden Gefechten Teil:

bei Rambervillers, den 9. Oktober 1870,
„ Rioz, „ 22. „ „
„ Auxonne „ 5. November „
„ Pesmes „ 16. Dezember „
„ Vesoul „ 5. Januar 1871,
„ Villersexel „ 9. „ „ und
„ Chavannes „ 13. „ „

Am 9. Januar wurde Villersexel, ein offenes Städtchen, am Oignonfluß gelegen, das von französischen Truppen aufs hartnäckigste verteidigt wurde, von den Deutschen zweimal erstürmt und zweimal wieder verloren. Die Franzosen, denen eine zahl-

reiche Artillerie zu Gebot stand, überschütteten das Städtchen mit einem Hagel von Kanonenkugeln, Granaten und Shrapnels und schossen dasselbe in Brand. An allen Ecken und Enden schlugen Flammensäulen gen' Himmel, während ein mörderischer Straßenkampf zwischen den brennenden Häuserreihen tobte. Ueberall lagen Tote und schwer Verwundete — ein grauenhafter Anblick! Und auf diesem Felde des Todes waltete ich meines Amtes. Ich kniete neben den schwer Verwundeten und Sterbenden auf den Boden, tröstete, hörte Beicht, erteilte die lezte Oelung und den Sterbablaß. Ach, welch' blutige Szenen boten sich hier meinen Blicken dar! Wie viele starben unter meiner segnenden Hand, oder während ich ihnen in abgekürzter Form die heilige Oelung erteilte! Das Schauerlichste, was ein Mensch erleben kann, trat hier mit allen seinen Schrecknissen vor mich hin und erfüllte mich mit Entsezen und Grauen. Ich wollte an einem Hause vorübereilen, das in hellen Flammen stand; da schlug aus demselben Aechzen und Stöhnen an mein Ohr. Ich trat an das offene Fenster, aus dem Rauch hervorquoll. Und was sah ich in dem großen brennenden Zimmer? Schwer verwundete und mit dem Tode ringende Soldaten, die unfähig waren aus der Brandstätte zu fliehen. Ich rief ihnen, unter Aufbietung all meiner physischen und moralischen Kraft, Worte des Trostes, der Ergebung in ihr Schicksal

und des Gottvertrauens zu. Dieser entsezliche Anblick machte mir das Blut in den Adern gerinnen, meine Zunge war wie gelähmt, die Haare standen mir zu Berg, und Brandgeruch, Qualm und Feuerlohe machten mich atemlos. Ich war einer Ohnmacht nahe, es wurde finster vor meinen Augen und die Beine versagten mir den Dienst. Da fiel der Plafond und das glühende Gebälk auf die Opfer des Kriegs und des Todes — — ich raffte mich auf und eilte hinweg, hinweg — um anderen Sterbenden, die in ihrem Blute sich wälzten, die Tröstungen der heiligen Religion zu spenden. Das ist der Beruf und das Martyrium eines Feldpaters!

Ganz nahe bei Villersexel befindet sich das herrliche Schloß Grammont. Am 9. Januar wurde dasselbe zu einem Feldlazarete verwendet. In den prachtvollen Sälen lagen zahllose Verwundete, deutsche und französische Soldaten. Auf der Zinne des Schlosses war eine Flagge mit dem Genferkreuz aufgehißt, so daß Freund und Feind erkennen konnte, daß sich hier ein unverlezliches, durch Völker- und Kriegsrecht geschüztes Lazaret befinde. Allein dessen ungeachtet schossen die Franzosen dasselbe mit glühenden Kugeln in Brand. Turmhoch schlugen die Flammen empor und in kurzer Zeit war das kolossale Schloß eine schauerliche Ruine. Die Bedienungsmannschaft floh, nachdem sie einige leichter Verwundete in Sicherheit gebracht hatte — aber die zahllosen schwer Verwun-

deten, was ist aus ihnen geworden? Sie sind elend in den Flammen umgekommen! Zwei deutsche schwer verwundete Offiziere vom 28. Infanterie-Regimente, die ich später im Lazarete zu Besançon traf, befanden sich am 9. Januar, als das Schloß in Brand geschossen wurde, in demselben. Um dem Tod in den Flammen zu entrinnen, krochen sie unter unsäglichen Schmerzen und großem Blutverluste die Treppen herab, schleppten sich durch den geräumigen Hof und verbargen sich dann im Gestrüppe des Schloßparkes. Dort sanken sie in eine tiefe Ohnmacht, und als sie das Bewußtsein wieder erlangt hatten, sahen sie staunend, daß sie auf Stroh gebettet und von französischen Aerzten und Lazaretgehilfen umgeben waren. Nach 4 Tagen wurden sie dem Lazarete in Besançon übergeben. Bis zu meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft figurierten diese 2 Offiziere in der Liste der Gestorbenen, da man mit Bestimmtheit annahm, sie seien im Schlosse von Grammont verbrannt. Es wird überhaupt niemals festgestellt werden können, wie viele Soldaten in den brennenden Häusern Villersexels und in dem Schlosse Grammont umgekommen, das heißt auf die schauerlichste Weise verbrannten. Einer dieser geretteten Offiziere hieß Becker, der Name des andern dagegen ist mir entfallen. Ich kann hier nicht unerwähnt lassen, daß die zwei Geistlichen Villersexels, der dortige Pfarrer und Kaplan, während dieser Schreckens-

zeit mit wahrem Heldenmut und mit kühner Todesverachtung ihres heiligen Amtes walteten, indem sie, steter Lebensgefahr ausgesezt, den schwer Verwundeten und Sterbenden beistanden und gar vielen den Tod versüßten. Sie machten dabei keinen Unterschied zwischen Freund und Feind, zwischen Franzosen und Deutschen — sie sahen und trösteten in den Verwundeten und Sterbenden lediglich Menschen, Christen, hilfsbedürftige Mitbrüder.

Der soeben erwähnte Pfarrer lud mich, nachdem die Deutschen Villersexel mit stürmender Hand genommen hatten, auf's zuvorkommendste ein, mein Quartier im Pfarrhause aufzuschlagen. Ich nahm diese Einladung mit Dank an. Allein der weitere Verlauf des Kampfes machte einen Strich durch unsere Rechnung, wie ich sogleich berichten werde. Als ich meine Einquartierung im Pfarrhause bewerkstelligen wollte, griffen die Franzosen unsere Truppen in und um Villersexel (das selbstverständlich von sämmtlichen Einwohnern verlassen war) gegen alle Erwartung mit großen Truppenmassen und von einer zahlreichen Artillerie unterstüzt aufs heftigste an. Von einer zur Beschießung des Städtchens sehr vorteilhaft gelegenen Anhöhe bestrichen sie mit Kanonenkugeln und Granaten die Straßen desselben und fegten sie rein. Jeder suchte sich, so schnell und gut als möglich, zu decken. Ich befand mich gerade in der Hauptstraße, die zum Pfarrhaus führte, hoch

zu Roß, als die ersten Kugeln dahersausten und die Wände und das Pflaster bestrichen. Unter solchen Umständen bot sich mir kein anderes Rettungsmittel, als vom Pferde zu steigen und in das nächste beste Haus zu retirieren. Gedacht, getan. Ich springe aus dem Sattel, ziehe das Pferd am Zaume nach, trete in ein offen stehendes Haus und will nun auch das Pferd hineinziehen. Allein mein sonst sehr folgsames Kriegsroß zeigt sich widersezlich, es weigert sich entschieden, die Türschwelle zu überschreiten. Da war denn guter Rat teuer. Ich wollte um keinen Preis mein Pferd verlieren, was aber unfehlbar geschehen wäre, wenn ich dasselbe auf der Straße hätte stehen lassen. Ich mußte es also auf listige Weise und so schnell als möglich unters Dach bringen. Ich verband ihm mit meinem Taschentuche die Augen, führte es schnell zweimal im Kreise herum und zog es dann über die Schwelle. Jezt erst besichtigte ich mein interimistisches Standquartier. Es war eine große Wirtsstube, aus der alle Bänke, Stühle und Tische herausgenommen und zum Barrikadenbau verwendet worden waren. Nebenan war eine zweite Gaststube, aber ebenfalls vollständig leer. Dieses Gemach wies ich meinem Schimmel zur Wohnung an. Hier waren wir also vorläufig in Sicherheit.

Die Kanonen donnerten fürchterlich, ihre Kugeln schlugen rechts und links ein, zersplitterten Dachsparren, zerschmetterten Giebel und Schornsteine und

schleuderten sie auf die Straße. Zahllose Bomben und Granaten zischten und schwirrten durch die Luft, und die Gewehre knatterten ununterbrochen dazwischen — es war ein höllisches, sinnverwirrendes Tosen, Donnern, Krachen und Bersten. Am bedrohlichsten waren die einschlagenden und krepierenden Bomben: Barmherziger Himmel! Wenn etwa eine Bombe oder eine glühende Kugel auf das Haus herabsausen und dasselbe in Brand stecken würde, wohin sollte ich dann flüchten? Ich traf allerdings, so gut es eben unter den obwaltenden Umständen anging, Vorsorge, bei einer so furchtbaren Eventualität mein Leben zu retten; dieselbe bestand darin, daß ich mich in die Türöffnung des Nebenzimmers stellte. Wenn, kalkulierte ich, eine Bombe in dieses Haus einschlägt und in die Wirtsstube herabrasselt, so flüchte ich mich schnell in das Nebenzimmer, fährt sie aber in das Nebenzimmer herab, so flüchte ich in die Wirtsstube.

Nachdem ich eine furchtbar lange Stunde in der angegebenen Weise auf der Bombenlauer gestanden, sah ich durch die offen stehende Türe eine starke Abteilung der Unserigen im Sturmschritt retirieren, ein sicheres Zeichen, daß Villersexel zum zweiten Male von den Franzosen zurückerobert worden. Ich mußte also, wollte ich nicht in französische Gefangenschaft geraten, meinen Zufluchtsort verlassen, mich den Unserigen anschließen und mit ihnen schleunigst

retirieren — ein schweres, gefährliches Unternehmen, denn fürchterlich sausten die Kanonenkugeln durch die Straßen, rikochetierten auf dem Pflaster, flogen dann in einer Bogenlinie weiter, prallten dann noch etliche Male auf dem Pflaster ab und schlugen, aus der geraden Richtung der Straße gekommen, rechts oder links in ein Haus ein. Unaufhörlich zischten Bomben durch die Luft, plazten unter gellendem Knall in den Straßen und im Dachstuhl der Häuser und sezten diese in Brand. Die meisten Häuser brannten lichterloh, glühende Ziegel und brennende Balken schossen von den Dächern herab, und dumpf dröhnend stürzten, bald da, bald dort, brennende Häuser ein. Das Knattern der Gewehre ließ sich immer näher hören — ich hatte also keine Zeit zu verlieren. Mich dem Schuze Gottes und der Gnadenvollen empfehlend, betrat ich, mein Pferd am Zügel führend, die Straße, wo Greuel, Tod und Verderben mich angrinsten. Kaum war ich unter freiem Himmel, so sauste eine Kanonenkugel an mir vorbei, und schlug eine Bombe kaum 12 Schritte vor mir ein; sie krepierte und schleuderte weit umher Splitter, die einige von den Unsrigen töteten und einige schwer verwundeten. Ich getraute mir nicht, das Pferd zu besteigen, weil ich, hoch zu Pferd, weit mehr der Lebensgefahr ausgesezt gewesen wäre als zu Fuß. Unter einem wahren Kugelregen retirierten wir schleunigst aus dieser Mördergrube, freilich

räumten die Kugeln rasch unter uns auf und machten reichliche Beute. Es schien mir fast unmöglich, daß ich unversehrt aus diesem Kugelregen kommen sollte, denn die feindlichen Geschüze waren so aufgepflanzt, daß sie in gerader Linie die Straße bestrichen, durch die wir retirierten, und waren die von den Dächern herabschießenden glühenden Ziegel und brennenden Sparren nicht weniger gefährlich als das Blei aus den Gewehren, als die Kanonenkugeln, die Bomben und Granaten. Endlich erreichten wir die Brücke, die außerhalb Villersexels über den Oignon führt und suchten nun den in einiger Entfernung vor uns liegenden Wald zu erreichen, denn derselbe bot uns Schuz gegen die feindlichen Geschosse. Ich suchte und fand dort Deckung für mich und meinen Schimmel, und vergeudeten die Franzosen wenigstens noch eine Stunde lang, bis in die sinkende Nacht, ihre Kugeln an uns, die wohl Aeste und Wipfel abschlugen, zersplitterten und auf den Boden warfen, uns aber keinen Schaden zufügten.

Nachdem die Nacht hereingebrochen war, marschierten wir in nordöstlicher Richtung ab und bivouakierten unter freiem Himmel auf einem ebenen Schneefeld, bei grimmiger Kälte, zwei bis drei Stunden von Villersexel entfernt. Es war strenge verboten, Licht oder Feuer anzuzünden, weil uns ringsum Feinde umgaben, die uns an Zahl weit überlegen waren. Ich will hier gelegentlich bemerken, daß es größere Annehmlichkeiten gibt als: nach

einem Tage, während dessen man ununterbrochen in höchster Lebensgefahr schwebte, keinen warmen Bissen gegessen und in keinem geheizten Zimmer gewesen, unter freiem Himmel, bei grimmiger Kälte (mindestens 16 ° unter dem Gefrierpunkte nach Réaumur) in schneidendem Nordwinde und mit leerem Magen sich in den tiefen Schnee zur sogenannten Nachtruhe niederlegen zu müssen, namentlich wenn man noch, wie das bei uns der Fall war, fürchten muß, vom Feinde überfallen zu werden. Man ligt auf dem Schnee zwar leidlich weich, aber abscheulich kühl, man wird häufig von einem eisig kalten Frost durchbebt, es erstarren die Füße in kurzer Zeit bis zur Unbeweglichkeit, und ist von Erholung und Schlaf absolut keine Rede, es sei denn, daß sich der Todesschlaf auf die Augenlider herabsenkt, was beim Kampieren im Feld, unter freiem Himmel, im Schnee und ohne warme Kost, gar nicht selten der Fall ist. Wer nicht sehr gesund und robust, abgehärtet und an Strapazen gewöhnt ist, der erligt solch heftigen Angriffen auf Gesundheit und Leben, er erkrankt an Typhus oder Kolik, an Rheumatismus oder Entzündung dieses oder jenes Organes, oder es erfrieren ihm Hände oder Füße.

Am 10. Januar verließen wir erst nachmittags unser sibirisches Quartier und marschierten gegen Belfort. Bei einbrechender Nacht kamen wir in

einem armseligen gänzlich verlassenen Dorfe an und marschierten vor Tagesanbruch wieder ab.

Am 11. Januar machten wir gegen Mittag unter freiem Himmel Halt und nahmen Gefechtsaufstellung, da zahlreiche feindliche Truppen uns umschwärmten, doch kam es hier zu keinem eigentlichen Kampf, es fielen blos einige Plänkeleien zwischen den Vorposten unserer und der französischen Truppen vor. In später Nachtstunde kamen wir bei Héricourt an. Ich bezog bei einem sehr menschenfreundlichen Steuererheber Quartier.

Der 12. Januar bot uns eine kurze, wohlverdiente und notwendige Rast. Ich erledigte dienstliche Meldungen und schrieb einige Briefe an die Meinigen in der Heimat.

Am 13. Januar wurde die ganze Einquartierung Héricourts alarmiert. Um 9 Uhr vormittags ward Generalmarsch geschlagen und geblasen. Alles trat unter die Waffen und machte sich kampfbereit. Es war ein fürchterliches Rennen und Jagen, Rasseln und Dröhnen. Die Feldkasse und Bäckerei, die Proviantwagen und Gepäcksfuhrwerke, kurz: alles, was dem schlagfertigen Heere bei eröffnetem Feuer hinderlich sein oder in die Hände des Feindes fallen könnte, raste in gestrecktem Galopp in nördlicher Richtung aus Héricourt. Ich gab meinen zwei Burschen Befehl, mein Reitpferd zu satteln und sich dann mit meinem Gepäckwagen und dem

zweiten Pferde der abziehenden Proviant- und Gepäck-Kolonne anzuschließen. Dann stieg ich zu Pferd und jagte in südlicher Richtung dem Infanterie-Regimente Nr. 30 nach. Nach einstündigem scharfen Ritt traf ich bei dem Generalstab des Höchstkommandierenden, General von Werder, ein. Unter freiem Himmel bildeten mehrere Generäle und Adjutanten einen Kreis um den genannten Feldherrn, der vor einer großen topographischen Karte, die auf einem Schneehaufen lag, stand und den Schlachtenplan entwarf, Aufschlüsse gab und Befehle erteilte. Von allen Richtungen der Windrose sprengten Adjutanten heran, nach allen Himmelsgegenden galoppierten Ordonnanzen hinweg — ein höchst interessantes militärisches Schauspiel. Hier erkundigte ich mich nun, wo meine Tätigkeit als Feldpater am notwendigsten wäre. Es wurde mir geantwortet: „Bei dem 4. rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 30." Hierauf ritt ich sogleich ab und erreichte nach anderthalb Stunden dieses Regiment, von welchem besonders das Füsilierbataillon eine schwere Aufgabe zu lösen hatte und hart mitgenommen wurde. Es erstürmte Chavannes, mußte aber der feindlichen Uebermacht weichen und Chavannes wieder räumen. Bei dieser blutigen Operation verlor dasselbe über 100 Mann und 8 Offiziere. Nachdem Chavannes von den Unserigen wieder geräumt worden war, wogte der Kampf um dieses Dorf. Und hier auf

blutigem Schlachtfeld wartete meiner eine furchtbar ernste, erschütternde Arbeit. Der Kampfplaz war mit Toten, Sterbenden und Verwundeten übersät; ich wußte oft nicht, wohin ich mich, nachdem ich einem Sterbenden beigestanden, wenden sollte, da von allen Seiten Hilferufe und Schmerzensschreie an mein Ohr schlugen. Ich will hier in wenigen allgemeinen Zügen die Tätigkeit des katholischen Feldpriesters schildern.

Wenn der Tod auf blutgetränktem Schlachtfelde seine Ernte hält, so wird der Feldpater von den sterbenden und verwundeten Kriegern als tröstender Engel herbeigesehnt und mit offenen Armen empfangen. Ich habe niemals den Fall erlebt, daß ein verwundeter oder sterbender Soldat auf dem Schlachtfelde selbst, in der Ambulanz oder im Lazaret den Beistand und den Trost des Feldpaters zurückgewiesen oder sich geweigert hätte, die heiligen Sakramente zu empfangen. Im Gegenteil! Mit größter Bereitwilligkeit, mit Sehnsucht und Frohlocken nehmen sie den Feldpater auf und empfangen in der Regel mit glühender, rührender Andacht und mit völliger Ergebung in den Willen Gottes die heiligen Sakramente. Ich habe mich stets an ihrem gläubigen Sinn, an ihrem religiösen Eifer für ihr Seelenheil, an ihrer Geduld und Resignation erbaut. Es ist wiederholt vorgekommen, daß verwundete oder sterbende protestantische Soldaten den katholischen

Feldpriester inständig baten, ihnen beizustehen, Trost zu spenden und mit ihnen zu beten. Wie oft riefen mich schwer verwundete protestantische Soldaten, wenn sich kein protestantischer Feldgeistlicher auf dem Schlachtfeld oder in ihrer Nähe befand, zu sich und sagten flehentlich zu mir: „Herr Pfarrer, ich bin Protestant, aber kommen sie troz dessen zu mir und beten Sie mit mir, denn es geht mit mir zu Ende!" Und solcher Bitte habe ich nie die Erhörung versagt. Aus christlicher Nächstenliebe und tief gerührt, kniete ich neben dem Sterbenden nieder, betete mit ihm das „Vater unser", flöste ihm in kurzen Worten Mut, Trost und Ergebung in sein hartes Schicksal ein und empfahl ihn der Barmherzigkeit Gottes.

Wenn ich während des Kampfes oder, nachdem derselbe ausgetobt, neben sterbenden Soldaten, die oft grauenhaft verwundet waren, auf der Erde oder im Schnee, was gewöhnlich der Fall war, kniete, wenn meine Kleider, meine Hände und Stola mit Blut befleckt waren oder selbst von Blut troffen, wenn mit dem Tod ringende Soldaten in meinen Armen erblaßten und ihren Geist aufgaben, während der Name „Jesus, Maria, Vater oder Mutter, Weib oder Kinder" noch auf ihren Lippen schwebte, wenn ich all den Jammer und das Elend, die Greuel und Schrecknisse, die Verwüstungen und Furien anstarrte, die der Krieg in seinem Gefolge hat, wenn ich das Aechzen und Seufzen der von

Kugeln und Bajonnetstichen Verwundeten und das Stöhnen und Röcheln der Sterbenden durch lange, bange Stunden hörte, wenn mich rings umher die verglasten Augen, das aschgraue Antliz der Gefallenen und die furchtbar entstellten Gesichtszüge der unter rasenden Schmerzen Gestorbenen anstarrten, wenn überdieß bald nah' bald fern der Kampf tobte, wenn vom Kanonendonner die Erde zitterte und unter den knarrenden Rädern der Laffeten und dem Hufschlag der dahinjagenden Kavallerie-Regimenter Luft und Boden dröhnten, als sollte der Erdball aus den Fugen gehen und bersten, wenn in gemeinschaftlichem Grabe lange Reihen gefallener und oft furchtbar verstümmelter Soldaten lagen, und ich ihnen die Grabrede hielt, ach, wie hat bei all diesen Anlässen, bei solchem Anblick, bei solchen Erlebnissen mein Herz geblutet, welch kalter Schauer durchrieselte mir Mark und Bein, welch grimmiger Schmerz durchzuckte meine Seele! Ich fürchtete oft, der meinen Leib und meine Seele erschütternden Aufregung erliegen zu müssen; es versagte mir oft die Stimme, und heiße Zähren rannen, den Seelensturm kalmierend und Balsam in mein verwundetes Herz gießend, über meine Wangen. Ich habe mir während des Feldzuges öfters, namentlich auf dem Schlachtfelde und in den Lazareten von Dôle, wo ich wochenlang an den Blattern und am Typhus erkrankte Soldaten pastorierte und täglich 6 bis 10 Leichname beerdigte, die Frage vorgelegt:

Wie, wenn du am 22. Juli 1870, als du in der Toledostraße zu Neapel den Entschluß faßtest, Feldpater zu werden, all das Entsezliche, Grauenhafte und Unaussprechliche, was deiner wartete, geahnt oder im Geiste geschaut hättest; würdest du wohl den Mut, die Tollkühnheit und Vermessenheit gehabt haben, würdest du es wohl gewagt haben, diesen Beruf zu wählen, der an einen Sterblichen, an einen mit Gemüt Begabten solche Anforderungen stellt, ihm solche Opfer auferlegt und solch übermenschliche Leistungen von ihm verlangt? Ich vermutete und erwartete keineswegs, als Militärgeistlicher während eines Feldzugs auf Rosen gebettet zu werden und, ähnlich den drei Jünglingen im Feuerofen des Nabuchodonosor, von einem Engel bei der Hand genommen und schmerzlos, ohne Schramme und Püffe, unversehrt und mit heiler Haut durch alle Gefahren geführt zu werden — nein — nichtsweniger als das, aber zwischen dem, was ich mir, bevor ich Feldpater war, an Opfern und Gefahren während eines Feldzuges vorstellte und dann in Wirklichkeit vorfand und erlebte, war ein himmelweiter Unterschied. Ich gestehe ohne Hehl und Umschweife, daß ich mir weder den Mut noch die Kraft zugetraut hätte, solch ein tollkühnes Wagnis, solch ein Riesenwerk zu unternehmen, wie sie der Militärgeistliche im Kriege zu vollbringen hat. Auch die Erwachsenen handeln oft wie die

Kinder, die einen neuen, glänzenden Pfennig einem abgegriffenen, unscheinbaren, aber ächten Goldstücke vorziehen, die gierig nach einem Stückchen Zucker ihre Hand ausstrecken, während sie die bittere, aber heilsame Arznei mit Ekel von sich stoßen. Rennen und jagen wir denn nicht oft der gleißenden Ehre und dem Ruhme nach und lechzen nach Freude, Vergnügen und Lust, während wir scheu, zitternd und bebend vor Leid und Kreuz, Schmerz und Weh zurückweichen? Und doch: was ist uns heilsamer: Freud oder Leid, Genuß oder Selbstverleugnung, Lust oder Schmerz, Zucht oder Willkür, Glück oder Unglück, Ehre oder Schmach? Das Leben Jesu und seiner Heiligen beantwortet uns diese Frage ganz bestimmt und klar. Bevor die Apostel den heiligen Geist empfangen hatten, waren sie ehrgeizig und selbstsüchtig, furchtsam und weheleidig; sie nahmen mit Jesu bereitwillig teil an der Hochzeit zu Kana und tranken mit Vergnügen von dem wunderbaren Wein, aber am Oelberg da wollten sie nicht von der Partie sein und mit Jesu den Leidenskelch nicht trinken. Auf dem Berg der Verklärung da wollten Petrus, Jakobus und Johannes Hütten bauen und Wohnung nehmen, aber auf den Kalvarienberg begleitete ihn nur Johannes. So ist der Mensch! Wenn, bevor ich Feldpater wurde, vor den Augen meines Geistes all Das vorübergezogen wäre, was ich als solcher auszustehen, zu ertragen und zu er=

dulden haben würde, so glaube ich kaum, daß ich mich dazu hätte entschließen können, solche Opfer zu bringen und einen solchen Leidenskelch zu trinken, nachdem aber die eisernen Würfel gefallen waren und über meinen Beruf als Feldpater entschieden hatten, da gab es für mich kein „Aber“ und „Wenn“, kein Bedenken und Zaudern und selbst nicht Reue und Leid. Was ich einmal aus freiem Entschluß und offenbar nach dem Ratschlusse der göttlichen Vorsehung geworden, das wollte ich ganz und ohne jegliches Hin- und Herschwanken sein. Unter den Gründen, die mich veranlaßten, Feldpater zu werden, war, wie ich früher schon erwähnte, auch der: ich sehnte mich nach außerordentlichen Erlebnissen und wollte reiche Erfahrungen sammeln — nun, wahrhaftig! sie sind mir zu teil geworden und zwar so zahlreich, so originell, imposant, schauerlich und unvergeßlich, wie sie unter Millionen kaum Einem zu teil werden. Doch, kehren wir zurück auf das Schlachtfeld von Chavannes!

Viertes Kapitel.

Kriegsgefangen.

Die feindlichen Kugeln hatten fürchterlich in unseren Bataillonen gehaust und ihre Reihen gelichtet. Ich hatte Arbeit in Hülle und Fülle einzig

im Füsilierbataillon des Regimentes Nr. 30. Nachdem ich einem Schwerverwundeten, dem der Tod auf das aschgraue Antliz schon sein Siegel aufgeprägt, die heiligen Sakramente in kürzester Form gespendet, kam gerade ein Militärarzt in meine Nähe. Ich bat ihn, den schwerverwundeten Krieger, dem eine Kugel in den Rücken getroffen, zu untersuchen und, wenn noch Hilfe möglich, ihn zu verbinden. Nachdem der Arzt einen prüfenden Blick auf denselben geworfen, richtete er ihn sachte auf und bohrte seinen Zeigefinger in die Oeffnung, welche die Kugel unterhalb des rechten Schulterblattes in die Brusthöhle gemacht. Den armen Soldaten durchzuckte dabei tötlicher Schmerz, er knirschte mit den Zähnen, stieß einen leisen Jammerschrei aus, blickte mit unbeschreiblich wehmütigem Blick gen' Himmel und schloß sodann die Augen für immer. Der mitleidige Tod hatte ihn erlöst von Schmerz und Qual. Ich betete: „Requiescat in pace!“ und schritt einer Stelle zu, wo zwei verwundete Soldaten im Schnee lagen und sich in ihrem Blute wälzten. Da sprengten einige französische Dragoner heran, umringten mich und forderten mich auf, mich gefangen zu geben. Ich berief mich auf mein heiliges Amt, das mich verpflichte, den Verwundeten, seien sie Freund oder Feind, die Tröstungen unserer heiligen Religion zu spenden. Ich berief mich auf die internationale Konvention des Genfer-Kreuzes,

das die Sanitätsbeamten der Truppen für unverlezlich erkläre und ihre Gefangennehmung verbiete. Allein umsonst! Ich mußte der Gewalt weichen, mich gefangen nehmen lassen und ihnen folgen. Es fing an, düster zu werden, als ich gefangen genommenn wurde, und bei unserer Ankunft in Chavannes war es längst finstere Nacht geworden.

Man wird darüber staunen, daß ich, ein Feldgeistlicher, der das Genfer-Kreuz als Armbinde trug, in Ausübung meines heiligen Amtes auf dem Schlachtfelde gefangen genommen wurde, denn die Genfer Konvention, ein internationaler Vertrag, war schon am 22. August 1864 geschlossen worden, und trat Frankreich sogleich dieser Konvention bei. Ich will hier, an diesem geeigneten Orte, nur mit einigen Worten den Zweck der Genfer Konvention näher bezeichnen.

Die Genfer Konvention stellte als Völkerrecht den Saz auf: Der kranke und verwundete Soldat der feindlichen Armee ist nicht mehr als Feind, sondern als hilfebedürftiger Mensch zu betrachten und zu behandeln, zu beschüzen und zu pflegen. Alles, was zur Pflege, Beförderung und Rettung der kranken und verwundeten Soldaten dient, also Aerzte, Krankenwärter, Apotheker, Sanitätsbeamte, Feldgeistliche, Lazarete, Ambulanzen, Verbandpläze und Verwundetentransporte sind unverlezlich und gegen jeden Angriff geschüzt. Als gemeinsames,

internationales, von allen Parteien zu respektierendes Zeichen gilt ein rotes Kreuz in weißem Felde, das von den Personen des Sanitäts-Korps als Armbinde zu tragen und auf den Lazareten, Verbandplätzen 2c. als Flagge aufzuhissen ist. Nach der Gründung der Genfer Konvention wurde die erste internationale Versammlung der Interessenten des Genfer-Kreuzes im Jahre 1867, anläßlich der Pariser Weltausstellung, abgehalten.

Die französische Regierung begann den Krieg gegen Deutschland mit solcher Ueberstürzung, mit so unverzeihlichem Leichtsinn und nach solch mangelhafter Vorbereitung, daß ganze Divisionen der französischen Armeekorps von einer Genfer Konvention gar nichts wußten. Das französische Kriegsministerium hatte es versäumt, die Generalstäbe der Truppenkorps und durch diese alle Offiziere und Soldaten von dem Abschluß und der Sammtverbindlichkeit der Genfer Konvention in Kenntnis zu sezen und ihnen die Pflichten derselben einzuschärfen. Es ist wiederholt vorgekommen, daß Personen des französischen Sanitäts-Korps, die mit den Truppenteilen, denen sie aggregiert waren, gefangen genommen, aber dann, weil unter dem Schuze des Genfer-Kreuzes stehend, sogleich wieder freigelassen wurden, sich darob höchlich wunderten und gar nicht wußten, welchem glücklichen Umstand sie ihre Freilassung zu verdanken hatten. Es kam besonders

beim Beginne des deutsch-französischen Krieges häufig vor, daß Personen des französischen Sanitäts-Korps keine Armbinde der Genfer Konvention trugen, weil die französische Armeeverwaltung sie nicht mit diesem notwendigen Requisit versehen hatte. Die französische Regierung dürfte es wohl auch aus dem Grund unterlassen haben, ihre Armeen von der Existenz einer Genfer Konvention in Kenntnis zu sezen und dem Sanitäts-Personal Armbinden mit dem Genfer-Kreuz als Talisman zu übergeben, weil sie von dem verhängnißvollen Wahn befangen war, ihre Armeen seien unüberwindlich, Sieg und Ruhm seien blos an ihre Fahnen und Waffen gekettet, die deutsche Armee werde beim ersten französischen Kanonenschuß in jähem Schrecken teils Reißaus nehmen, teils das Gewehr strecken, und dann handle es sich nur noch darum, einen militärischen Spaziergang nach Berlin zu unternehmen und von dort aus dem niedergeworfenen Deutschland Geseze vorzuschreiben und dasselbe zu brandschazen nach dem Grundsaze: „Vae victis!“ — „Wehe den Besiegten!“ Für diesen, von den Franzosen mit Bestimmtheit vorhergesehenen Fall bedurften sie allerdings keiner Genfer Konvention und keines Genfer-Kreuzes. Dieser Zufluchts- und Rettungsmittel bedurften nach ihrer Ansicht blos die Deutschen.

Daß übrigens, während eines Feldzuges, Personen des Sanitäts-Korps, die vom Feinde gefangen

genommen werden, unter gewissen Verhältnissen und Voraussezungen nicht sogleich in Freiheit gesezt werden, mag wohl aus Vorsichts- und Klugheitsrücksichten zu rechtfertigen sein; denn es kann der Fall vorkommen, daß solche Personen der feindlichen Armee so nahe kommen und von ihrer Aufstellung, von ihren Plänen und Absichten so genaue Kenntnis erlangen, daß sie, wieder in Freiheit gesezt, durch Mitteilung ihrer Wahrnehmungen an das Offizierkorps ihrer eigenen Truppen dem Feinde erheblichen Schaden zufügen könnten. In diesem Falle werden die gefangen genommenen Personen des Sanitäts-Korps für kurze Zeit isoliert und dann, unter sicherer Eskorte, den feindlichen Vorposten übergeben oder bis zur Landesgrenze transportiert. So viel zur Aufklärung des geneigten Lesers über die Genfer Konvention.

In Chavannes wurde ich in ein großes, ebenerdiges Lokal verbracht, dessen Boden hoch mit Stroh überschüttet war. Es war offenbar ein Schulzimmer, denn an der, der Türe zugekehrten Wand waren so viele Schulbänke auf einander geschichtet, daß sie bis zum Plafond reichten. In den beiden Längsseiten befanden sich je 3 große Kreuzstöcke, die fast auf den Fußboden herabreichten. Dieser Raum war nicht beleuchtet, doch konnte ich denselben darum zur Not beaugenscheinigen, weil der Wolkenschleier zerrissen war, als wir nach Chavannes kamen, und

der Mond sein bleiches Licht vom Himmel herab auf das Kriegstheater in Frankreich, auf blutige Schlachtfelder und auch auf meinen Lebensweg herabgoß, der soeben die Eigenschaft eines eigentlichen Leidens- und Kreuzweges angenommen hatte.

Das Erste, was ich wahrnahm, waren drei Leidensgefährten, drei Kriegsgefangene, die dem Feind in die Hände gefallen waren. Als wir einander begrüßten, erkannten wir uns sogleich an der Stimme. Wie staunte ich: in den drei Kriegsgefangenen mir befreundete Aerzte des 4. rheinischen Infanterie-Regimentes Nr. 30 zu erkennen! Also auch sie gefangen, obgleich unter dem Schuze der Genfer Konvention und des Genfer-Kreuzes stehend! Ja, sie wurden, als die Unserigen, der feindlichen Ueberzahl weichend, Chavannes räumen mußten, bei Ausübung ihres schweren, menschenfreundlichen Berufes von den Franzosen überrascht und zu Kriegsgefangenen gemacht. So wurde denn ihre Klinik ihr Kerker und ihr Lazaret ihr Gefängnis. Die drei Aerzte hießen: Dr. Coulon, Dr. Scholl und Dr. Aenstoots; Coulon und Scholl waren Stabsärzte und Protestanten, Aenstoots aber war Assistenzarzt und Katholik. Voll heiligen Zorns und gerechter Entrüstung sprachen wir uns gegenseitig über die flagrante Verlezung der Genfer Konvention und des von allen Staaten Europas anerkannten und sanktionierten Völker- und Kriegsrechtes aus, daß

Personen des Sanitäts-Korps, namentlich in Ausübung ihres Amtes und Dienstes, nicht nur nicht gefangen genommen werden dürfen, sondern vielmehr zu schüzen und ungefährdet zu ihren Truppenteilen zu befördern seien. Wir trösteten uns mit der Mutmaßung, daß unserer Gefangennehmung ein Uebersehen, ein Irrtum, ein Fehlgriff zu Grund liegen werde, und wiegten uns in der süßen Hoffnung, das französische Kommando werde in kürzester Frist unsere Freilassung befehlen. Unsere Vermutung und Hoffnung stüzte sich namentlich auf die leicht zu beweisende Tatsache, daß die Aerzte und ich unsere Hilfeleistung sowohl den preußischen als auch den französischen Soldaten hatten zu teil werden lassen. Wir sollten aber in kurzer Zeit die traurige Erfahrung machen, uns in unseren Voraussezungen und Hoffnungen bitter getäuscht zu haben.

Fünftes Kapitel.

Zum Tode verurteilt.

Nachdem eine peinliche Stunde seit meiner Ankunft im Arrestlokale verflossen war, erschien der Kommandant von Chavannes, Oberst Barrache oder Barrasse, Kommandeur der zweiten Rhone-Legion, begleitet von zwei Adjutanten und zwanzig Soldaten in voller Rüstung, in unserem Arrestlokale,

um mit uns ein standrechtliches Verhör vorzunehmen. Ein Soldat trug eine riesige Laterne mit brennendem Licht in der Hand.

Der Oberst, ein Mann von über sechzig Jahren, hatte eine Physiognomie, wie sie mir häßlicher und abschreckender nie und nirgends unter die Augen gekommen. Ingrimm und Wut, Haß und Rachsucht zuckten wie grelle Blize und tötliche Dolche aus demselben gegen uns Kriegsgefangene. Auf seinem Rumpf saß ein dicker Schädel, borstige Augenbrauen verbrämten seine funkelnden Augen, ein struppiger Schnurrbart bedeckte seine wulstige, breite Oberlippe, ein stiermäßig veranlagter Hals und Nacken diente dem Kopf zur Basis, sein kurzer, dicker Leib ruhte auf säbelbeinigen, gedrungenen Füßen, die in den bekannten weiten Schlotterhosen stacken — kurz, mit Einem Wort: ein moderner Attila stand leibhaftig vor uns. Sein Verhör und Benehmen rang aber mit seiner Gestalt um die Palme des Sieges, sie würden dem leibhaftigen Satan alle Ehre gemacht haben. Schon seine äußere Gestalt flößte Abscheu und Ekel ein und ließ uns von seiner richterlichen Tätigkeit das Schlimmste ahnen und befürchten. Dieses fac-simile einer ächten Kriegsfurie, dieser Tyrann vom reinsten Wasser, dieser racheschnaubende und blutdürstige Tiger hatte uns wehrlose Kriegsgefangene in seiner vollen Gewalt, wir standen, wie dem Tod geweihte Schlachtopfer, vor seinem Blutgericht.

Der Oberst begann das Verhör mit von Wut bebender, heißerer, krächzender Stimme. Als Einleitung zu demselben führte er folgendes an: Deutschland habe furchtbare Sünden gegen Frankreich auf dem Gewissen. Im Lauf der Jahrhunderte habe Deutschland das friedliebende Frankreich oft mit Krieg überzogen, es habe in dessen Provinzen mit Feuer und Schwert gewütet. Den gegenwärtigen Krieg hätten die Deutschen rein mutwillig begonnen und bisher schrecklich auf Frankreichs Boden gehaust. Er selbst sei von deutschen Truppen-Korps hart mitgenommen und geplündert worden. Nachdem er schon seit längerer Zeit als Offizier pensioniert gewesen, hätte die Not des Vaterlandes ihm den Degen wieder in die Hand gedrückt. Deutsche Truppen hätten heute Chavannes bombardiert und bei ihrer Retirade allen Proviant und alle Fourage als Kriegsbeute fortgeschleppt. Er finde hier weder für sich, noch für seine Truppen etwas zu essen, ja nicht einmal einen Lichtstumpf, um die eintreffenden Rapporte lesen und seine Befehle schriftlich erteilen zu können. Für all diese von den Deutschen an Frankreich verübte Verbrechen erlaube, ja befehle ihm das Kriegsrecht, Rache zu nehmen und Vergeltung zu üben. Da er sich nun gegenwärtig auf keine andere Weise an den Deutschen rächen und ihnen wiedervergelten könne, als durch Vornahme eines exemplarischen Sühnaktes an uns, so seie er

fest entschlossen, uns vier Prussiens morgen um 5 Uhr — erschießen zu lassen.

Nun begann das Verhör mit jedem Einzelnen von uns, das aber, nach schon gefälltem Todesurteil, eigentlich rein unnötig war und sich als eine bloße Formalität charakterisierte.

Zuerst mußten die Aerzte, Person für Person, vor die Fronte treten und sich der hochpeinlichen Untersuchung unterziehen. Allen ihren Antworten begegnete der Oberst mit Widerspruch, Spott und Hohn. Er äußerte sich mit einer pöbelhaften Gemeinheit und schien von einer Menschenwürde auch nicht eine blasse Idee zu haben. Er bestritt kurzweg alle Angaben, Behauptungen, Beteuerungen und Legitimationen der Aerzte, er erklärte dieselben als Lug und Trug, Arglist und Schwindel und behauptete steif und fest: sie seien Spione und Verräter, die standrechtlich behandelt, das heißt, erschossen werden müßten. Die Aerzte beriefen sich nun, um ihre Legitimationspapiere unanfechtbar zu machen und den unumstößlichsten Beweis zu liefern, daß sie Militärärzte seien, auf ihren sogenannten Kompagnie-Karren, einen mit einem Pferde bespannten Wagen, der sammt Fuhrmann und Diener vom Feind mit Beschlag belegt und als Kriegsbeute erklärt worden war. Sie verlangten kategorisch, daß diejenigen Soldaten, die sie verhaftet und zu Kriegsgefangenen gemacht hatten, befragt werden sollten, ob jene sie

nicht während der Ausübung ihres ärztlichen Berufes, während sie chirurgische Instrumente, Säge, Schere, Messer u. s. w., in den blutbefleckten Händen hielten und operierten, gefangen genommen hätten. Sie beriefen sich endlich darauf, daß sie nachweisbar nicht nur verwundeten deutschen, sondern auch verwundeten französischen Soldaten ärztliche Hilfe hatten zu teil werden lassen.

Der erwähnte Kompagnie-Karren stand vor unserem Arrestlokale, und da der maliziöse und rachsüchtige Oberst sich der Hoffnung hingab, es dürfte sich in demselben vielleicht ein corpus delicti vorfinden, das den als Entlastungszeugen in's Treffen geführten Karren in einen Belastungszeugen umwandeln würde, so erklärte er sich sogleich bereit, den Karren mit eigener Hand zu untersuchen. O grausames Verhängnis! Der medizinische Karren, diese ambulante Apotheke, die nur Segen spenden sollte, entpuppte sich als ein schauerliches Arsenal, wohl geeignet der „großen“, der „glorreichen“ Nation den Garaus zu machen. Der Oberst fand nämlich bei sorgfältigst vorgenommener Revision des verhängnisvollen Karrens auf dem Boden der Instrumenten- und Verbandzeug-Abteilung blizende Waffen, französische Waffen: Chassepots, Sattelpistolen, Revolver, Offiziers- und Dragonersäbel, Yatagan', zwei prächtige Léfaucheux-Jagdgewehre und selbst einige Munition, Pulver und Blei! Nach

dieser Entdeckung stand der Oberst einige Sekunden sprachlos da, seine Augen funkelten unheimlich und sein ohnehin häßliches Antliz verzerrte sich zu einer Entsezen erregenden Larve, aus der uns satanische Schadenfreude, Tod und Verderben angrinsten. Dann aber entlud sich ein so furchtbares Wetter, wie ich niemals eines erlebt hatte und wohl auch keines mehr erleben werde. Triumphierend richtete sich der Oberst empor, durchbohrte uns mit seinen Feuer- und Flammen-sprühenden Augen und brüllte hohnlachend und mit seiner rechten, vor Wut zitternden Hand auf die französischen Waffen deutend: „Qu'est-ce que c'est que cela?“, das heißt: Was ist das oder was soll das heißen? Sind das Ihre Entlastungszeugen? Ist das Ihre Verteidigung, Ihre Rechtfertigung und Legitimation? In der Unbesonnenheit und Verwirrung antwortete einer der Aerzte: „Ce sont des trophées“, das heißt: Es sind Siegeszeichen; er wollte offenbar vor diesem aufs äußerste gereizten Wüterich, statt „trophées“ — „souvenirs“, das heißt, Andenken, Erinnerungszeichen sagen, aber unüberlegter, unklugerweise und aus Mangel an Geistesgegenwart, hatte er leider das inhaltsschwere Wort „trophées“ ausgesprochen. Und eben dieses Wort brachte den Wüterich vollends aus Rand und Band, es schlug dem Faß den Zapfen aus und warf in die Pulvertonne die brennende Lunte. „Comment des trophées?“ brüllte

der Oberst. Er ballte die Fäuste, fletschte die Zähne und geberdete sich wie wahnsinnig und rasend. Einen schauerlichen Fluch und eine impertinente Verwünschung der deutschen Nation ausstoßend, stürzte er auf den unglückseligen Trophäen-Doktor los, riß ihm die Genfer Binde vom Arm, warf dieselbe auf den Boden und schrie wie wahnsinnig: „Ein Arzt, der französische Trophäen, französische Waffen und Munition, also Kriegsmaterial mit sich führt, steht nicht unter dem Schuze der Genfer Konvention und des roten Kreuzes; ein Solcher ist ein Spion und Verräter, der dem Tod verfallen ist. Dann packte er, schäumend vor Wut, wie ein angeschossener wilder Eber, den Arzt an der Brust, riß ihn zu Boden und versezte ihm mehrere Fußtritte. Und wir drei andern Leidensgefährten mußten Zeugen dieser empörenden Szene sein, ohne daß wir dem auf dem Boden liegenden mißhandelten Kriegskameraden zu Hilfe kommen und ihn der Tobsucht des furibunden Obersten entreißen konnten. Die beschriebene Begebenheit dürfte wohl als ein unicum zu betrachten sein, da man in den Annalen der Völker- und Kriegsgeschichte vergeblich ein Beispiel ähnlicher Art, das heißt, ähnlicher Barbarei und Niederträchtigkeit suchen wird. Dieser Oberst der „großen“, „nobeln“, „an der Spize der zivilisierten Welt marschierenden Nation“ dürfte höchstens an Tameralan und Bajazet ein seiner würdiges Seitenstück finden.

Nachdem der Oberst in der erwähnten, eines Mannes, der sich zur Klasse der Honoratioren, der Gebildeten zählt, unwürdigsten Weise den Trophäen-Doktor behandelt, das heißt, aufs infamste beschimpft und aufs brutalste mißhandelt hatte, zog er seinen Säbel und fuchtelte damit über unseren Häuptern und gegen unsere Brust, daß die scharfen Hiebe in der Luft pfiffen, und ich nicht anders glaubte, als er werde uns sogleich den Säbel in den Leib rennen. Dessen bin ich ganz gewiß, daß, wenn einer von uns auch nur im geringsten Miene gemacht hätte, sich zu verteidigen, ihn der rasende Unmensch augenblicklich durchbohrt haben würde. Gleichzeitig mit ihrem Oberst zogen auch die Adjutanten vom Leder, fuchtelten mit blankem Säbel in der Luft herum, fluchten, schimpften und tobten. Als Offiziere wären sie gewiß verpflichtet gewesen, auf ihren Vorgesezten beruhigend und versöhnend einzuwirken und sich unserer anzunehmen; allein sie taten das gerade Gegenteil: sie hezten ihren Vorgesezten immer tiefer in Zorn, Wut und Raserei hinein und überhäuften uns, so oft sie der Oberst zum Wort kommen ließ, mit Vorwürfen, Sottisen, ironischen und sarkastischen Bemerkungen. Es dürfte schwer halten, in einer europäischen Armee charakterlosere und bengelhaftere Wichte aufzutreiben, als diese zwei Adjutanten waren.

Nachdem das Verhör mit den Aerzten beendigt war und den erwähnten Verlauf genommen hatte, kam die Reihe an mich. Nach dem, was ich soeben gesehen und gehört, mußte ich annehmen, daß mein Verhör, von dem Leben und Tod abhing, unter den denkbar möglichst ungünstigen Auspizien beginnen und mit einem Bluturteil enden werde.

Da sich in dem fatalen Kompagnie-Karren so kostbare Beweise vorgefunden hatten, die gegen die Schuldlosigkeit der Aerzte zeugten, hoffte der schreckliche Untersuchungsrichter, eine körperliche Visitation des Feldpaters werde ähnliche Resultate zu Tage fördern. Er befahl daher einem seiner Adjutanten, eine genaue Revision meiner Kleider vorzunehmen, allein es fand sich absolut kein corpus delicti in den Taschen meiner Kleider.

Ich bin der göttlichen Vorsehung großen Dank schuldig, daß sie es so gefügt, daß ich gerade an diesem verhängnisvollen Tag weder meinen Wagen, noch meinen Revolver bei mir hatte, und daß ich mich an demselben mit meinen Legitimationspapieren versehen hatte. Wie ich weiter oben bemerkte, hatte ich in Héricourt, als es Generalmarsch schlug, und nach allen Anzeichen eine Schlacht bevorstand, meinen zwei Burschen den Befehl erteilt, sich mit meinem Wagen und dem zweiten Pferde der abziehenden Gepäcks- u. s. w. Kolonne anzuschließen. Ha, welch ein glücklicher Umstand! Denn mein Gepäckswagen

beherbergte nicht nur ein altare portatile, Lichtstöcke, Meßbuch, Paramente u. s. w., sondern auch militaria — einige Armaturstücke, die meine Burschen auf dem und jenem Schlachtfelde annektiert hatten, und die in Feindesland und bei meuchelmörderischen Ueberfällen wahrlich keine Luxusgegenstände für mich waren.

Nachdem das 14. Armeekorps seinen Marsch angetreten, trug ich stets einen scharf geladenen Revolver in der Brusttasche meines Rockes. Derselbe diente zu meiner persönlichen Sicherheit, zu meinem Schuz und, wenn nötig, zu meiner Verteidigung. Zahllos sind die Fälle, daß Soldaten und Beamte des deutschen Heeres, namentlich in isolierten Quartieren, in Wäldern und hügeligen Gegenden, oder wenn sie sich von ihren Truppenteilen etwas entfernt hatten, von Franktireurs oder bewaffneten Bauern überfallen und niedergemacht wurden. Wer wollte es mir daher verargen, daß ich unter solchen Verhältnissen vorsichtshalber eine Waffe bei mir trug! Am 13. Februar aber war dieses nicht der Fall — aus welchem Grund? Ich weiß es selbst nicht, doch lehrt mich mein Gottvertrauen und meine feste Ueberzeugung, daß die göttliche Vorsehung positiv und negativ auf unser Verhalten und unsere Handlungen einwirkt, und dieser schreibe ich es mit innigstem Danke zu, daß sie es zu verhindern gewußt hat, daß ich an dem schlimmsten und grauen=

haftesten Tage meines Lebens eine Vorsichtsmaßregel nicht in Anwendung brachte, die, hätte ich sie damals in Anwendung gebracht, mir ohne Zweifel das Leben gekostet hätte. Wer zweifelt daran, daß der hinlänglich geschilderte Oberst mich auf der Stelle hätte erschießen lassen, wenn bei mir, dem Priester, ein scharf geladener Revolver gefunden worden wäre?

Die Urkunden, die mich als Feldpater legitimierten, trug ich sonst nie bei mir, sondern ich hatte dieselben sorgfältig in meinem Handkoffer, der sich aber am 13. Februar auf meinem Gepäckswagen befand, verwahrt. Nur wenn ich in einer Pfarrkirche Gottesdienst halten wollte, nahm ich sie zu mir und legte sie dem betreffenden Pfarrer, behufs Ueberlassung der Kirche, vor. An den Tagen, an welchen ich Gottesdienst, namentlich feierlichen Militärgottesdienst halten konnte, hatte ich meinen Wagen mit der sogenannten Feldkapelle in meinem Quartier. Zur Pastoration auf dem Schlachtfelde brauchte ich natürlich meine Legitimationspapiere nicht, weil mich die Soldaten der deutschen Armee als Feldpater wohl erkannten, und, vorkommenden Falls, schwer verwundete oder sterbende französische Soldaten, wenn ich ihnen auf dem Schlachtfeld meine Dienste als katholischer Feldpater anbot, mich vorher nicht nach meinen Legitimationspapieren fragten. Ich dachte also am 13. Februar nicht im

entferntesten daran, daß ich bei dem bevorstehenden Kampf auf dem Schlachtfeld meine Anstellungs-Urkunden nötig haben könnte; und dennoch nahm ich sie, wie in einer Ahnung und divinatorisch, gleichsam instinktmäßig, oder wohl besser und richtiger gesagt: einer Mahnung Gottes oder des Schuzengels folgend, zu mir. Und es war ein Glück für mich, daß ich dieselben bei mir hatte, denn der rabiate, Gott und die Priester glühend hassende Oberst mußte sich, nachdem er seinen Anfall von Tobsucht und Raserei überstanden hatte, doch ernstlich besinnen und die Frage vorlegen, ob er ungeahndet eine so flagrante Verlezung des Völker- und Kriegsrechtes sich erlauben dürfte, daß er nämlich einen auf dem Schlachtfeld in Ausübung seines Amtes begriffenen und wehrlosen Priester, der sich als solchen in optima forma auswies, aus Rachsucht erschießen, das heißt lynchen lassen dürfte.

Bei dem, nach meiner Visitation, vorgenommenen Verhör handelte es sich, rücksichtlich meiner Person, vor allem und hauptsächlich darum: meine Identität nachzuweisen, zu beweisen, daß ich Priester, rechtmäßiger und bevollmächtigter Feldpater, also weder Spion, noch Verräter, weder Kombattant, noch ein schrecklicher Tartüffe sei, der beabsichtige, Frankreich vermittelst Dynamit-, Nitroglycerin-, Melinit- oder Roburitpatronen in die Luft zu sprengen. Es wäre vor jedem auch nur halbwegs gerechten und un-

parteiischen Richter leicht gewesen, diesen Beweis zu erbringen — aber freilich — vor dem geschilderten Oberst — das war allerdings etwas Anderes, ja eine absolute Unmöglichkeit.

Ich legte dem bärbeißigen Oberst meine authentischen Legitimationspapiere vor, und zwar das Dekret meiner Ernennung zum Feldpriester von Seite des königl. preußischen Kriegsministeriums, des Feldbischofs und des kommandierenden Generals, dessen Armeekorps ich zugetheilt war — alles wohlversehen mit Unterschrift und Siegel. Ich wies ein Rituale, dessen ich mich bei priesterlichen Funktionen bediente, das sogenannte Versehkreuz und meine blutbefleckte Stola vor. Ich beantwortete aufs deutlichste, schlagfertigste und erschöpfendste alle Fragen des grimmigen Inquisitors, und würden meine Antworten jeden unbefangenen Untersuchungsrichter zufriedengestellt und, namentlich im Hinblick auf meine im Original vorgewiesenen Urkunden, von meiner völligen Schuldlosigkeit überzeugt haben. Doch nicht so diesen blutgierigen, racheschnaubenden und gereizten Tiger. Er entkräftete und verwarf alle meine Dokumente, Angaben, Aussagen und Beteuerungen durch einen höchst einfachen, sehr originellen, köstlichen und äußerst pikant — frappanten Syllogismus, der in der Logik kaum seinesgleichen haben dürfte, sofern es sich um Fehl- und Trugschlüsse handelt, die nicht erfunden, sondern tat-

sächlich und historisch nachweisbar vorgekommen sind. Dieser militärische Logiker, dessen Haß und Rachsucht seinen Verstand zum Stillstand gebracht und sein Herz mit einem Stahlpanzer umgürtet hatten, orakelte also: „Entweder sind Sie kein Priester, oder Sie sind ein Priester. Sind Sie kein Priester, dann sind Sie ein Spion, der an Frankreich Verrat geübt. Spione, Verräter und Schurken sind aber dem Tode verfallen. Sind Sie dagegen ein Priester, so werden Sie erschossen, weil sie Priester sind. Gerade weil Sie Priester sind, sind Sie ein Fanatiker, der schon in Deutschland gegen Frankreich gehezt, und der in Frankreich selbst die Soldaten zum Sengen und Brennen, zum Morden und Plündern angefeuert hat. Sie sind ein um so gefährlicherer und verbissenerer Fanatiker, da Sie, wie es in Ihren Schriften heißt, sich freiwillig zur Militärseelsorge gemeldet haben. Was haben Sie in Frankreich zu suchen? Was hat Ihnen Frankreich zu leid getan? Sie sind haftbar und verantwortlich für all das Elend, das die deutsche Armee über Frankreich gebracht, und für alle Greuel, welche die Deutschen in Frankreich verübt haben. Sie sind also gerade deßwegen um so mehr standrechtlich zu behandeln und zu erschießen, weil Sie angeblich und behauptetermaßen Priester, Fanatiker und Verderber meines Vaterlandes sind. Man braucht überhaupt beim Militär keine Priester, und darum ist jeder

Priester, der sich dem Militär aufdrängt, kurzerhand zu erschießen. In Ausübung des Rechtes der Wiedervergeltung und der Rache verurteile ich Sie hiemit unwiderruflich zum Tod durch Pulver und Blei. Morgen frühe um 5 Uhr werden Sie gemeinschaftlich mit diesen drei Spionen und Verrätern erschossen werden." Nach gefälltem Todesurteil bekam dieses Scheusal einen abermaligen heftigen Anfall von Tobsucht. Es öffneten sich alle Schleusen seines Zornes, seiner Wut und seines Ingrimms, seines Hasses und seiner Rachesucht; es fluchte und schimpfte, es stieß die greulichsten Gotteslästerungen aus und übergoß Religion, Kirche und Priester mit den unflätigsten Sottisen, die viel zu abscheulich und anstößig sind, als daß sie hier wiedergegeben werden könnten. Dieser französische Stabsoffizier gab sich durch seine Wutausbrüche über Gott, Religion, Kirche und Priester in religiöser Beziehung als echten Gesinnungsgenossen der berüchtigten Pariser Kommune zu erkennen.

Nachdem das Ungeheuer ausgetobt und ausgerast hatte, trat es hart vor mich hin, durchbohrte mich mit einem Blick voll Gift und Galle und schrie, indem seine ohnehin schreckhaften Gesichtszüge einen wahrhaft infernalen, diabolischen Ausdruck annahmen, und das triumphierende Gefühl der befriedigten Rache wetterleuchtend kreuz und quer über dasselbe flog: „Savez — vous ce que

c'est que l'éternité? Eh bien, si vous ne le savez pas, vous le saurez bientôt — demain à cinque heures!" das heißt: Wissen Sie, was die Ewigkeit ist? Wenn Sie es nicht wissen, so werden Sie es bald erfahren — morgen um 5 Uhr! Mit diesem trostlosen Epilog kehrte uns die neronisch-attilaische Gestalt den Rücken, nachdem sie unsere dringende Bitte: uns wenigstens Wasser und Brod verabreichen zu lassen, rund und höhnisch abgeschlagen hatte.

Der Oberst ließ die Türe unseres Arrestlokales schließen und stellte zwei Schildwachen vor demselben auf. Er erteilte mit Stentorstimme den Befehl: „Die jeweiligen Schildwachen haben bis zur Zeit der Hinrichtung, also bis morgen um 5 Uhr, mit scharf geladenen Gewehren vor beiden Seiten des Arrestlokales, an welchen sich die Fenster befinden, beständig auf- und abzumarschieren, und sollte sich einer der Gefangenen am Fenster sehen lassen, so haben sie denselben sogleich niederzuschießen." — —

Sechstes Kapitel.

Ein schauerlicher Aufenthalt.

Es war etwa halb elf Uhr, als der Oberst uns verließ. Wir vier zum Tode verurteilte Leidensgefährten waren nun allein. Der Befehl, den die

Schildwachen erhalten hatten, riet uns die größte Vorsicht an; denn wir konnten mit Bestimmtheit annehmen, daß der gemessene und strenge Befehl ihres Vorgesezten ihrem eigenen Wunsche entgegengekommen war und dessen Befriedigung in Aussicht stellte. Welch eine Lust wäre es für diese nach Rache und Blut dürstenden Soldaten gewesen, einen verdammten, einen ohnehin zum Tod verurteilten Preußen so gefahrlos und bequem niederzuschießen! Wir kauerten uns daher an der fensterlosen Wand, in welcher sich die Türe befand, nieder, — ins Stroh, denn Sizapparate gab es hier nicht, mit Ausnahme der Schulbänke, die aber an der uns gegenüberstehenden Wand aufgeschichtet waren.

Längere Zeit herrschte Stille, tiefe, unheimliche Stille. Jeder war mit sich selbst beschäftigt und in Wehmut, Trauer und furchtbar ernstes Dahinbrüten versunken. Meine Stirne brannte in Fieberglut, meine Pulse pochten hörbar, und mein Herz drohte zu zerspringen. Ich rang nach Fassung und wollte mich geistig aufraffen und ermannen, aber ich war wie gelähmt, wie ohnmächtig niedergeschmettert. Da rissen mich meine Leidensgefährten aus meiner Lethargie, aus leiblicher und geistiger Ohnmacht und versezten mich zurück in die schauerlich-ernste Wirklichkeit, ja sie schleuderten mich noch tiefer hinab in die Wogen der Trübsal und des Elends. „Ach, mein teures Weib, ach, meine lieben

Kinder!" seufzten zwei Aerzte, während der dritte zu gleicher Zeit jammerte: „Ach, meine inniggeliebte, süße Braut!" Diese Weh- und Jammerrufe gaben mir das volle Selbstbewußtsein zurück, sie erinnerten mich erbarmungslos daran, daß auch mir die Stunde der Trennung von innig und heißgeliebten Seelen geschlagen habe. Ich stand ja nicht allein in der Welt, ich hatte ja Vater und Mutter und zwei Schwestern, an denen ich mit inniger Liebe und Zärtlichkeit hing. Was Wunder darum, wenn sich der Seufzer meiner Brust entwand: „Ach, meine lieben Eltern!" Das Bild meines Vaters tauchte vor mir auf, wie er. als ich ihm meinen Entschluß: Feldpater zu werden, mitteilte, von schrecklicher Ahnung gepeinigt, mir Unheil, schwere Verantwortung und bittere Reue prophezeite, wie er meinen Entschluß: freiwillig einen Feldzug mitzumachen, „sündhafte Vermessenheit, Waghalsigkeit und Tollkühnheit" nannte. Er hatte also wahr gesprochen, und seine Ahnung und Seelenpein waren nicht der Gespensterfurcht entstammt.

Meine Gemüts- und Seelenstimmung war während einiger Zeit sehr qualvoll und unbeschreiblich, aber ich überließ mich nicht eitlen, nutzlosen Klagen und ließ die mir nahende Verzweiflung nicht über mich triumphieren. Allmählig ruhiger geworden und meine Lage mit kaltem Blut erwägend, sagte ich zu mir selbst: So ist es nunmehr in Gottes

Ratschluß angeordnet, daß du, in Folge eines Justizmordes, sterbest, hingerichtet, als Spion und Verräter, in Feindesland und noch in finsterer Nacht, so daß wahrscheinlich niemand, auch deine Eltern und Geschwister nicht, erfahren wird, wo und wie du ums Leben gekommen, und wo dein Leib im Grabe ruht. Das ist bitter und hart — doch — Herr, wie du willst — fiat voluntas tua! Einmal muß es ja doch sein — ob jezt oder später — was ligt daran! Die Hauptsache ist das: daß ich eine glückselige Sterbstunde erlange, daß ich in Gottes Gnade sterbe — bereuend alle meine Sünden, und mich vorbehaltlos ergebend in mein hartes Los, in Gottes heiligen Willen. Ist es nicht ein großes Glück und eine unschäzbare Gnade Gottes, daß mir bis zu meiner Hinrichtung noch so viel Zeit erübrigt, daß ich mich, nach Maßgabe der obwaltenden Verhältnisse, auf das in kurzer Zeit mir bevorstehende Erscheinen vor dem Richterstuhle Gottes vorbereiten kann? Wie, wenn mich vor Straßburg oder in Villersexel oder in einem von den 7 Gefechten, die ich erlebte, eine Kugel getroffen und mir ein jähes Ende bereitet hätte; wäre ich dann nicht eher und mit mehr Recht zu beklagen gewesen als jezt, da mir doch wenigstens noch einige Stunden vergönnt sind, mich aufs Sterben und Gottes Gericht vorzubereiten? Ich zog meine Uhr, um nachzusehen, wie lange ich eigentlich noch zu leben habe. Indem

ich das fahle Mondlicht auf das Zifferblatt fallen ließ, und mein Aug' minutenlang anstrengte, um die Stellung der Zeiger wahrzunehmen, bemerkte ich, daß es fünf Minuten vor Mitternacht war. Wehmütig sagte ich zu mir: Also noch fünf Stunden, dann ist alles vorüber, dann bist du erlöst aus diesem Jammer- und Tränental, dann gehörst du einer andern Welt, der Ewigkeit an und bist hoffentlich ein Kind der ewigen Seligkeit! Benüze darum klug und weise die lezten Stunden deines Lebens! Nimm Einkehr in dein Herz, erweck aufrichtig und mit wahrer Bußgesinnung Reu und Leid über alle Sünden deines ganzen Lebens, und bitte Gott inbrünstig um Verzeihung und Barmherzigkeit, das allein rettet deine unsterbliche Seele! — Und ich erforschte hierauf mein Gewissen, ich zog den Schleier, den Eigenliebe und Selbstgefälligkeit über unsere Fehltritte und Vergehungen wirft, schonungslos von denselben hinweg, und untersuchte mit heiligem Ernst alle Falten meines Herzens. Dann hob ich meinen Blick zu demjenigen empor, der aus grenzenloser Liebe am Stamme des Kreuzes sein heiliges Blut für die Sündenschuld der Welt vergossen, der, um uns vom ewigen Tode der Verdammung zu retten, sich unschuldig und großmütig zum schmachvollen Kreuzestod hatte verurteilen lassen. Am Stamme des Kreuzes warf ich mich im Geiste nieder, hob flehentlich meine Hände empor und bat reumütig und zerknirscht um

Verzeihung, Gnade und Barmherzigkeit. Ich fing unwillkürlich an, den 129. Psalm: „De profundis“ und nach diesem den 50. Psalm: „Miserere“, zu beten, und ich muß gestehen, daß ich diese erhabenen und ehrwürdigen Gebete niemals mit innigerer Andacht und mit heiligerem Ernste verrichtet habe als circa 4 Stunden vor meiner Hinrichtung; freilich befand ich mich auch in einer ganz außergewöhnlichen Lage und in solchen Umständen, in denen schon die hartgesottensten Sünder, die verruchtesten Bösewichte und die hartnäckigsten Gottesleugner in die Kniee sanken, die Hände falteten, Reuetränen vergossen und „De profundis“ in dieser oder jener Form beteten. Wen wirds wundern, daß ich, schon mit Einem Fuß im Grabe stehend und mehr der Ewigkeit als dieser Erde angehörend, andächtig und mit heiligem Eifer das „De profundis“ und „Miserere“ betete!

Aber wo waren denn meine Tränen, jene Tränen, die doch sonst in meiner und ähnlicher Lage so leicht, so ungezwungen und reichlich fließen? Ich war ganz auffallender Weise tränenlos, die Quelle meiner Zähren schien versiegt zu sein. Ich bedauerte wirklich und aufrichtig diesen Mangel; denn Tränen wirken auf Leib und Seele, auf Geist und Herz sehr wohltätig. Wie das auf die tobenden Wellen gegossene Oel diese beruhigt, wie der Balsam den brennenden Schmerz der Wunden lindert, wie des

Himmels Thau die in der Sonne Brand welk gewordene Blume erfrischt und ihr aufs neue Kraft und Leben spendet — so die Tränen: sie beruhigen, besänftigen, erquicken, trösten, heilen und richten wieder auf. Ich bin sonst weder tränenlos noch tränenreich — aber stets hat ein wirklich rührender Anblick oder eine erschütternde Szene meinem Aug Tränen entlockt, und stets empfand ich nach Vergießung dieser kostbaren Perlen, mit denen Gottes Weisheit unsere Natur begabte, eine sehr wohltätige Wirkung auf Seele und Herz. Warum war nun heut in dieser grausigen Nacht mein Auge tränenleer? Warum versagte mir die Natur den Balsam und Trost der Tränen vor meinem schweren Gang zur Hinrichtung, jezt, da ich auf Stroh gebettet, verlassen von mitleidigen Menschen, umringt von racheschnaubenden Todfeinden und ohne die Tröstungen der heiligen Sakramente, nach denen meine Seele schmachtete, von dieser Welt Abschied nahm? Ich konnte mir diese rätselhafte Erscheinung nur dadurch erklären: ich hatte heute des Schrecklichen, Entsezlichen und Grauenhaften ein solches Uebermaß erlebt, daß mein Nervensystem vollständig abgespannt und einer todesähnlichen Lethargie verfallen war. Die Gemütserschütterung, die mich wiederholt durchbebte, hatte alle Muskeln, Sehnen und Nerven dermaßen angespannt, daß sie jezt, nach glücklich erlangter Resignation, ihren Dienst versagten. Ich

fühlte mich in Wirklichkeit furchtbar angegriffen und abgemattet.

Ich hatte am frühen Morgen in Héricourt eine Tasse Kaffee getrunken; als unsere Truppen alarmiert wurden, vergaß ich in der Eile, etwas Proviant und eine gefüllte Feldflasche zu mir zu nehmen; auf dem Schlachtfelde waltete ich unter den größten Strapazen und in grimmiger Kälte meines Dienstes; ich hatte den ganzen Tag über weder Speise noch Trank zu mir genommen; die durch den hinlänglich gekennzeichneten Oberst erlittene Behandlung, der schreckliche Anblick der wiederholten Ausbrüche seiner Tobsucht, die Verurteilung zum Tod durch Pulver und Blei — war das Alles nicht ein mörderischer Angriff auf meine ganze Menschennatur, auf Körper und Geist! Hunger und Durst quälten mich heftig, der Leib verlangte sein Recht, sein schreiendes Bedürfnis Befriedigung. Aber wie sollte ich mir Nahrung und Trank verschaffen? Der barbarische Oberst hatte unsere gemeinschaftlich gestellte Bitte, uns etwas Speise, wenigstens Wasser und Brod, verabfolgen zu lassen, wie ich weiter oben erwähnte, barsch und höhnisch zurückgewiesen, es schien also unmöglich, sich in diesem Arrestlokale Speis und Trank zu verschaffen. Die beiden Schildwachen, die vor den Fenstern auf- und abmarschierten und den Befehl erhalten hatten, einen Jeden von uns, der sich einem Fenster nähern sollte, sogleich niederzuschießen,

konnte und wollte ich nicht bitten, mir Wasser oder Brod zu geben; eine solche Bitte wäre höchst wahrscheinlich nuzlos und überdies lebensgefährlich gewesen. Wahrlich, ich hätte mich glücklich gepriesen, wenn ich mir ein Stücklein Brod oder ein Glas Wasser hätte verschaffen können, ich würde eine Brodkruste und einen Schluck Wasser mit Gold aufgewogen haben. Ich gedachte des Heilandes am Kreuz, den es auch dürstete, und dem ein mit Essig gefüllter Schwamm vermittelst eines Ysopstengels dargereicht wurde, damit er seinen brennenden Durst stillen konnte; ich aber hatte nicht einmal Essig. Ich faßte wohl den heroischen Entschluß, während der noch übrigen kurzen Zeit bis zu meiner Hinrichtung, Hunger und Durst, zur Abtötung des Fleisches, als Sühne und Bußwerk für meine Sünden, in Geduld zu ertragen, allein „der Geist ist zwar willig, doch das Fleisch ist schwach".

Ich hatte mir fest vorgenommen, gefaßt, kaltblütig, unerschrocken und heldenmütig, eines Christen und Feldpaters würdig, dem Tod ins Auge zu schauen. Hatte ich doch auf dem Schlachtfelde und in den Lazareten unzähligen Verwundeten und Sterbenden Trost, Mut, Standhaftigkeit und Todesverachtung eingeflößt — wie sollte ich also vor dem Tode zittern und mich, angesichts der auf meine Brust angeschlagenen Gewehre, als Feigling zeigen! Aber wie sollte ich meinen Entschluß zur Aus-

führung zu bringen im stande sein, da ich mich vor Schwäche und Entkräftung nicht einmal auf den Beinen halten konnte, da es mir jezt schon vor den Augen flimmerte, und mir die Zunge am Gaumen klebte! Es drohte mir in vollem Ernste die Gefahr und Schande, als Jammergestalt vor der Mündung der Gewehre zu stehen, d. h. hin- und herzuwanken oder ohnmächtig zusammenzusinken, noch bevor: „Feuer" kommandiert würde. Ich mußte mir also um jeden Preis Nahrung zu verschaffen suchen, und ich verschaffte sie mir. Bevor ich aber erzähle, auf welche Art und Weise ich dieses Kunststück zu stand gebracht, will ich zuerst das überraschend originelle Inventar unseres Arrestlokales dem geneigten Leser vor die Augen halten.

Ich habe schon früher erwähnt, daß unser Arrestlokal ein großes Schulzimmer war, das man in ein Notlazaret verwandelt hatte, in welchem die drei genannten Aerzte, in Ausübung ihres Amtes und Berufes, gefangen genommen und sogleich eingekerkert wurden. Ich habe ferner erwähnt, daß der Fußboden hoch mit Stroh belegt war, und daß die Schulbänke an einer der zwei fensterlosen Wände bis zum Plafond aufeinander geschichtet waren. Aber das habe ich damals nicht erwähnt, daß die entweder auf dem Transport in dieses Notspital oder während der Operation in demselben gestorbenen Soldaten auch in demselben belassen wurden,

daß sie, ohne Unterschied der Waffengattung, des Ranges und der Nationalität, kreuz und quer aufeinander gelegt worden waren, und daß sich vor den Schulbänken der durch diese Manipulation gebildete imposante Leichenhügel befand. Doch damit nicht genug! Nachdem man in einer Kopflosigkeit, die an Wahnsinn grenzt, unter frecher Verhöhnung alles menschlichen Gefühls und mit bestialischer Grausamkeit gegen verwundete und sterbende deutsche und französische Soldaten, die drei preußischen Militärärzte gefangen genommen, also ihre Tätigkeit suspendiert hatte, übertrug man die leicht verwundeten Soldaten in ein anderes Lokal, die schwer Verwundeten aber, das heißt, die rettungslos Verlorenen, diejenigen, die den Tod schon auf der Zunge hatten oder sich in der Agonie befanden, ließ man in dem tiefen Stroh liegen. Während des mehr erwähnten Verhörs, nahm ich die Gelegenheit wahr, unser Arrestlokal, respektive Notspital, Folter- und Totenkammer zu besichtigen. Ich hörte damals auch etliche Male in der Nähe des Leichenhügels im Stroh rascheln, leise stöhnen und mit Unterbrechungen röcheln — — — es waren schwer Verwundete, die an Verblutung, an Brand, an vollzogenen Operationen dem mitleidigen Tod in die Arme sanken. Es mag wohl ein Duzend, da und dort zerstreut, in dem tiefen Stroh gelegen sein. Noch vor Mitternacht hatten alle ausgerungen und ausgelitten.

Wahrlich, ich beneidete sie fast darum; denn was mir noch bevorstand, das hatten sie überstanden.

Nachdem ich die Angelegenheiten meines Seelenheiles in Ordnung gebracht und mich wieder dieser armen Opfer des Krieges erinnerte (aber weder Rascheln, noch Stöhnen, noch Röcheln hörte), kroch ich zu demjenigen Soldaten, der mir zunächst im Stroh lag; ich vermutete nämlich, er könnte möglicher Weise noch am Leben sein, und ich ihm im Sterben beistehen. Ich ergriff seine Hand, um ihm den Puls zu fühlen — er hatte ausgeschlagen. Etwa einen Meter von diesem Leichnam entfernt, lag deutlich sichtbar wieder ein Soldat; ich befühlte sein Antliz — es war eisig kalt. Huh! — Auch mich durchrieselte es eisig kalt. Ich bin gewiß nicht furchtsam und nervenschwach, was mir jeder Leser sicherlich aufs Wort glauben wird, denn ein Hasenfuß meldet sich gewiß nicht freiwillig, während eines so furchtbaren Kriegs, als Feldpater, aber das Arrestlokal in Chavannes war denn doch für mich, namentlich in meinen speziellen Verhältnissen, nahezu der Inbegriff und Kulminationspunkt alles Dessen, was geeignet ist, einem Sterblichen, einem mit Fleisch und Blut Behafteten, die Haare zu Berg stehen zu machen. Als ich an meinen Plaz zurückgekrochen war, fühlte ich, daß eine kalte, klebrige Flüssigkeit — Menschenblut — durch die Beinkleider meine Kniee befeuchtet hatte! — —

Es läßt sich nicht leugnen, daß das nunmehr hinlänglich beschriebene Arrestlokal (damit kein Zug dieses interessanten Bildes fehlt, bemerke ich, daß es in demselben, dem Lokale nämlich, jämmerlich kalt war) alle Eigenschaften besaß, um einen zur Hinrichtung Verurteilten aufs lebhafteste und eindringlichste an den Tod zu erinnern, ja mit dem Gedanken an den Tod zu befreunden und auf die hochwichtige Reise in die Ewigkeit vorzubereiten. Alles predigte hier, und zwar in greifbarer Anschaulichkeit, das erschütternde: „Memento mori!“, „Hodie mihi, cras tibi!“ — Denk an den Tod! Heute mir, morgen dir! Wohin ich meine Blicke oder meine Gedanken richtete, alles rief mir zu: Deine Uhr ist abgelaufen, schließ deine Rechnung mit dem Himmel ab! Schau dann nicht mehr zurück, vorwärts schau, himmelwärts richte deinen Blick!

Und diese Worte gellten wie Geisterruf in meine Seele und fanden dort eine günstige Resonanz. Die zwei vor dem Arrestlokale auf- und abmarschierenden Schildwachen, deren scharf geladene Gewehre im Mondlicht blitzten, der Totenhügel im Hintergrunde unseres schauerlichen Gefängnisses, die zerstreut umherliegenden Soldaten, die uns soeben in die Ewigkeit vorangegangen waren, das vergossene Blut, das unser armseliges Lager, das Stroh, in einen scharlachroten Boden-Teppich verwandelt hatte, und der Sekundenzeiger der Uhr, der hastig die kurze Spanne Zeit,

die uns noch bis 5 Uhr gegönnt war, hinwegmaß — waren das nicht lauter Herolde des Todes und dumpfe Grabesstimmen? Unser Aufenthalt in der Totenkammer zu Chavannes würde wohl selbst einem Karthäuser oder Trappisten zu erzentrisch und extravagant erschienen sein, er würde ihm den Tod in zu grellen Farben vor Augen gehalten und ihn zu schonungslos und schauerlich ans Sterben erinnert haben. Und wohl niemand, und wäre er selbst der inkarnierte Widerspruchsgeist oder der widerhaarigste Rabulist oder Sophist, wird den Mut haben, zu behaupten: die Existenz in unserem Arrestlokale sei behaglich und gemütlich gewesen, oder das Lokal selbst habe in irgend einer Beziehung etwas Angenehmes, Reizendes, Anziehendes oder Verführerisches gehabt — doch, was sag ich: nichts Verführerisches habe unsere Totenkammer besessen! Freilich besaß sie dessen in Abundanz! Sie war nämlich sehr verführerisch dazu: entweder zu verzweifeln oder den Verstand zu verlieren. Verseze dich, lieber Leser, im Geiste nach Chavannes, begib dich in unser Arrestlokal, vergegenwärtige dir alles, was ich dir wahrheitstreu (ich bezeuge das vor Gott und meinem Gewissen und berufe mich auf meine drei Leidensgefährten) vor Augen gehalten, verseze dich in meine Lage, und frag dich dann: Hättest du den Mut und die Kraft besessen, diese Schrecknisse des Todes und diese schauerlichen Bilder des

höchsten menschlichen Elendes ohne Ekel und Entsezen anzuschauen? Wärest du nicht von einer Ohnmacht in die andere gesunken, und hätte der Schrecken dich nicht getötet? Davon will ich gar nicht reden, daß du zu tun gewagt hättest, was ich unternahm, um mir Speise zu verschaffen.

„Die Not macht erfinderisch", sagt ein altes, wahres Sprichwort, und es erprobte sich auch an mir. Ich sagte zu mir, als der Heißhunger mich quälte: Die vielen Soldaten, die in dieser Totenkammer liegen, haben entweder in ihren Tornistern oder in ihren Brodbeuteln ohne allen Zweifel Nahrungsmittel, auch werden ihre Feldflaschen nicht sammt und sonders leer sein. Keiner von ihnen bedarf mehr Speis und Trank, ich kann und darf also mit gutem Gewissen Nahrungsmittel, die sie hinterlassen haben, mir, in diesem äußersten Notfalle, aneignen, um mich vermittelst derselben auf meinen lezten Gang — zur Hinrichtung — zu stärken. Diese Gründe zur Rechtfertigung meines Vorhabens waren gewiß stichhaltig und unanfechtbar. Also: gesagt — getan! Ich kroch vorsichtig über Leichname und andere interessante Artikel in die Nähe des Leichenhügels, wo ich die aufgeschichteten Tornister und die weißen Brodbeutel deutlich bemerkte. Ich untersuchte so leise als möglich 6, 8, 10 Tornister, doch meine Hoffnung wurde zu Schanden und mein Heißhunger auf eine harte Probe gestellt.

Ich unterzog nun die Brodbeutel einer genauen Revision — leider -- auch umsonst! Sie waren bis auf die lezte Brosame ausgeleert. Es mußte also der Hunger schon vor mir gelehrige Schüler gefunden haben. Troz allen mißlungenen Versuchen verzagte ich aber dennoch nicht. Ich streckte jezt meine Hand nach den Feldflaschen aus, aber auch diese verweigerten mir einmütig Labung und Stärkung. Endlich griff ich behutsam rings um mich herum in das Stroh, aber ich stieß auf nichts Eßbares; wohl stieß ich auf Fleisch, aber es waren abgenommene Hände, Arme, Zehen oder Füße, die wohl von einigen wilden Stämmen der Südsee, nicht aber von Europäern gegessen zu werden pflegen. Entmutigt trat ich vermittelst des Krebsganges den Rückweg an. Da! Auf einmal stößt mein Fuß an einen harten Gegenstand. Ich mache eine halbe Wendung, erhebe den Oberkörper und ergreife das fragliche Etwas. Es ist eine schwere, also mit etwas gefüllte Blechbüchse. Was mag sie wohl enthalten? Ich öffne dieselbe, rieche am Inhalt, um dadurch denselben beurteilen zu können. Allein ich rieche nichts. Ich untersuche die geheimnißvolle Masse mit dem Finger und lecke dann vorsichtig mit der Zunge am Finger. Gott seis gedankt! Die Büchse war voll Butter, voll süßer, schmackhafter Butter, sie enthielt circa ein halbes Pfund oder 250 Gramm jenes vortrefflichen Nahrungsmittels. Welch ein

kostbarer Fund! Dank dir, wackerer Krieger, der du so fürsorglich dich mit Butter versahest; du bedarfst ihrer jezt freilich nicht mehr, aber möge ein Engel des Himmels dir für diesen Liebesdienst, den du mir, wenn auch unabsichtlich, doch faktisch erwiesen, in den seligen Gefilden dort oben Nektar und Ambrosia kredenzen! Da die Butter gefroren war, konnte ich sie nicht mit den Fingern aus der Blechbüchse herausnehmen, ich bediente mich daher dazu meines Taschenmessers. Wahrlich, ich habe nie mit größerem Appetit, respektive Wolfshunger, gegessen! Freilich mußte ich fürchten, mir durch das überdies schnelle Verzehren der gefrorenen Butter ein gasterisches Fieber zuzuziehen, allein qu'importe! Was ligt darin! sagte ich zu mir, um 5 Uhr wird dich der Tod nicht nur vom Fieber, sondern von allen irdischen Drangsalen und Leiden, Schmerzen und Qualen befreien!

Die köstliche Mahlzeit hatte mich gestärkt und meinen Mut gehoben, ich war nun fähig, ungebeugt und unerschrocken dem Tod ins Aug zu schauen. Nachdem ich Gott von ganzem Herzen für die Bescheerung gedankt hatte, retirierte ich an den früher von mir eingenommenen Plaz.

Siebentes Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Mit heftigem Widerstreben erzähle ich, nach den Angaben des Feldpaters, einen Zwischenfall, der durchaus nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann, wenn anders ein treues und vollständiges Bild des Aufenthaltes und der Lage der vier Leidensgefährten zu Chavannes vor dem Leser entrollt werden soll. Nur mit großer Selbstverleugnung schildere ich hier das höchst tadelnswerte und verwerfliche Benehmen von zwei französischen Priestern einem Amtsbruder, beziehungsweise wenigstens einem unglücklichen, zum Tode verurteilten Mitmenschen gegenüber. Gienge mir nicht historische Treue, unbestechliche Gerechtigkeit und grundsäzliche Unparteilichkeit über jede andere Rücksicht; so hätte ich des oben signalisierten Besuches keine Erwähnung getan, oder das Benehmen der zwei Amtsbrüder in günstigerem Lichte erscheinen lassen und dasselbe milder beurteilt.

Ohne dem französischen Klerus zu nahe zu treten, kann und muß man, um der Wahrheit Zeugnis zu geben, sich dahin aussprechen, daß er, infolge seines stark ausgeprägten nationalen Selbstbewußtseins, den übrigen Nationalitäten gegenüber eine arge Ueberschäzung seiner selbst sich zu Schulden kommen läßt, daß er sehr häufig vom französischen Größen-

wahn befangen ist, sich im Besitze einzig mustergiltiger kirchlicher Gesinnung und echter Katholizität wähnt, daß ihn ein großes Mißtrauen gegen die Orthodoxie aller Nichtfranzosen beseelt, daß er starr und pedantisch an Aeußerlichkeiten hängt und deswegen bei Beurteilung von Personen und Sachen, die kein französisches Gepräge an sich tragen, sehr befangen, einseitig und parteiisch ist. Da ich, der Verfasser dieser „Erlebnisse", Frankreich wiederholt bereiste und in Europa, Asien, Afrika und Amerika häufig mit Franzosen, namentlich mit französischen Priestern, verkehrte und überhaupt gegen keine Nation der Welt voreingenommen oder parteiisch gesinnt bin, darf ich gewiß nicht fürchten, daß mir vorgeworfen werden kann, ich habe durch die soeben mir erlaubte Charakterisierung des französischen Klerus eine Ungerechtigkeit begangen.

Ich anerkenne die Rechtgläubigkeit und kirchliche Gesinnung, die Opferwilligkeit und den Seeleneifer des französischen Klerus von Herzen gern und bezeuge ganz besonders dem Heldenmute desselben auf dem Gebiete der Missionen meine Hochachtung und Bewunderung. Ich gebe auch gerne zu, daß es viele rühmliche Ausnahmen im französischen Klerus gibt, denen die oben angeführten Fehler nicht ankleben, aber im ganzen und großen ist das oben entworfene Bild des französischen Klerus mit photographischer Treue gezeichnet. Ich selbst habe häufig

die Erfahrung gemacht, daß man nicht gut dabei fährt, mit französischen Geistlichen Kirschen zu essen, ich habe mit manchem Abbé ein Hühnchen gerupft und mich ein Mal genötiget gesehen, einem französischen Amtsbruder selbst in der Grabeskirche zu Jerusalem bündig und ernst entgegen zu treten, da er den „Franzosen" gegen mich ausspielte.*)

Nach diesen einleitenden Bemerkungen nehme ich den Faden der Erzählung wieder auf.

Kaum hatte ich mich niedergelassen, als ich deutlich vernahm, daß mehrere Personen unserem Arrestlokale zuschritten. Bald darauf wurde die Türe geöffnet, und zwei Priester, der Pfarrer von Chavannes und sein Vikar, der eine Laterne in der Hand hielt, traten ein. Wie groß war mein freudiges Staunen! Ich glaubte, Sendboten des Himmels zu sehen. Es fehlte nicht viel, so wäre ich ihnen jauchzend um den Hals gefallen. Unglückseliger Wahn! Ich hoffte in ihnen Beschüzer, Verteidiger und Retter zu finden — ich sollte furchtbar enttäuscht werden. Statt Verteidiger waren sie Ankläger, statt Retter waren sie erbarmungslose Richter, statt Tröster waren sie sarkastische Peiniger, die den Stab über mich brachen und mir denselben mit kaltem Hohn vor die Füße warfen. Mit Stolz

---

*) Ich verweise den geneigten Leser auf mein „Exempelbuch", I Band, Seite 427.

und Verachtung wiesen sie meine Begrüßung zurück: „Hochwürdige Amtsbrüder."

Nachdem sie in unserer Totenkammer mit ihren Blicken nach einer Person gefahndet, die einen Talar Zingulum, Mosestafeln, Tonsur (corona), seidene Strümpfe und Schnallenschuhe tragen mußte, hielt der Hochwürdige folgenden Sermon: „Wir haben zuverlässig erfahren, daß sich hier vier Kriegsgefangene befinden, die heute (es war nämlich morgens um 1 Uhr) um 5 Uhr standrechtlich erschossen werden, und darum sind wir in der Absicht hieher gekommen, denselben, sofern sie katholisch sind und es wünschen, die Tröstungen unserer heiligen Religion zu spenden, und sie auf den Tod vorzubereiten. Wir haben überdies vernommen, daß einer dieser vier Kriegsgefangenen und zum Tod Verurteilten ein katholischer Priester seie, und darum hielten wir uns um so mehr verpflichtet, einem Amtsbruder vor und während seiner Hinrichtung beizustehen. Wir sehen aber hier vier Laien, wo befindet sich denn der Priester?" Ich stand unmittelbar vor dem französischen Abbé und beantwortete seine Frage also: Hochwürden, ich bin der katholische Priester, den Sie suchen. Erstaunt, empört über meine Behauptung, wichen die Herren einen Schritt zurück. Der Abbé sagte darauf verächtlich und wegwerfend: „Sie ein Priester, ein römisch-katholischer Priester in solcher Kleidung und Tracht! Unglaublich, un-

möglich!" Ich entgegnete: Troz Kleidung und Tracht bin ich dennoch Priester, römisch-katholischer Priester. Ich bin im Stand und erbötig, Ihnen den vollgiltigen, den unumstößlichen Beweis dafür zu liefern. Vorher aber erlaube ich mir folgendes zu bemerken! Seit meiner Ernennung zum Feldpriester habe ich mich nicht mehr rasiert, weil mir größtenteils Zeit und Gelegenheit fehlten, mich rasieren zu lassen. Ich trage keinen Talar, weil ich oft genötiget bin, zu reiten und auf offenem Feld, bei Sturm und Regen, zu pastorieren; wie wäre es möglich, dabei einen Talar und ein Zingulum zu tragen! Ich trage Stiefel mit hohen Schäften, weil solche Fußbekleidung zum reiten allein praktisch ist, und aus demselben Grund trage ich eine Kopfbedeckung, die für Wind und Wetter taugt. Rom selbst hat ja in vielen Fällen rücksichtlich des Bartes und der Kleidung bei Klerikern Dispens erteilt, so für den ganzen Klerus im Orient, was den Bart betrifft, und für alle Priester in tropischen Ländern, was die Kleidung betrifft. Ich habe zwar speziell für mich keine solche Dispens oder Lizenz erwirkt, aber es wurde mir authentisch mitgeteilt, daß der preußische Feldbischof Namszanowski, dessen Jurisdiktion ich unterstehe, den katholischen Feldpatern erlaubt habe, eine ihren jeweiligen Verhältnissen angepaßte Kleidung zu tragen. Ein Feldpater befindet sich rücksichtlich der Kleidung in ganz ähn-

lichen Verhältnissen, wie seiner Zeit der eidweigernde Klerus in Frankreich während der Schreckensherrschaft der Jakobiner und Sanskülotten — er übte, wo und wie immer möglich und unter allen Metamorphosen des Bartes und der Kleidung die Pflichten seines heiligen Amtes. War der ausgezeichnete Priester Colmar, der unter steter Lebensgefahr während den blutigen Jahren 1792—1795 in Straßburg verborgen sich aufhielt, während die Bluthunde und Wüteriche stets Jagd auf ihn machten und 1000 Taler auf seinen Kopf gesezt hatten, und der als heiligmäßiger Bischof von Mainz, 1813, starb, deswegen kein rechtmäßiger, orthodoxer römisch-katholischer Priester, weil er unter aller erdenkbaren Verkleidung, selbst in der Uniform eines französischen Generals, den Kranken und Sterbenden die heiligen Sakramente spendete und ohne eine, einen Meter lange Schleppe die heilige Messe las? Man müßte denn doch sehr kurzsichtig, befangen, beschränkt und pedantisch sein, wenn man sich einbildete, die Militärseelsorge im Krieg könne unter denselben Verhältnissen und Modalitäten geübt werden, wie die Pastoration in Friedenszeiten, in der Pfarrkirche und im trockenen, windstillen Beichtstuhle. Aber ganz abgesehen von diesen Vernunft- und Erfahrungsgründen, die für die Feldpater eine, von der gewöhnlichen, kirchlich allerdings für gewöhnliche Verhältnisse vorgeschriebenen Kleidung, außergewöhnliche

Adjustierung als durchaus gerechtfertigt erscheinen lassen, lege ich Ihnen, da Sie an meiner nicht-klerikalen Kleidung Anstoß nehmen und um ihretwillen an meinem Stand, Amt und Berufe zweifeln, vollgiltige Beweise vor, daß ich rechtmäßiger, römisch-katholischer Priester bin, wie Sie selbst. Lesen Sie hier die Urkunde des erwähnten Feldbischofes, die Urkunde des königlich preußischen Kriegsministeriums und jene des Höchstkommandierenden der weiland Belagerungsarmee von Straßburg! Hier steht doch schwarz auf weiß, daß ich, der Inhaber dieser Dokumente, römisch-katholischer, mit Jurisdiktion für die Militärseelsorge ausgestatteter Feldpriester bin. Können Sie, angesichts solcher Beweise, vernünftiger Weise Ihre Zweifel aufrecht erhalten und, mir gegenüber, in Ihrem Mißtrauen und Argwohn verharren? Pfarrer und Vikar zuckten die Achseln und gaben durch Blicke und Gebärden zu erkennen, daß ihnen meine Beweisführung den Stahr noch nicht gestochen habe, daß sie noch mit Zweifeln und Mißtrauen gegen mich erfüllt seien.

Diese Wahrnehmung stellte meine Gemütsruhe auf eine schwere Probe, ich war nahe daran, in Harnisch zu geraten, doch kämpfte ich das in meiner Seele aufsteigende Gewölke: Unmut und Entrüstung nieder, denn ich gedachte meines lezten Ganges, den ich in kurzer Zeit antreten sollte. Wohlan, sagte ich daher in zwar sehr ernster, aber sehr ruhiger

Gemütsverfassung und Betonung zu diesen zwei Mitbrüdern, die mich aber nicht einmal als Stiefbruder oder etwas noch Schlimmeres ansehen wollten: Sehen Sie hier meinen Rosenkranz, mein Diurnale, mein Rituale, mein Versehkreuz mit dem oleum infirmorum und diese Stola, an der noch frisches Blut klebt, und die Zeugnis davon ablegt, daß ich in Ausübung meines heiligen Berufes auf dem Schlachtfeld in die Kriegsgefangenschaft fiel! Wie?! Glauben Sie denn, ein Schwindler und Gauner, ein Spion und Verräter bewirbt sich um das beschwerlichste Amt; das man sich denken kann, und versieht es, unter steter Lebensgefahr, monatelang ohne einen Centime Gehalt? Das wäre ja nicht Schwindel und Spionage, sondern der reinste Wahnsinn! Derartige têtes carrées gibt es aber meines Erachtens überhaupt nicht, wenigstens in Deutschland nicht. Sollte aber noch der Punkt über dem i fehlen, um Ihnen die evidente und apodiktische Ueberzeugung davon beizubringen, daß ich römisch-katholischer Priester bin, so will ich jezt nicht nur in lateinischer Sprache mit Ihnen reden, sondern ich fordere Sie auf, mich über die minutiösesten Spezialitäten, um die sich kein Laie interessiert, und die kein Laie kennt, zu examinieren, sei es in der Dogmatik oder Moral, in der Pastoral oder Liturgik, im Kultus oder Ritus, und ich stehe Ihnen Red und Antwort, ich werde alle Ihre Fragen, auch die heikelsten, z. B. in be-

treff der commemorationes in Laudibus, der casus reservati in confessionali etc. zu Ihrer Zufriedenheit beantworten. Damit Sie aber ja nicht glauben, die Liebe zum Leben oder die Angst vor dem Tod verseze mich in solchen Eifer und lasse mich so angelegentlich und warm für die Identität meiner Person plädieren; so versichere ich Sie auf Ehre und Gewissen und unter Berufung auf Gott, vor dessen Richterstuhl ich nach 3 Stunden stehen werde, daß ich das Opfer meines Lebens Gott schon dargebracht habe, daß mich auch nicht ein Funken Hoffnung, es könne noch eine Rettung für mich geben, in meinem Herzen glimmt. Nein, nicht um mein Leben wehre ich mich, nicht um meinen dem Tod verfallenen Leib trete ich in die Schranken und ringe und kämpfe ex rostris mit Ihnen, sondern mein Bemühen, Ringen und Kämpfen, ja mein Bitten und Flehen gilt meinem Stand, meinem Ruf, meinem Namen, meinem Andenken, die ich nach meiner Hinrichtung rein und fleckenlos, unversehrt und unantastbar hinterlassen möchte. Es ist mir ein peinlicher Gedanke, daß man etwa, nach meinem Tode, sagen sollte: „Hier wurde ein Spion, namens A. K., gebürtig in Endingen am Kaiserstuhl, im Großherzogtum Baden, der sich für einen Priester ausgab, standrechtlich erschossen und begraben." Mein Innerstes sträubt sich dagegen, daß ich mit dem Brand- und Schandmal: ein Schwindler und Gauner, ein Schurke und Ver-

räter zu sein, die Welt verlassen, mit Schmach bedeckt und mit Verwünschungen überhäuft, ins Grab steigen soll. Um Ehre und guten Namen, um meine Priesterwürde, um ein fleckenloses Andenken bei der Mit- und Nachwelt wehre ich mich, und eben darum ligt mir alles daran, Sie davon zu überzeugen, daß ich weder Spion noch Heuchler, weder Betrüger noch Verräter bin. Sollten Sie aber, gegen alles Erwarten, meine überwältigenden und jeden Zweifel niederschlagenden Gründe davon nicht überzeugt haben; dann bitte ich Sie, heute noch, nachdem ich in den Tod gegangen, bei dem Hochwürdigen Erzbistums-Verweser Lothar von Kübel zu Freiburg, im Großherzogtum Baden, schriftlich anzufragen: ob A. K. von Endingen, freiwilliger Feldpater bei der deutschen Armee, während des deutsch-französischen Krieges, römisch-katholischer Priester gewesen? Ich bitte Sie ferner, daß Sie, nach erhaltener, Ihre Anfrage bestätigenden Antwort, von meinem Grab die Schmach ferne halten, daß dort ein mit dem Fluche der Franzosen beladener Spion, Schwindler und Verräter verscharrt worden sei. Es ligt mir nichts ferner als die Absicht, Sie möchten etwa dem Oberst, der mich gegen alles Völker- und Kriegsrecht zum Tod verurteilte, die Ueberzeugung beibringen, ich seie kein Spion und Verräter, sondern ein römisch-katholischer Priester; denn ich weiß sehr wohl, daß derselbe im Ernste daran gar nicht zweifelt, und daß

er mich hauptsächlich aus diesem Grunde zum Tod verurteilte, weil ich Priester bin. Ein Mann, der solche Gotteslästerungen, wie er getan, ausstößt, der die Priester so glühend haßt, wie er es anläßlich meines Verhöres, selbst eingestand, der rechnet es sich zum Verdienste an, die Welt von einem Priester, als von einem Ungeheuer, zu befreien. Mein Charakter, meine Menschen-, Christen- und Priesterwürde verbieten mir allen Ernstes, direkt oder indirekt einen solchen Menschen um Gnade anzuflehen. Ich und meine drei Leidens- und Todesgefährten haben es schon gestern verschmäht, einen Mann, der wehrlose, gänzlich schuldlose und unter dem Schuze der Genfer Konvention stehende Aerzte und mich eingestandenermaßen aus Haß und Rachsucht auf die unwürdigste und brutalste Weise behandelte, beschimpfte und mißhandelte und sie schließlich zum Tod verurteilte, um Begnadigung anzubetteln. Wir fordern Recht und Gerechtigkeit, wir winseln nicht um Amnestie, da das über uns gefällte Todesurteil ein himmelschreiendes Unrecht und Verbrechen, ein Justizmord ist.

Staunend wohl, aber ungerührt hörten die beiden französischen Priester mich an — meine Worte, die, sollte man glauben, einen Stein hätten rühren können, und alle meine Gründe und Beweise fanden taube Ohren und unempfindliche Herzen. Obschon es den beiden Amtsbrüdern in leicht lesbaren Charakteren auf der Stirne geschrieben stand, und

ich diese Schrift ohne Mühe las, hielten sie sich doch noch bemüßigt, mir ohne alle Umschweife, ja in satyrischer Weise, zu erklären, daß Sie mich für einen abgefeimten Betrüger und geriebenen Schurken hielten. Ich erwiderte diese Impertinenz durch die hingeworfene Bemerkung: Sie verlezen durch diese Erklärung selbst die Rücksicht, die man einem unglücklichen Menschen und einem zum Tod verurteilten Verbrecher schuldig ist. Meine Herrn! Auch Ihnen wird, früher oder später, die lezte Stunde schlagen, und in jener ernsten Stunde, da die Seele, den Ruf ihres Schöpfers und Erlösers aus dem Reiche der Ewigkeit vernimmt, da der furchtbare Gedanken: Trennung, Grab, Verwesung und Gericht kalten Todesschweiß auspreßt, und Geist und Herz unter Schmerzen und Tränen aus der Umarmung des Leibes sich loswinden — dann, sag ich, werden Sie daran glauben lernen, daß man im Tode nicht lügt. Mögen Sie einst in Ihrer lezten Stunde mitleidigere und barmherzigere Seelen finden, als Sie gegen mich mitleidig und barmherzig waren.

Hierauf fragte der Abbé: „Wünschen die Herrn zu beichten, das heilige Sakrament des Altares und die lezte Oelung zu empfangen, und daß ich oder mein Vikar Sie bei der Hinrichtung begleite?" Es trat eine peinliche Pause auf diese Frage ein. Ich antwortete dem Herrn Abbé: Zwei dieser Aerzte sind Protestanten, der dritte ist Katholik. Ob er

Ihnen beichten will oder nicht, ist mir unbekannt. Der Assistenzarzt Aenstoots beantwortete die Frage des Abbé sogleich durch die Entgegnung: „Nach dem ganzen Vorgang, der sich soeben vor uns abgespielt, verzichte ich ohne alles Bedauern auf das Glück, Ihnen, Herr Abbé, oder Ihrem Herrn Vikar vor meiner Hinrichtung beichten zu dürfen; ich werde vielmehr unserem verehrten Feldpater beichten, trozdem Sie denselben als Spion und Schurken an den Pranger gestellt." Auch ich lehnte das Anerbieten dieser Priester ab, und zwar mit den Worten: Ich würde mit Dank gegen Gott und mit inniger Freude Ihr Anerbieten im wichtigsten Momente meines Lebens angenommen und von demselben Gebrauch gemacht haben, wenn Sie mir mit demselben Vertrauen entgegengekommen wären, mit welchem ich Ihnen entgegengekommen bin. Unter den zwischen uns obwaltenden Umständen wäre das Beichten lediglich eine Zeremonie und Hokuspokus, da Sie mir ja mit nackten Worten erklärten, Sie hielten mich nicht für einen katholischen Priester, sondern für einen Spion und Schwindler, und da ich auch in der Beicht darauf beharren müßte, daß ich ein ächter Priester bin, so ächt als Sie selbst. Die heiligen Sakramente sind mir viel zu ehrwürdig und erhaben, als daß ich dieselben auch nur der Gefahr eines Mißbrauchs aussezen möchte. Ich befinde mich nämlich, infolge unserer Unterredung, in einer

Seelenstimmung, die es mir absolut verbietet, ein Sakrament zu empfangen. Ich danke für Ihre körperliche Bemühung und für Ihr Anerbieten, allein ich muß dasselbe aus den angegebenen Gründen entschieden ablehnen. Ich machte eine stumme Verbeugung mit Kopf und Oberkörper, die von meinem vis-à-vis in duplo eine ganz ähnliche Erwiderung fand. Dann schieden die unaussprechlichen Herrn. Die Türe wurde geschlossen, und rabenschwarze Nacht umgab uns, da der Mond untergegangen war. Ja, es war, besonders infolge dieses Besuches, sehr finster auch in meiner Seele und in meinem Herzen geworden.

An diesem sehr geeigneten Orte will ich, um später lästiger Wiederholungen überhoben zu sein, erwähnen, welche Stellung die französischen Geistlichen, mit denen ich in Verkehr trat und oft, wegen Abhaltung des Gottesdienstes oder bei der Einquartierung, in Verkehr treten mußte, zu mir einnahmen.

Wenn es dem Franzosen überhaupt schwer wird, einen Mann, der kein bis auf den lezten Knopf nach französischer Art verfertigtes geistliches oder kirchliches Kleid trägt, für einen Priester zu halten; so ist solches noch weit mehr beim französischen Klerus der Fall. Der französische Priester kann sich, infolge seiner jahrelangen Erziehung in niederen und höheren Seminarien und der ihm dort beigebrachten Ansichten und Grundsäze bezüglich des starren, rigo-

rosen Festhaltens am decorum clericale, infolge seiner ihm zur zweiten Natur gewordenen Gewohnheit: sich striktissime französisch-kirchlich zu kleiden, infolge seines beschränkten, nationalen Gesichtskreises, seiner Formenreiterei und seiner pedantischen Nergelei, die der äußeren Form und dem Sinnbild denselben Wert wie der Sache selbst beilegt; sich nur äußerst schwer mit dem Gedanken vertraut machen, ein Mann, der sich ohne Talar, Tonsur, breitkrämpigen Hut oder Biret, ohne Zingulum, Strümpfe und Schnallenschuhe öffentlich zeigt oder gar kirchliche Funktionen vornimmt, könne ein richtiger, rechtmäßiger katholischer Priester sein. Er läßt sich entweder gar nicht oder nur äußerst schwer das Zugeständnis abringen: es könne und dürfe auch Ausnahmen und Abweichungen von der Regel geben, sich kirchlich zu kleiden. Ich bin weit davon entfernt, die kirchliche Anordnung bezüglich der klerikalen Kleidung zu tadeln, ich verkenne oder unterschäze durchaus nicht die weise Absicht, welche die Kirche dabei leitete, ihren Dienern eine klerikale Kleidung vorzuschreiben, auch leuchtet mir der Nuzen dieser Einrichtung sehr wohl ein; allein ich bin ebenso weit davon entfernt, in Abrede zu stellen, daß es sehr berechtigte Ausnahmen von der Verpflichtung gibt, sich klerikal zu kleiden.

Wenn ich zu Pferd, was gewöhnlich der Fall war, und in der weiter oben geschilderten Kleidung vor einem französischen Pfarrhaus erschien und mich

als katholischen Feldpater vorstellte, so machte der Herr Abbé gewöhnlich große Augen, er äußerte Bedenken und Zweifel und wollte nicht an meine Priesterwürde glauben. Und wenn ich ihm dann meine Legitimationspapiere zur Einsicht und Prüfung vorlegte, so konnte ich dadurch höchst selten zur vollen Geltung gelangen. Fast alle katholischen Priester waren in dem Wahne befangen, die Preußen wollten in Frankreich den Katholizismus ausrotten und den Protestantismus mit Gewalt einführen. Sie hielten jeden katholischen Feldpater, der mit der deutschen Armee nach Frankreich zog, für einen von seiner Kirche abgefallenen Priester, für einen Apostaten, einen Judas, einen Emissär des Gustav-Adolf-Vereins, der „in Propaganda für den Protestantismus macht". Wenn ich in einem katholischen Pfarrhause einquartiert war, so ging alles so lange gut von statten, als man mich für einen Militärbeamten, für einen Nichtkombattanten und namentlich für einen katholischen Laien hielt; sobald man aber erfuhr, ich sei ein katholischer Priester, oder wenn ich dessen selbst Erwähnung tat, oder behufs der Ueberlassung der Kirche meine Dokumente vorlegte, da änderte sich die Szene. Von diesem Moment an hatte alle Gemütlichkeit ein End. Monsieur le curé, monsieur le vicaire und mademoiselle la cuisinière zogen sich scheu zurück, sie waren höchst einsilbig und verschlossen und zeigten sich in höchstem Grade miß-

trauisch und voll Argwohn und Verdacht. Ich vermied es daher sorgfältig, in katholischen Pfarrhäusern einquartiert zu werden; denn niemand läßt sich gern über die Achsel ansehen und mit Mißtrauen und Verachtung behandeln.

Ich konstatiere hier mit Freude, daß ich wiederholt bei französischen Abbés einquartiert war, die rühmliche Ausnahmen von der Regel waren, die sich sehr human, herzlich entgegenkommend, einsichtsvoll und amtsbrüderlich zeigten. Ich bewahre diesen Männern ein dankbares, liebevolles Andenken.

Nachdem sich der unerwartete Besuch entfernt hatte, fühlte ich mich sehr heftig aufgeregt und angegriffen. Es bemächtigte sich meiner eine große Niedergeschlagenheit und Wehmut. Ich hatte, nachdem der Oberst das Todesurteil kategorisch über uns gefällt, absolut keine Hoffnung mehr auf Rettung, jeder Schimmer einer solchen war erloschen. Ich hatte mich daher mit christlicher Resignation in mein Schicksal ergeben, das heißt dem Ratschluß der göttlichen Vorsehung unterworfen. Und doch — als die zwei Amtsbrüder unser Gefängnis betraten, erschienen sie mir wie rettende Engel, wie Sendboten des Himmels, die mir die Freiheit bringen. So ist der Mensch! Dem Untergang nahe, hascht er selbst nach einem Strohhalm und erhofft von demselben Rettung. Und hat er auch dem Leben und jeder Hoffnung entsagt, und hört er schon die Henker nahen,

und die Armesünderglocke läuten, so erstirbt doch die Hoffnung nicht ganz in seinem Herzen. Ein, wenn auch noch so verzagtes: Vielleicht! — Wer weiß? — Bei Gott ist ja kein Ding unmöglich! — Sind doch schon oft, wie durch ein Wunder, und selbst durch eigentliche Wunder, schuldlos zum Tod Verurteilte gerettet worden! — Könnten nicht unsere Truppen noch vor 5 Uhr Chavannes zurückerobern und uns der Hand unserer Todfeinde entreißen? — schwebte auch mir im Nu auf den Lippen, und umklammerte mein Herz pudelnärrisch diese in den Wellen der Trübsal über dem Abgrund hin- und herschießenden Strohhalme. Daß es nur Strohhalme waren und sein konnten, erhellt gewiß aus dem über unser Verhör und unsere Verurteilung bisher Gesagten zur Genüge; und sollte es etwa nicht genügen, so zerstörte der uns in der Geisterstunde zu teil gewordene Besuch jede weitere Illusion und löschte den glimmenden Docht der Hoffnung vollends aus. Woher hatten denn diese Priester die zuverlässige Kunde, daß heute um 5 Uhr vier zum Tod verurteilte Kriegsgefangene justifiziert würden? Höchst wahrscheinlich von dem Oberst selbst oder von seinen Adjutanten oder von einem der Soldaten, die während unseres Verhöres und unserer Verurteilung zum Tode gegenwärtig waren. Ich habe daher, seit dem 14. Februar, so oft ich mich jener Amtsbrüder erinnerte (und solches geschieht gar nicht selten) ihrer stets mit

dem bezeichnenden Ausdruck: „Totenvögel“ gedacht. Ihr Erscheinen, ihre, mit der größten Rücksichtslosigkeit gemachten Mitteilungen, ihr Benehmen und Anerbieten waren der triftigste Grund, daß es um 5 Uhr blutigen Ernst gelte, und jede Hoffnung auf Rettung schreckliche Täuschung und Wahn seie.

Wir vier Leidensgefährten hatten bezüglich unseres gemeinsamen Schicksals kein Geheimnis vor einander, ich kann daher versichern, daß keiner von uns sich einer Täuschung hingab, das heißt eine Rettung für möglich hielt.

Nachdem dieser traurige Besuch vorüber war, warf ich mich aufs Stroh und seufzte: Nun ist der Leidenskelch geleert bis zur Hefe! Herr, ich bin bereit! Ja, ja, es gibt Seelentorturen, die härter und bitterer sind, als der Tod!

Ich war furchtbar müd. Ich fühlte das Bedürfnis zu schlafen. Ich schloß die Augen und sank sogleich in einen tiefen, erquickenden Schlaf.

Ich mochte zwei Stunden ausgezeichnet geschlafen haben, als ich behutsam aufgeweckt wurde. Ach, ich hatte so wonnig und süß geträumt! Meine Phantasie hatte mich mitleidig Chavannes entrückt, in die liebe Heimat versezt und in die Arme von Vater, Mutter und Schwestern geführt. Und nun — aus Schlaf und Traum gerüttelt — versezte mich das wiedererlangte Selbstbewußtsein und die trostlose

Wirklichkeit zurück in diese Totenkammer und Mördergrube, aus der kein Entrinnen möglich ist!

„Hochwürden", redet mich einer der Aerzte, Dr. Aenstoots, ein Katholik, an, „wie können Sie in dieser schrecklichen Nacht und unter so trostlosen Umständen schlafen! Die verhängnißvolle Stunde rückt heran — es wird sogleich 4 Uhr schlagen. Hören Sie mich Beicht, denn ich will als guter Christ sterben und während der uns noch erübrigenden Zeit wollen wir mit einander beten." Ich erklärte mich sogleich und mit Freuden bereit, meines Leidens- und Todesgefährten Wunsch zu erfüllen. Der Arzt kniete neben mir nieder, ich hing meine von Blut erstarrte Stola um und hörte denselben Beicht — das lezte Mal, sagte ich zu mir. Auch der Arzt beichtete mit dem Bewußtsein: ich empfange jezt zum lezten Mal dieses heilige Sakrament. — Es dürfte wohl sein, daß dir, lieber Leser, während du diese Worte liesest, eine Zähre über die Wange rinnt; ich nehme mit zitternder Hand und mit dankerfülltem Herzen diesen Tribut deines Mitgefühls, deiner Teilnahme und Barmherzigkeit in Empfang und sage dir dafür tief gerührt: Vergelt's Gott!

Auch mir rannen endlich, endlich Tränen über die Wangen, und sie verschafften meinem gepreßten Herzen Trost und Linderung, sie brachten ihm süße Ruhe, Versöhnung und Frieden. Ich verzieh von Herzen dem Oberst, den oben erwähnten Amts-

brüdern und allen Denjenigen, die mich jemals gekränkt und beleidigt hatten. Ich wollte ohne Groll und Erbitterung die Erde verlassen. Nachdem ich mich vor Gott in den Staub geworfen, an mein sündiges Herz geschlagen und um Verzeihung und Barmherzigkeit gefleht, und, ich zweifelte nicht daran, auch Gottes Verzeihung und Barmherzigkeit erlangt hatte, wollte auch ich verzeihen.

Nun konnte ich — bis auf Einen Punkt — sagen: „All right!“ Und dieser Eine Punkt wäre?

Achtes Kapitel.

Mein lezter Wunsch.

Unsere Hinrichtung war auf morgens 5 Uhr anberaumt; wir sollten also geraume Zeit vor Tagesanbruch erschossen werden, und eben dagegen sträubte sich meine ganze Natur. Ich sagte zu mir selbst: In finsterer Nacht, so recht banditenmäßig, wirst du abgetan und dann sogleich verscharrt, so daß niemand erfährt, wo du begraben ligst. Und das eben ging mir nahe, das erweckte in mir den sehnlichsten Wunsch: Gott möge es so fügen, daß wir erst nach Tagesanbruch erschossen werden. In diesem Fall, dachte ich, sind doch noch andere Personen als die zur Hinrichtung kommandierten Soldaten auf dem Richtplaz gegenwärtig, und könnten meine teuern Eltern möglicher Weise durch jene Personen davon in Kenntnis

gesezt werden, wo und wie ich gestorben, und wo sich mein Grab befindet. Mit großer Zuversicht und mit festem Vertrauen bat ich den lieben Gott, er möge es so leiten, daß ich nicht bei finsterer Nacht incognito und als Konterbande heimlich bei Seite geschafft, sondern am hellen Tag erschossen werde. Ich wendete mich in diesem Anliegen namentlich an Maria, die Gnadenvolle, die Trösterin der Betrübten, die Helferin der Christen. Ja, ich flehte innig und heiß empor zur Himmelskönigin! O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria! Mater misericordiae, advocata nostra, ora pro me morituro! O versage mir meine lezte Bitte, die Erhörung meines lezten Wunsches nicht! Du hast dich ja oft meiner erbarmt, mir oft deine starke, gnadenspendende Hand dargereicht und mir wunderbar geholfen! — Wahrlich, ich hatte guten Grund, also zu beten, zu bitten, zu flehen; denn Maria hatte mir vor 10 Jahren — ich sage das mit vollster Ueberzeugung — auf wunderbare Weise durch ihre mächtige Fürbitte bei Gott geholfen, das heißt die Gesundheit wieder erlangt. Es drängt mich nicht bloß, zur Erbauung des Lesers und zur Verherrlichung Mariens jenes wunderbare Ereignis hier in Kürze zu erzählen, sondern ich fühle mich sogar im Gewissen dazu verpflichtet. „Opera dei revelare et confiteri, honorificum est“ das heißt: die Werke Gottes zu offenbaren und dafür Zeugnis abzu-

legen, ist löblich, sagt ja die heilige Schrift. (Tobias XII. 7.)

Während ich Gymnasialstudien betrieb, befiel mich eine ganz selten vorkommende Krankheit, die von den Aerzten Hypnopathie genannt wird. In kürzeren oder längeren Zwischenräumen verfiel ich in einen Zustand, der, körperlich und geistig, von höchst eigentümlicher Beschaffenheit war. Ich sank in einen tiefen Schlaf, der mehrere Tage dauerte, während dessen ich jedoch das Bewußtsein nicht ganz verlor. Ich lag regungslos auf oder im Bett, unfähig, ein Glied zu bewegen. Ich atmete schwach, der Puls schlug schleichend, leise und unregelmäßig. Ich hatte die Augen geschlossen, hörte gewöhnlich reden und verstand die an mich gerichteten Fragen, war aber nicht im Stande, zu antworten. So lange dieser todesähnliche oder scheintote Zustand der Lethargie und der Asthenie dauerte, nahm ich weder Speise noch Trank zu mir, und waren jene, am meisten in die Sinne fallenden körperlichen Funktionen suspendiert. Ich konsultierte mehrere Aerze und gebrauchte mit der größten Akkuratesse die mir von denselben verordneten Mittel. Allein die Krankheit wich durchaus nicht, sie spottete aller Mittel der ärztlichen Kunst. Endlich erkannte ich mit Schrecken, daß Wissenschaft und Kunst, Allopathie, Homöopathie und Sympathie ratlos und ohnmächtig meiner Krankheit gegenüberstanden. Was sollte aus mir

werden? Welch traurige Perspektive in die Zukunft eröffnete sich meinem tränenumflorten Blicke! Ich war einem vom Sturmwind gebrochenen Rohre ähnlich. All meine Hoffnungen: einst auf der Kanzel Gottes Wort zu predigen, am Altare das hochheilige Opfer des neuen Bundes darzubringen, im Beichtstuhle die Sünder zur Bekehrung zu bringen und am Schmerzenlager den Kranken zu trösten und dem Sterbenden den Tod zu versüßen, waren zu Grab gegangen. Was blieb mir in meiner äußerst trostlosen Lage übrig, als meine Zuflucht zu dem zu nehmen, der einst alle Kranken und Verlassenen, alle Leid- und Kreuztragenden liebreich eingeladen: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!"? Wohl mir, daß ich dieser Einladung des liebevollen und barmherzigen Heilandes Gehör schenkte und willig folgte; denn ich fand bei ihm nicht nur Erquickung und Trost, Linderung und Beistand, sondern gänzliche, vollständige und gründliche Heilung.

Nachdem ich mehrere, lang andauernde und ungemein schwächende Anfälle überstanden hatte, machte ich mich eines Tages auf, ich ergriff den Wanderstab, ich unternahm, voll Zuversicht und Vertrauen auf Gottes und der lieben Muttergottes Barmherzigkeit, eine Wallfahrt nach einem hochberühmten Gnadenort, ich schlug den Weg nach Süden ein, ich schleppte mich mit meinem herabgekommenen, siechen

Leib nach — Maria Einsiedeln in der Schweiz. Durch Maria hoffte ich, von Jesu, ihrem göttlichen Sohne, die Gnade der Genesung zu erlangen. Nach müheseliger Wanderung erreichte ich endlich Einsiedeln. Vor der sogenannten Gnadenkapelle, wo im Verlaufe von 1000 Jahren unzählige Pilger Erhörung ihrer Bitten gefunden, da sollte auch ich nicht vergeblich rufen: „Seufzend und weinend kniee ich hier vor deinem Gnadentron. Aus diesem Tal der Zähren heb ich, nach Hilfe ringend, Herz, Aug und Hände zu dir empor. O Maria, du Heil der Kranken, du Trösterin der Betrübten, bitt für mich bei Jesu, deinem vielgeliebten Sohne, damit ich die verlorene Gesundheit wieder erlange und dadurch befähiget werde, sein Diener, ein würdiger Priester zu werden!" Mit diesen und ähnlichen Worten flehte ich aus tiefstem Herzensgrunde vor dem Gnadenbilde, und wunderbar getröstet erhob ich mich — ich war erhört, geheilt und befähigt, ohne weitere Unterbrechung meine Studien fortzusezen und endlich zum Priester geweiht werden zu können. Und nie mehr fiel ich in jene Krankheit zurück oder verspürte auch nur eine leise Anwandlung derselben. Seit jener wunderbaren Begebenheit beseelte mich ein unerschütterliches Vertrauen zu Maria. Wie oft rief ich in Gefahr und Sturm, in Kampf und Not zu Maria! Und nie, auch gar nie, ward mein Vertrauen zu Schanden, nie rief ich vergeblich zu

Maria — was Wunder also, wenn ich namentlich heute meine Zuflucht zu meiner geistlichen Mutter nahm, wenn ich ihr heute meinen lezten Wunsch mit kindlichem Vertrauen vortrug und sie um Erhörung anflehte!

Neuntes Kapitel.

Die Entscheidung nahet.

Schlag 5 Uhr marschierten Soldaten vor unserem Arrestlokale auf, Kommandoworte ertönten, Waffen klirrten, und der Oberst betrat, von zwei Offizieren begleitet, unser Gefängnis.

„Ich habe Ihnen“, so sprach er, „gestern Abend angekündigt, daß sie heute früh um 5 Uhr erschossen werden; da sich aber der Höchstkommandierende der Loirearmee, General Bourbaki, bei standrechtlich gefällten Todesurteilen das Bestätigungsrecht vorbehalten hat, so entsandte ich, während der Nacht, eine Estaffette mit der Meldung an denselben, daß 4 preußische Spione von mir nach Kriegsrecht zum Tode verurteilt worden seien, und ersuchte ihn, dieses Urteil zu bestätigen. Bourbaki hat aber, leider (malheureusement), mein Ersuchen abgelehnt und befohlen: Die 4 Kriegsgefangenen seien unter starker Bedeckung, behufs ihrer Aburteilung durch ihn selbst, ins Hauptquartier nach

Celle, (10 bis 11 Stunden von Chavannes entfernt, wenigstens auf dem Weg und über diejenigen Ortschaften, die in unserer Marschroute genannt und genau bezeichnet waren) transportieren zu lassen." Daß ihm das „leider" (malheureusement) von Herzen ging, stand unzweideutig in seiner Physiognomie geschrieben.

Also von Pontius zu Pilatus! Nun wahrlich, bei Bourbaki konnte es uns jedenfalls nicht schlimmer ergehen als bei diesem Wüterich in Chavannes.

Der Oberst befahl uns, sogleich das Arrestlokal zu verlassen und den Marsch nach Celle anzutreten. Wir vollzogen sehr bereitwillig diesen Befehl und verließen ohne Herzeleid und Tränen unsere Folterkammer. Auf der Straße umringten uns 30 Infanteristen, die kein Gepäck, sondern blos das Chassepot, die Patrontasche und das Seitengewehr, also keine Tornister bei sich trugen. Es wurde sogleich der Befehl zum Abmarsch erteilt.

Es kam mir äußerst verdächtig vor, daß die Soldaten keine Tornister trugen, wußte ich doch, daß der Soldat auf jedem größeren Marsche seinen Tornister bei sich hat. Ich war der vollsten Ueberzeugung, daß die 30 Infanteristen die Execution mit uns vorzunehmen hatten — dazu bedurften sie natürlich keines Tornisters. Meine drei Leidensgefährten, in deren Physiognomieen ich nicht lesen konnte, weil es finster war, hatten, wie sie mir

später mitteilten, dieselbe Ansicht und Ueberzeugung. Wir hielten es während des ganzen Marsches für rätlich, unsere Gedanken gegenseitig nicht auszutauschen, überhaupt keine Silbe zu reden. Ich konnte den Oberst nur nach dem beurteilen, was ich gestern an ihm gesehen und von ihm gehört hatte, das heißt, nach seinen Aeußerungen und seinem Benehmen gegen uns, und eben diese ließen mich das Schlimmste fürchten. Ich hielt die ganze Geschichte von der Estaffette, dem Befehle Bourbakis und unserem Transport ins Hauptquartier desselben für eine Erfindung, eine Mystifikation und einen sogenannten Galgentrost. Ich war der Ansicht, der Oberst wolle aus diabolischer Bosheit in uns die Hoffnung auf Rettung unseres Lebens erwecken und uns dann unversehens in den Tod schicken, um uns das Sterben um so schrecklicher zu machen. Eine solche verruchte Tat entsprach ja vollkommen seinem Charakter, seinem Haß und seiner Rachsucht. Waren mir doch aus der Geschichte viele Beispiele ähnlicher Niederträchtigkeit und Barbarei bekannt, und konnte man ja auch uns, wie schon so viele Kriegsgefangene vor uns, ehe man uns hinrichtete, täuschen und mit uns ein grausames Spiel treiben. Ich führe hier zwei Beispiele dieser Art an.

Nachdem Toulon unter einem furchtbaren Bombardement am 18. und 19. Dezember von der Armee der Jakobiner erobert worden war, begann auf Be=

fehl der vom Konvent in Paris dorthin entsandten Gewaltboten, Fréron, Barras und Robespierre ein entsezliches Erwürgen und Niedermezeln. Allein die Guilottine arbeitete diesen Wüterichen zu langsam, und die standrechtlichen Erschießungen räumten ihnen mit den Aristokraten, königlich Gesinnten und Girondisten viel zu gemächlich auf; sie beschlossen daher, ihrem Haß, ihrer Rachsucht und Blutgier en gros Opfer zu schlachten und sich dabei noch den Hochgenuß zu verschaffen, eine wahrhaft teuflische Bosheit auszuführen. Sie erließen den Befehl: „Alle Diejenigen, die sich am Aufstande beteiligten oder eine Anstellung unter Ludwig XVI. angenommen, haben bei Todesstrafe auf dem Marsfelde zu erscheinen." Auf diesen Befehl hin begaben sich etwa 8000 Menschen auf das Marsfeld. Unter ihnen befanden sich auch viele Neugierige und viele Landleute, die sich von der zusammenströmenden Menschenmenge in der Meinung hatten mit fortreißen lassen, es werde auf dem Marsfelde ein Fest gefeiert. Mit großer Hast, ohne genaue Untersuchung und richterliches Verfahren, wurden aus der Menge über 2000 Schuldige ausgewählt. Diese Unglücklichen wurden wie eine Schafheerde auf einen Haufen zusammengetrieben, während Geschüze auffuhren, die Kanoniere abprozten und luden. Nachdem die Heerde beisammen war, wurden die Kanonen auf dieselbe abgefeuert, und richteten die

Kartätschen ein furchtbares Blutbad an — nur sehr wenige waren nicht gefallen. Da rief eine mächtige Stimme: „Alle, die nicht tot sind, mögen aufstehen — sie sind begnadiget!“ Einige erhoben sich. Da erfolgte die zweite Décharge, die alle niederstreckte — 2000 Tote bedeckten das Marsfeld.

Carrier, eine der blutgierigsten Bestien, welche die Geschichte kennt, wütete, anno 1793, furchtbar in Nantes. Wie seine Gerechtigkeitspflege beschaffen war, darüber berichtet eine himmelschreiende Tat. Auch ihm ging das Köpfen viel zu langsam, er sann darum darüber nach, auf welche Weise diesem Uebelstand abgeholfen werden könne. Hiebei scheint er den Satan um Erleuchtung angerufen zu haben, denn sein Mittel: en gros zu morden, ist so originell und entsezlich, daß die Billigkeit verlangt, dem Satan mindestens einen erklecklichen Anteil an der Erfindung desselben zuzuschreiben. Carrier verfiel auf den Gedanken, alte, morsche Schiffe mit den dem Tod Geweihten zu befrachten, und dieselben dann (die Schiffe), nachdem sie vorher angebohrt, respektive mit Stückpforten versehen, und ein Stück weit auf der Loire stromabwärts gerudert worden waren, zu versenken, die Todeskandidaten also, die sich unter Deck befanden, zu ertränken. Am 16. November 1793 kam dieses originelle Menschenvertilgungsmittel zum ersten Mal in Anwendung. Neunzig Priester, die den konstitutionellen Eid zu leisten sich

geweigert hatten, und deßwegen von den gottlosen und lasterhaften Jakobinern glühend gehaßt und von den mit dem Freiheitsschwindel behafteten Franzosen wie das Wild gehezt, verfolgt und mit dem Tod bedroht worden waren, fielen endlich in die Gewalt der Bluthunde. Sie wurden ergriffen und ins Gefängnis geworfen. Nachdem sie ein Jahr lang im Kerker geschmachtet hatten, überführte man sie in ein Zentral-Gefängnis zu Nantes. An oben genanntem Tage wurden sie zuerst auf das Schiff „la gloire“ transportiert und, eine Strecke von Nantes entfernt, auf ein altes Seeschiff unter dem Vorgeben verbracht: sie würden nach Cayenne in die Verbannung geschickt, in der traurigen Wirklichkeit hatten sie aber eine viel weitere Reise anzutreten. Nachdem sie unter Deck gebracht worden waren, und das Schiff sich an einer Stelle befand, die zur Versenkung tief genug war, wurden die Stückpforten geöffnet, das Wasser schoß in den Raum, in welchem sich die Todesopfer befanden, man hörte gellende Hilferufe, dann trat plözlich Stille, Totenstille ein, das nasse Grab hatte sie verschlungen.

Ja, an diese und ähnliche grauenhafte Begebenheiten erinnerte ich mich während unseres Marsches. Ich dachte eben: Vor Chavannes wird Halt gemacht, die Soldaten stellen sich in Fronte auf der Straße auf, wir werden, auf einige Schritte Entfernung, ihnen gegenüber gestellt, dann blizen die

Gewehre, und wir sind entseelt hingestreckt auf das weiße Leichentuch, das die Erde deckt, auf den Schnee. Jeder Schritt bohrte einen scharfen Dorn in mein bebendes Herz, und bei jedem Schritt vermutete ich, es werde: Halt! Fertig! Feuer! kommandiert werden. Allein wir marschierten, als wir das Ende des Dorfes erreicht hatten, immer weiter und weiter, ohne daß: Halt! Fertig! Feuer! kommandiert worden wäre, mein Mißtrauen und Verdacht aber schwanden dennoch nicht, ich redete mir ein: Unser Richtplaz wird eben weit entfernt sein oder sich in dem nächsten Walde befinden.

Endlich graute der Tag, und mit der Morgendämmerung fiel ein Strahl der Hoffnung in meine Brust; und je heller und heller es wurde, und je weiter wir marschierten, desto kräftiger sproßte die Hoffnung in meinem Herzen auf. Als es völlig Tag geworden, war der lezte Zweifel geschwunden, und freudig schüttelte ich alles Bangen und Fürchten von meiner Seele.

Unser Marsch war sehr beschwerlich, denn die Sonne hatte die schneebedeckte Straße in eine Eisfläche verwandelt. Nur mit größter Mühe und Anstrengung konnte ich mit den leichtfüßigen Soldaten, die wie Ballet-Tänzer über den Eisspiegel der Straße hinzuschweben schienen, gleichen Schritt halten. Hunger und Durst quälten mich empfindlich, und die schweren Stiefel mit den hohen Schäften waren

mir ein sehr großes Hindernis bei dem schnellen Marsche. Nach zwei Stunden schon waren meine Kleider von Schweiß durchnäßt. Die Soldaten äußerten ob meiner misère große Freude, sie beschimpften und verfluchten uns unisono, da sie uns für Spione und Verräter hielten. Namentlich an mir, dem „abbé militaire“, wie sie mich spöttisch nannten, ließen sie ihren Mutwillen aus. Schweigend und gelassen ertrug ich ihren Spott und Hohn. Aber es kam noch ärger. Meine Sanftmut und Geduld wurden auf eine sehr harte Probe gestellt. Hunger und Durst, der angestrengte beschwerliche Marsch, das häufige Ausgleiten auf dem beeisten Weg, der in großer Quantität vergossene Schweiß und die erlebten Schrecknisse der verflossenen Nacht hatten meine Kraft erschöpft, ich war entsezlich matt und müd und konnte nicht mehr gleichen Schritt halten. Da brachte die rohe Soldateska ein bei ihr in solchen Fällen sehr beliebtes Mittel in Anwendung: sie stieß mir den Gewehrschaft zwischen den Schulterblättern auf den Rücken und trieb mich unter rohen Späßen zur Eile an. Daß ich durch solche Mißhandlung körperlich noch mehr herunterkam, ist leicht begreiflich. Unter der ganzen militärischen Horde war auch nicht ein einziger anständiger oder gefühlvoller Mensch — es war lauter rohes, brutales Gesindel, das treue Abbild ihres Obersten.

Auf unserem Marsche sahen wir an allen strategisch wichtigen Punkten unbespannte Geschüze aufgestellt und Schanzen aufgeworfen, überdieß war an unzähligen Stellen Material aufgehäuft, um damit Barrikaden zu bauen und Verhaue anzulegen. Es begegneten uns sehr viele Truppen, die allen Waffengattungen angehörten, ferner Geschüze, Munitions- und Proviantwagen ohne Zahl. Truppen und Kriegsmaterial hatten die Bestimmung, morgen, den 15. Januar, die Werder'sche Armee anzugreifen und Belfort zu entsezen.

Gegen 10 Uhr, vormittags, begegneten wir 30—40 Stabsoffizieren, die gerade das ganz nahe gelegene Dorf verließen. Sie waren in voller Uniform und ritten prächtige Pferde. Einer von diesen Stabsoffizieren ritt zu uns heran und redete uns sehr freundlich und in hochdeutscher Sprache an, worüber unsere kannibalische Bedeckungsmannschaft nicht wenig staunte. Dieser humane Offizier erzählte uns: er seie zu Anfang des gegenwärtigen Kriegs von den Deutschen gefangen genommen und nach Deutschland abgeführt worden. Er habe dort die Flucht ergriffen und sich nach Frankreich zu seinem Truppenkorps durchgeschlagen. Er seie als Gefangener, sowohl auf dem Transport nach Deutschland als auch in der betreffenden preußischen Stadt, wo er interniert gewesen, so menschenfreundlich, ja liebenswürdig behandelt worden, daß er sich vor=

genommen habe, diese Menschenfreundlichkeit und Liebenswürdigkeit an deutschen Kriegsgefangenen zu erwidern. „Sie, meine Herrn“, sagte er, „sind die Ersten, an welchen ich mein Vorhaben zur Ausführung bringen kann und will. Sagen Sie ganz offen und zutraulich, womit ich Ihnen dienen kann, und sofern es in meinen Kräften steht, Ihre Wünsche zu erfüllen, werde ich das mit Freuden tun.“

Wir teilten nun dem edelmütigen Offizier mit, daß wir vor Müdigkeit, Hunger und Durst so sehr erschöpft seien, daß wir diesem Mangel an Nahrung und Ruhe zu erliegen drohten. Ohne ein Wort zu erwidern, ritt der Offizier querfeldein zu einer, etwa 10 Minuten von der Straße entfernten Mühle und sprengte sogleich in sausendem Galopp zu uns zurück. Er lud uns mit der größten Zuvorkommenheit ein, ihm in jene Mühle zu folgen. Dort ließ er uns aufs gastfreundlichste bewirten, und bevor er uns verließ und wieder zu Pferd stieg, bezahlte er, ungeachtet unserer erhobenen Einsprache, die Zeche. Das war ein ächter, wahrer Menschenfreund und ein klarer Beweis, daß man, troz aller Vaterlandsliebe, in dem sogenannten Feind den Mitmenschen achten und lieben kann.

Nachdem wir uns durch Speise und Trank gelabt und auch in so weit der körperlichen Ruhe gepflogen hatten, daß wir unsern Marsch fortsezen konnten, kamen aus dem nächsten Dorfe 30 Sol=

daten, die unsere bisherige Bedeckungsmannschaft ablösten und uns bis Celle zu transportieren hatten. Die ganze Mannschaft betrug sich sehr anständig und rücksichtsvoll gegen uns — offenbar eine Folge des guten Beispiels von oben. Sie hatten eben von den abziehenden Kannibalen vernommen, daß uns ein französischer Stabsoffizier mit Herablassung und in kameradschaftlicher Weise behandelt hatte, woraus sie den Schluß zogen, daß wir, wenn auch Kriegsgefangene, doch keine Verbrecher, keine Spione, Verräter oder Schwindler seien, und daß sie uns ebenfalls mit Achtung zu begegnen hätten.

Von dieser Mühle bis Celle hatten wir noch 5—6 Stunden zu marschieren, ein schweres Stück Arbeit auf der mit Glatteis überzogenen Straße und in den von Schweiß triefenden Kleidern, doch unverzagt und wohlgemut machten wir uns wieder auf den Weg, waren wir doch erfrischt und gestärkt und unserer Peiniger ledig!

Unser Weg führte durch mehrere kleine Dörfer, die mit Militär überfüllt waren. Es bot sich uns ein überaus reiches und interessantes kriegerisches Schauspiel dar. Es wimmelte, wie in einem Ameisenhaufen, nach allen Richtungen der Windrose von Soldaten. Auf allen Straßen und Wegen stauten sich Militärfuhrwerke aller Art, namentlich Munitionswagen und Proviantkolonnen. Alles wogte auf und ab in der Richtung nach Belfort.

Die an uns vorbeimarschierenden Soldaten waren sehr oft aufs sonderbarste und lächerlichste uniformiert und mit den verschiedenartigsten Waffen ausgerüstet — bei einer und derselben Kompagnie! Der Eine trug einen Helm, der Andere einen Tschako, der Dritte ein Käppi, der Vierte einen Tarbusch u. s. w. Der Eine hatte einen Yatagan, der Andere ein Faschinenmesser, der Dritte einen Infanteriesäbel, der Vierte einen Pallasch u. s. w. Die Wenigsten hatten ordonnanzmäßige Tornister, sehr viele trugen Touristensäcke aus Leinwand, die mit Schnüren auf den Rücken gebunden waren. Manche hatten riesige Brodlaibe ans Bajonnet gespießt, nicht selten baumelten, am Gewehre hängend, Schinken, Würste, Gänse, Enten, Kapaune auf dem Rücken der Soldaten. Aber erst das Jauchzen, Brüllen und Toben dieser Krieger! Und was soll ich vom Benehmen derer sagen, die halb und ganz betrunken waren? Wenn berauscht, übertrifft der französische Soldat an Zügellosigkeit und Frechheit, an Unverschämtheit und Unflätigkeit, an Gemeinheit und bestialischem Wesen weit alle Soldaten der Welt. Von Disciplin, Subordination und männlichem ernsten Charakter und Wesen sah ich, wohlverstanden: am Vorabend einer entscheidenden Schlacht, und nachdem Frankreich so furchtbare Niederlagen erlitten hatte, nicht eine Spur. Der französische Soldat ist mutig und tapfer, besonders im Angriff, und auch in der

Schlacht hält er sich wacker, sofern er unter tüchtigen Generälen steht, die sein Vertrauen genießen, aber er ist bei weitem nicht so ausdauernd und standhaft, kaltblütig und zäh, wenn große Schwierigkeiten zu überwinden sind, und wenn er mit einem ihm überlegenen Feind zu kämpfen hat, wie der deutsche Soldat.

Da wir auf unserem Marsche einer enormen Zahl Truppen begegnet waren und noch immer begegneten, da die Soldaten aus dem Boden zu wachsen schienen, und, wo wir unsere Blicke hinrichteten, ungeheuere Massen von Kriegsmaterial in der Richtung nach Belfort befördert werden sahen, bangte uns sehr für die Armee v. Werders. Bourbaki vereinigte für die Schlacht vom 15. bis 17. Januar nicht weniger als 150.000 Mann unter seinem Befehle, während ihm v. Werder blos mit 40.000 Mann (das Belfort belagernde Corps nicht mitgerechnet) gegenübertreten konnte. Wenn Bourbaki siegen sollte und dann mit seinen Horden in unserem Vaterland einfällt, ach, was steht dann Deutschland bevor von diesen rachesüchtigen Feinden! O, warum hat Preußen nach so vielen glänzenden Siegen und Errungenschaften nicht Frieden geschlossen und sich mit wenigem begnügt, vielleicht geht durch seine Siegestrunkenheit wieder alles verloren, und verwandelt sich der Triumph in eine Lamentation — so dachte ich in meiner Kurzsichtigkeit. Ich war

eben durch Strapazen und erlittene Mißhandlungen, durch die Verurteilung zum Tod und die ausgestandene Seelenpein so herabgekommen, daß ich für einige Zeit die Schwungkraft und Kühnheit des Geistes eingebüßt hatte und verzagt wurde, weßwegen ich leichter schlimmes als gutes ahnte und erwartete.

Als der Abend dämmerte, kamen wir endlich nach Celle. Es wäre für mich weit besser gewesen, wenn wir dort bei stockfinsterer Nacht hätten einmarschieren können, es stand mir nämlich eine arge Beschimpfung, eine große Schmach und eine schwere Mißhandlung bevor, die, wenn es finster gewesen wäre, mir würden erspart geblieben sein. Als wir an den ersten Häusern vorübergegangen waren, begegnete uns ein französischer Offizier, der sogleich auf mich zukam, zu schimpfen und zu fluchen begann, mir die goldene Brille — ein Geschenk meiner ehemaligen Pfarrkinder in Amerika — abriß und einige derbe Faustschläge auf die Schultern und die Brust versezte. Welche Roheit und Lümmelhaftigkeit von einem Manne, der Epauletten trug! Und was versezte den französischen Bengel in solche Wut? Er brüllte wie rasend: „Diable et peste! Espion prussien!“ das heißt: Verflucht, preußischer Spion! Es erregte seinen Ingrimm, daß ich, ein preußischer Spion, sein Vaterland und die tapferen Franzosen mit einer Brille und überdieß mit einer gol-

denen Brille beaugenscheinige. — Ich hob, geduldig wie ein Lamm, die auf den hartgefrorenen Boden geschleuderte Brille, die ganz unversehrt geblieben war, wieder auf, und marschierte dann weiter, als wäre gar nichts vorgefallen. O, in französischer Kriegsgefangenschaft und unter Barbaren wird man gar schnell zahm, zahm wie eine Turteltaube, und alle Stacheln des Zorns verwandeln sich in zarte Eiderdaunen.

Bald hatten wir das Pfarrhaus — Bourbakis Hauptquartier — erreicht. Im Hausgange, vor dem Zimmer der Generalstabs-Kanzlei, wurden wir in Reih und Glied aufgestellt. Ich war von dem weiten, elfstündigen Marsch auf der mit Glatteis überzogenen Straße und bei der herrschenden grimmigen Kälte, körperlich sehr herabgekommen, ungemein entkräftet und todmüde. Der Schweiß troff mir von der Stirne, und heftiger Durst quälte mich. In diesem jämmerlichen Zustand, zum Umsinken müde, von Frost geschüttelt, im Schweiß gebadet, von Hunger und Durst gequält, stand ich, wie ein Missetäter, der sein Todesurteil erwartet, im Hausgange des Pfarrhofes, in schneidendem Windzug, da die beiden korrespondierenden Türen des Ganges offen standen!

Nach einer langen, bangen Stunde wurde ich von einer Ordonnanz in die Kanzlei — vor das Kriegsgericht — geführt. Es befanden sich 10 Stabs-

offiziere in dem Zimmer, die an drei Tischen saßen, auf denen eine Menge Bücher, Karten und Papiere lagen.

Einer der Offiziere erhob sich, trat zu mir heran und grüßte mich als echter Kavalier. Er examinierte mich hierauf sehr genau und streng, ließ sich meine Legitimationspapiere, mein Rituale, Versehkreuz und Stola vorlegen, prüfte alles sehr gründlich und — überzeugte sich eben dadurch von der Wahrheit meiner Behauptung, daß ich kein Spion, sondern römisch-katholischer Priester, rechtmäßig ernannter Feldpater und unter dem Schuze der Genfer Konvention stehender Militär-Beamter sei. Nachdem der Offizier diese Ueberzeugung erlangt hatte, zeigte er sich sehr herablassend und honnet, er bedauerte, daß ich durch Mißverständnis und Rücksichtslosigkeit so schweren Prüfungen unterworfen worden war, und daß er, unter den obwaltenden Umständen, mich nicht unmittelbar in Freiheit sezen könne.

Dann fragte mich der sehr höfliche und humane Offizier: „War gestern in der Frühe, als Sie den Iselfluß passierten, die steinerne Brücke bei Héricourt schon gesprengt?" Ich antwortete: Jene Brücke war damals noch nicht gesprengt. Er fragte ferner: „Ist der Dignonfluß schon zugefroren gewesen, als Sie denselben vorgestern passierten?" Ich entgegnete: Jener Fluß hat einen so reißenden Lauf,

daß er, troz grimmiger Kälte, vorgestern noch nicht zugefroren war. Dann fragte er: „Ueber wie viele Kanonen verfügt die Armee von Werders vor Belfort und dessen Umgebung? Ich werde nämlich morgen jene Armee, der ich an Mannschaft weit überlegen bin, angreifen und vernichten, dadurch Belfort entsezen und hierauf in Deutschland einrücken pour nous venger" (um uns zu rächen). Ich entgegnete: Ich weiß wahrhaftig nicht, über wie viele Kanonen die Armee von Werders verfügt — „Schon gut, schon gut!" fiel mir der Offizier in die Rede, „es verschlägt gar nichts, wenn Sie das nicht wissen; nach gewonnener Schlacht werden wir die Kanonen schon zählen." Schließlich fragte er mich noch: „Wie weit ist es eigentlich von Belfort bis Berlin?" Ich antwortete: Noch sehr weit! Der Offizier zuckte bei dieser Antwort, als habe ihn ein Skorpion oder eine Tarantel gestochen, die Achseln, denn er fand in derselben eine ihn frappierende Zweideutigkeit und eine wenig maskierte Ironie. Der Franzos kann eben das Renommieren und Bramarbasieren nicht lassen. Auch dann noch, wenn er völlig besiegt und kampfunfähig am Boden ligt, spricht er pausbäckig und öffnet die Faust in der Tasche nicht. Nachdem die Schlacht bei Sedan für Frankreich verloren war, nachdem der Kaiser Napoleon in Gefangenschaft geraten, die monarchische Regierungsform abgeschafft und die Republik aus=

gerufen worden war, nachdem Frankreich schon damals ungeheuere Verluste an Mannschaft, Kriegsmaterial, Geld, Festungen und Land erlitten hatte, denn die ungeheuer starke deutsche Armee, die über 900.000 Mann zählte, stand auf französischem Boden und hielt den dritten Teil des französischen Territoriums besetzt, da erklärte die Regierung der nationalen Verteidigung bei den mit dem Reichskanzler, Grafen Bismark, eingeleiteten Friedensunterhandlungen, durch ihren Hauptsprecher Jules Favre mit wahrhaft lächerlicher Prahlerei: „Wir bieten die Hand zum Frieden und leisten Kriegskosten-Entschädigung, aber wir treten keinen Zoll vom französischen Gebiete und keinen Stein einer französischen Festung ab." Solches geschah im September 1870, und schon fünf Monate später sah sich Frankreich genötigt, zwei große Provinzen, Elsaß-Lothringen, abzutreten!

Als mein Verhör zu Ende war, wurde mir durch eine Handbewegung bedeutet, das Zimmer zu verlassen; aber ich leistete dieser Aufforderung nicht sogleich Folge. Ich hätte nämlich gar zu gerne in Erfahrung gebracht, welcher der anwesenden Generalstabs-Offiziere der Höchstkommandierende sei; ich wußte nämlich bestimmt, daß sich Bourbaki im Zimmer befand, und war es für mich begreiflicherweise höchst interessant, diesen Mann, in dessen Hand mein Schicksal lag, der, rücksichtlich meiner,

über Leben und Tod zu befehlen hatte, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Ich sagte daher: Meine Herrn, ich weiß, daß der General en chef, Bourbaki, sich unter Ihnen befindet. Sie werden es sehr begreiflich finden, daß ich den hohen Herrn kennen zu lernen wünsche. Ich bitte daher den Höchstkommandierenden, mir die Ehre zu erweisen, ihn persönlich kennen zu lernen. Auf diese Rede hin sahen die Herrn einander verwundert an und sagten: „Wie, was, Bourbaki, wollen Sie sehen?" Der Offizier, der mich verhört hatte, stand noch immer vor mir. Mit militärischer Noblesse sagte er nun zu mir: „Mein Herr, sehen Sie mich an, dann haben Sie Bourbaki gesehen, und Ihr Wunsch ist erfüllt!" Bei diesen Worten lachte Bourbaki, die übrigen Offiziere lachten, und ich lachte mit. Ich verbeugte mich hierauf und verließ das Zimmer. Nach mir wurden die Aerzte einzeln in das Zimmer gerufen und hatten dort, wie solches bei mir der Fall gewesen, ein eingehendes Verhör zu bestehen, dessen Resultat darin bestand, daß sie sich vollständig als Militärärzte auswiesen und ihre Identität auf Grund der vorgelegten Legitimationen anerkannt wurde. Nachdem alle verhört waren, wurden wir mit einander vorgerufen, und eröffnete uns Bourbaki, daß wir als Kriegsgefangene zu betrachten seien, daß wir unter dem Schuze des Genfer-Kreuzes ständen und unter militärischer Bedeckung

nach Besançon eskortiert würden, wo wir so lange zu verbleiben hätten, bis die provisorische Regierung in Bordeaux über unsere Bestimmung einen Beschluß gefaßt haben würde.

Auf der Gefangenen=Transport=Liste waren wir als: 1 Feldpriester und 3 Militärärzte bezeichnet. Unsere Angelegenheit hatte also einen ziemlich günstigen Verlauf genommen, namentlich war unser Leben nicht mehr direkt bedroht.

Wir eröffneten Bourbaki unseren Wunsch, in Celle über Nacht einquartiert zu werden, da wir von dem weiten Marsche gänzlich erschöpft seien und seit morgens 10 Uhr weder Speise noch Trank zu uns genommen hätten. Bourbaki bedauerte sehr, unserem Wunsche nicht entsprechen zu können, da Celle mit Militär förmlich überfüllt sei, und er uns daher ein anständiges Quartier nicht anweisen könne. Wenn aber auch möglicher Weise noch ein Quartier für uns ausfindig gemacht werden könnte; so wären wir hier von augenscheinlicher Lebensgefahr bedroht, denn Militär und Bevölkerung befänden sich in einer derartigen Aufregung, daß das Aeußerste zu befürchten sei — wir würden höchst wahrscheinlich gelincht werden. Unter solchen Umständen könne er für unser Leben keine Garantie übernehmen, und müsse auf dem schon erteilten Befehle beharren, daß wir unter starker militärischer Bedeckung nach dem Dorfe N. N. (den Namen desselben habe ich ver=

gessen), eine Stunde und 30 Minuten von Celle entfernt und ganz militärfrei, transportiert werden. Auf Grund dieser Mitteilung Bourbakis mußten wir uns demselben noch sehr zum Dank verpflichtet fühlen, daß er unseren Wunsch nicht erfüllte.

Bourbaki's Erscheinung und Benehmen hat auf mich und meine Leidensgefährten einen sehr guten, sympathischen Eindruck gemacht. Er hat, soweit das Kriegsrecht es ihm erlaubte, edelmütig an uns gehandelt. In der Voraussezung, daß es dem geneigten Leser willkommen sein wird, etwas Näheres über denselben zu erfahren, teile ich, betreffs seiner, folgende Notizen mit.

Bourbaki war der Sohn eines griechischen Obersten, der, anno 1827, im Befreiungskriege Griechenlands gegen die Türkei im Kampfe fiel. Bourbaki trat frühzeitig in den französischen Kriegsdienst und hatte es, schon anno 1854, zum Brigadegeneral gebracht. Er kämpfte in der Krim, in der Schlacht an der Alma, bei Inkerman und vor Sebastopol. Im Jahre 1859 zeichnete er sich als Divisionsgeneral bei Solferino aus. Im deutsch-französischen Krieg nahm er an den Kämpfen um Metz am 14., 16. und 18. August teil, wurde in Metz eingeschlossen und kämpfte am 31. August und 1. September gegen die Belagerungsarmee des Prinzen Karl. Er entkam glücklich aus der belagerten Festung, und wurde ihm von der provisorischen Regierung Frank-

reichs, die damals in Tours ihren Siz hatte, das Kommando der Nordarmee anvertraut. Da er sich aber mit Gambetta, der die Seele der französischen Regierung war, bald überwarf, legte er nach kurzer Zeit das erwähnte Kommando nieder. Anfangs Dezember wurde er Generalissimus der sogenannten Ostarmee und rang mit dem 14. Armeekorps, das unter General von Werders Kommando stand, bei Belfort, am 15., 16. und 17. Januar, in einer mörderischen Schlacht um den Sieg, wurde aber von demselben vollständig geschlagen. Hierauf verfügte Gambetta die Absezung Bourbakis und übertrug das Kommando über die geschlagene, demoralisierte, durch Hunger und Kälte entsezlich leidende Ostarmee dem General Clinchant, der, nach dem ebenfalls unglücklich ausgefallenen Gefecht bei Pontarlier, sich genötiget sah, die Trümmer seiner Armee, 84.000 Mann, durch die Flucht in die Schweiz zu retten. Infolge der verlorenen Entscheidungsschlacht bei Belfort und der gegen ihn erhobenen Anklage des Verrates sowie seiner Absezung durch Gambetta, geriet Bourbaki in Verzweiflung, er unternahm, am 27. Januar, einen Selbstmordversuch, der aber mißlang. Nachdem er von seinen Wunden geheilt war, wurde er von Thiers, dem Präsidenten der französischen Republik, im Juli 1871, zum Kommandanten des 6. Armeekorps und, 1873, zum Kommandanten des 14. Armeekorps, mit dem Size in Lyon, ernannt.

Es dürften hier auch einige Bemerkungen über den erwähnten Gambetta am Plaze sein.

Gambetta stammte aus einer jüdischen Familie, die aber zum Christentum übergetreten ist. Gambettas Vater, der Christ geworden war, ließ ihn nur unter der Bedingung studieren, daß er katholischer Priester werde. Gambetta trat später wirklich in das bischöfliche Priesterseminar in Nizza ein, obschon er durchaus keine Neigung zum geistlichen Stand in sich fühlte. Um nun seinen Vater zu nötigen, ihn von dem Zwange zu befreien, den er, der Vater, ihm durch Nötigung zur Erwählung des geistlichen Standes angetan hatte, stach er sich ein Auge aus und meldete dann seinem Vater diesen verzweifelten Schritt, den er getan, um nicht Priester werden zu müssen. Dieser Meldung fügte er die bestimmte Erklärung hinzu: „Wenn du mir nicht dazu verhilfst, die Rechtswissenschaft erlernen zu können, so steche ich mir auch noch das andere Aug aus, und dann wird dir der blinde Sohn zur Last fallen." Daraufhin erklärte sich der Vater bereit, seinem Sohn die Mittel zu geben, damit er sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmen könne. Gambetta, der sehr viel Talent besaß, absolvierte mit gutem Erfolg die Jurisprudenz und wurde, 1859, Advokat in Paris. Er besaß eine hinreißende Beredtsamkeit und machte sich sehr frühzeitig als republikanischer Agitator bemerklich. 1869 wurde er

als Abgeordneter in den gesezgebenden Körper gewählt und stimmte jederzeit mit der äußersten Linken, der die radikalsten und liberalsten Männer der Opposition angehörten. Nach der unglücklichen Schlacht bei Sedan stimmte er für die Abschaffung der Monarchie, wurde zum Mitglied der Regierung der Nationalverteidigung gewählt und übernahm das Ministerium des Innern. Als Paris eingeschlossen und die übrigen Mitglieder der Regierung sich in Tours befanden, verließ er, am 8. Oktober, Paris vermittelst eines Luftballons und erreichte glücklich Tours. Er übernahm noch das Ministerium des Krieges und der Finanzen und riß in kurzer Zeit alle Gewalt an sich. Als unumschränkter Diktator schaltete und waltete er mit tyrannischer Willkür und durch den Schrecken, den seine Blutbefehle einjagten. Als Kriegsminister entwickelte er eine fieberhafte Tätigkeit, er stampfte gleichsam Regimenter aus dem Boden, stellte drei große Armeen auf die Beine, organisierte eine Massenerhebung, proklamierte einen Kampf bis auf's Messer — la guerre à l'outrance — und suchte allen Franzosen seinen unversöhnlichen Nationalhaß gegen die Deutschen durch Ansprachen, Brandschriften und officielle Proklamationen einzuimpfen. Allein alle seine Pläne scheiterten, alle seine Armeen wurden geschlagen, und Paris, das Hauptziel seiner Wünsche, Strebungen und Unternehmungen, konnte nicht entsezt werden. Als es nach unzähligen Niederlagen

und kolossalen Verlusten, nach den schwersten Opfern und bei totaler Erschöpfung Frankreichs kein anderes Mittel der Rettung mehr gab, als Frieden zu schließen, sträubte er sich heftig und hartnäckig gegen alle Friedensunterhandlungen, weßwegen ihn Thiers öffentlich und mit vollem Recht „fou enragé“, einen rasenden Narren, nannte. Am 28. Januar wurde zwischen Jules Favre und Bismarck zu Versailles eine Konvention abgeschlossen, deren Hauptartikel ein Waffenstillstand auf 21 Tage und die Berufung einer Nationalversammlung, behufs Abschließung des Friedens, waren. Gambetta intriguierte aber auf's frechste gegen diese Konvention, hezte die Franzosen dagegen auf, benüzte den Waffenstillstand zur Verstärkung der Armeen und beeinflußte die Wahlen sogar durch die Gewaltmaßregel, daß er am 31. Januar eine Proskriptionsliste erließ, auf welcher solche Bürger der Verachtung, dem Haß und der Volkswut überantwortet wurden, die für Abschließung eines Friedens mit Preußen stimmen sollten. Nun ging aber Bismarck und Jules Favre die Geduld aus, sie protestierten gegen Gambettas Willkürherrschaft und drohten demselben mit Repressalien, namentlich mit Verhaftung. Das wirkte, — Gambetta dankte ab. Allein damit war Gambettas Rolle noch lang nicht zu Ende gespielt. Er wurde von 10 Departements in die Nationalversammlung gewählt und nahm die Wahl für das Departement

„Niederrhein" an. In der Nationalversammlung stimmte er gegen Abschließung des Friedens, also für Fortsezung des Krieges — eine Tat, die an Wahnsinn grenzte! Nachdem Elsaß-Lothringen infolge des Friedensschlusses für Frankreich verloren war, legte er sein Mandat nieder, zog sich für einige Zeit von der Politik zurück und begab sich nach St. Sebastian in Spanien. Nach der Ueberwältigung der Kommunewirtschaft in Paris wurde er wieder in die Nationalversammlung gewählt und war dann in derselben der Leithammel der radikalen Oppositionspartei. Er durchreiste als wütender Agitator, im Jahre 1872, viele Departements Frankreichs und hielt Brandreden gegen die Monarchisten, Aristokraten und Priester. Er intriguierte gegen den ersten Präsidenten der französischen Republik, gegen Thiers, und war an dessen Sturz wesentlich beteiligt, offenbar in der Hoffnung, das französische Volk werde ihn auf den Präsidentenstuhl erheben — wurde er doch allgemein in und außerhalb Frankreichs „republikanischer Prätendent" genannt. Im Jahre 1876 wurde er in die Deputiertenkammer und, 1879, als deren Präsident gewählt. Er inszenierte den erbitterten Kampf gegen den Klerus, beherrschte den Präsidenten Grevy und übte auf ganz Frankreich einen großen geistigen Druck durch die, schon 1871, von ihm gegründete radikale Zeitung „La république française" aus. Bei einem in Cherbourg, 1880, gefeierten Feste

wurden ihm, obgleich Grevy gegenwärtig war, als dem eigentlichen Präsidenten der französischen Republik auffallende Huldigungen dargebracht. Er stürzte noch in demselben Jahre den Ministerpräsidenten Freycinet und wurde bald darauf, 1881, selbst Ministerpräsident. Doch diese Herrlichkeit dauerte blos 10 Wochen, da er es durch seine Herrschsucht und Anmaßung, durch seinen Starrsinn und sein Intriguenspiel mit Freund und Feind verdarb. Er übernahm nun sein Mandat als Deputierter der Kammer wieder und agitierte und wühlte so lange gegen seinen Nachfolger im Ministerium, gegen Freycinet, bis dieser gestürzt wurde. Das war Gambettas lezte politische Heldentat. Am 31. Dezember 1882 endete Gambetta auf eigentümliche, ominöse Weise. Er war, wie das in Frankreich sehr häufig der Fall ist, nicht verehelicht. Es hatte weit mehr Reiz für ihn, in einem unerlaubten Verhältnisse mit dem Weibe eines Andern zu leben, mit einer gewissen Leonie Léon, die von ihm einen Sohn hatte, der unter dem Namen Massabie längere Zeit in Leipzig und Dresden untergebracht war. Nachdem der rechtmäßige Mann Léonies gestorben war, hoffte sie, Gambetta werde sie ehelichen, aber sie wurde durch den Plan desselben, sich mit einer vornehmen Dame zu verheiraten, bitterlich enttäuscht. Aus Eifersucht und Rache feuerte sie daher einen Revolverschuß auf Gambetta ab, der denselben am Arm ver-

wundete. Die Wunde zeigte sich bösartig und wollte, troz ärztlicher Hilfe, nicht heilen. Zu dieser Wunde gesellte sich, infolge einer Erkältung, eine heftige Unterleibsentzündung, der Gambetta am oben erwähnten Tage erlag. Daß dieser Mann, der völlig ungläubig und ein Gottesleugner war, der Kirche und Priester glühend haßte, der ein Ränkeschmied und politischer Maulwurf gewesen, der nur nach Ehre und Ruhm geizte und jeden Gegner niederschlug, der seinen Einfluß und seine Macht als Diktator aufs schamloseste zu seiner Bereicherung mißbrauchte und die Not des Volkes zu seinen Gunsten ausbeutete, (Gambetta hatte nämlich vor dem deutsch-französischen Krieg ein geringes Vermögen, nach demselben aber war er ein Krösus, der viele Millionen besaß!) der, während Frankreich an den Folgen des entsezlichen Krieges furchtbar darniederlag und litt, fürstlich lebte und lukullisch schwelgte (sein Küchenmeister z. B. hatte einen höheren Gehalt als der erste Minister eines Königs oder Kaisers), der Frankreich mit wahrhaft neronischer Tyrannei drangsaliert und an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, daß, sag ich, dieser Mann, am 6. Januar 1883, mit größtem Pomp und auf Staatskosten beerdiget wurde, und daß sich an dessen Begräbniß sehr viele Beamte und Deputierte, die Armee, die Mittelklassen und besonders die ausgewanderten Elsaß-Lothringer beteiligten, und ganz Frankreich den Tod dieses

Mannes als ein Unglück beweinte, legt dafür Zeugniß ab, wie leicht ein Volk, das nicht auf dem sichern Ankergrund der Religion fußt, und dem der Kompaß des Christentums abhanden gekommen ist, irregeführt, getäuscht, beschwindelt und ausgesogen werden kann. Es wird die Zeit kommen, in welcher die unparteiische Geschichtsforschung Gambetta als das hinstellen wird, was er in Wirklichkeit war: als einen hochmütigen und herrschsüchtigen Streber, als einen grausamen, blutdürstigen Wüterich, als einen hirnverbrannten Fanatiker, als einen unersättlichen Blutegel, der den Patriotismus Frankreichs zu seiner Bereicherung ausbeutete und sich vom Schweiß des Volkes mästete, und als einen gottlosen, das Sittengesez mit Füßen tretenden Wüstling und Schwelger, der Millionen furchtbares Aergerniß gegeben. Das und nichts mehr und nichts weniger und nichts Anderes ist Gambettas Signatur und Charakteristik. Daß das Judentum um die Ehre und den Ruhm gekommen, einem Glaubensgenossen als Staatsoberhaupt, als Präsidenten einer europäischen Großmacht seine Huldigung darbringen zu können, das hat wahrlich Gambetta nicht verschuldet; denn all sein Denken und Dichten, sein Ringen und Streben, sein Agitieren und Ambitionieren strebte einzig nach Befriedigung seines Ehrgeizes: in den Besiz des Präsidentenstuhles Frankreichs zu gelangen. Wenn ich soeben Gambetta einen Glaubensgenossen der Juden nannte, obgleich, wie

ich weiter oben erwähnte, Gambettas Vater Christ geworden war, so rechtfertige ich diese Benennung damit: die Erfahrung lehrt, daß den Konversionen der Juden sehr selten reine, edle, religiöse Motive, sondern sehr schmuzige, egoistische, mit dem Geldbeutel nahe verwandte Absichten zu Grund liegen. Derlei Konvertiten sind und bleiben in der Regel, was sie früher waren: Juden, Spekulanten, Geldjäger und Christenbeschummler. In religiöser Beziehung sind sie gewöhnlich Indifferentisten und Deisten oder, da sie fast ausnahmslos von geheimen Gesellschaften gekapert werden, Rationalisten, Gottesleugner und wütende Kirchenfeinde. Das Gesagte paßt akkurat auf den Exdiktator Gambetta, der den Ausspruch des Dichters Horaz prächtig illustrierte: „Quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu.“ Lib. I. Epist. 2. vers. 69.

Bevor wir abmarschierten, bat ich den Herrn Pfarrer inständig, mir, gegen Bezahlung, ein Stück Brod zu geben. Er antwortete barsch: „Ich habe kein Brod!“ Sage: kein Brod in dem Hause, in welchem sich der große Generalstab einer Armee von 150.000 Mann befand. Ich bat ihn hierauf flehentlich: So geben Sie mir doch um der Barmherzigkeit Christi willen, wenn Sie mir, dem katholischen Priester, ein Stück Brod verweigern, mir, dem Unglücklichen, dem Kriegsgefangenen, dem Durstigen, dem Mitmenschen, einen Trunk Wassers.

Verächtlich kehrte mir der Amtsbruder den Rücken. Traurig, aber wahr! Die drei Aerzte waren Zeugen dieser empörenden Szene, dieses himmelschreienden Trauerspieles. Hier stand der pure Franzos vor uns, hier zeigte sich der Rassenhaß und der Nationalitätenwahn in seiner häßlichsten Gestalt. Hier hatte der rachesüchtige und unversöhnliche Fanatismus die christliche Nächstenliebe und Barmherzigkeit aus dem Feld geschlagen, er hatte das Herz versteinert und das Gewissen ertötet. Welche Engherzigkeit, welche Verranntheit in fixe Ideen und, von einem höheren, vom christlich-philanthropischen und kosmopolitischen Standpunkt betrachtet, lächerliche Krähwinkelei, der dieser Priester in höhem Grade ergeben war! Ich vermute, und gewiß nicht ohne Grund, seine Bibel des neuen Testamentes habe mehrere bedauerliche Lücken und Breschen aufzuweisen gehabt, vor allem fehlte in ihr das Evangelium vom barmherzigen Samariter, dann jenes vom unbarmherzigen Knechte, dann das Evangelium Matth. XXV. 31—46., ferner die Stellen: Matth. V. 42—48, Mark. IX. 40, XII. 31, Ephes. II. 13—22, und Koloss. III. 9—11. Ha, wenn ich daran denke, wie teilnehmend, wie wohlwollend, wie großmütig und barmherzig die französischen Kriegsgefangenen in Deutschland allenthalben, auf den Bahnhöfen, in Städten und Festungen empfangen, bewirtet, gespeist, getränkt, verpflegt und beschenkt

wurden, und zwar von hoch und nieder, von reich und arm, von Katholiken, Protestanten und Israeliten; so möchte mir das Herz darüber brechen, wie wir in Frankreich sehr oft und nicht selten selbst von den Dienern der Religion behandelt wurden! Ich muß mir wahrhaft Gewalt antun, um den Unmut, die Entrüstung und die Erbitterung über all die Schmach, den Schimpf und die Schand, die Brutalität und die Mißhandlungen, die wir zu erdulden hatten, niederzukämpfen. Einen Bissen Brod und einen Trunk Wassers verweigerte man uns — den verhaßten, den vermaledeiten Preußen! Das ist eine von den giftigen Früchten, die der Nationalitätenschwindel, der Größenwahn und der Rassenkrieg zeitigt.

Zehntes Kapitel.

Auf dem Schub — viele Leiden, wenig Freuden.

Um ½ 8 Uhr, bei stockfinsterer Nacht, marschierten wir ab. Bourbaki hatte uns versprochenermaßen eine starke Bedeckungsmannschaft mitgegeben, die unter einem gutmütigen Feldwebel (sergeant-major) stand. Unmittelbar bevor wir das Pfarrhaus verließen, trat er vor mich hin, salutierte militärisch, legte die rechte Hand auf die Brust, sah mich teilnahmsvoll an und sagte: „J'ai un

père et une mère“, das heißt: Ich habe einen Vater und eine Mutter, und hatten diese Worte offenbar den Sinn und die Bedeutung: Ich liebe meine Eltern, habe also ein teilnehmendes gefühlvolles Herz, das mit Unglücklichen und Verlassenen Mitleid empfindet, und darum können Sie sich ohne Furcht und Sorge mir anvertrauen. Der gute Mann hat mehr durch Pantomimen und Aktionen als durch artikulierte Worte mit mir geredet, weil er glaubte, ich seie der französischen Sprache nicht mächtig. Als ich ihm aber in seiner Muttersprache ganz geläufig mitteilte, daß ich die französische Sprache verstehe und spreche, zeigte er eine sehr große Freude. Unser Feldwebel, namens Mortel, war wirklich ein gefühlvoller und mitleidiger Mensch, der sich als Christ, Mitbruder und Kriegskamerad an uns bewährte.

Nach 9 Uhr langten wir todmüde in dem uns zum Quartier angewiesenen Dorfe an. Es schien ausgestorben zu sein, nirgends war ein Licht zu sehen, nirgends hörte man reden, es mußten alle Bewohner sich schon zur Ruhe begeben haben. O, wären sie doch tief, tief bis über die Ohren, in ihren Betten geblieben, unser Kreuzweg zählte dann eine Station weniger!

Mortel mußte unsere Ankunft, selbstverständlich in unserer Gegenwart, dem Bürgermeister (maire) melden und ihn ersuchen, uns einzuquartieren. Dieser

Dorfpascha war wegen der in allen Gassen herrschenden ägyptischen Finsternis sehr schwer aufzufinden, nnd als wir endlich sein Haus gefunden und ihn aus den Federn aufgestöbert hatten, zeigte er sich sehr verdrossen, mürrisch und barsch. Uns vier Kriegsgefangenen und Mortel wurde das Wirtshaus als Quartier angewiesen. Den Wirt überkam nicht nur eine schlechte Laune, als ihm Mortel meldete, es seien vier kriegsgefangene Preußen vom Bürgermeister in sein Haus einquartiert worden, sondern eine grimmige malice, der er auch die Zügel schießen ließ. Dieser Wirt läßt jeden seiner Kollegen an Bengel= und Flegelhaftigkeit weit hinter sich. Wir erklärten dem Brummbär sogleich, daß wir alles Bestellte bar bezahlen würden. Man hatte uns nämlich im Besize der Börse, der Uhr und der Legitimationspapiere gelassen. Der Wirt hatte für unser freundliches Entgegenkommen nur Fluchworte und Sottisen. Wir bestellten einen Liter Wein, erhielten und bezahlten ihn. Aber was ist ein Liter Wein für 5 Mann, von denen 4 seit morgens 10 Uhr, strenger als Karthäuser, Eremiten, und Anachoreten, auch quoad liquidum, gefastet hatten! Ein Tropfen Wasser, auf einen heißen Stein gegossen! Wir tranken nämlich den Liter Wein gemeinschaftlich mit Mortel. Wir ersuchten den Wirt, die Güte seines Weines lobend, uns noch einen Liter Wein geben zu wollen. Wild und

grimmig auffahrend, antwortete er: „Non, cela suffit pour les Prussiens!“ das heißt: Nein, das genügt für euch Preußen! Wir beriefen uns darauf, daß wir ja alles Verabreichte gerne bezahlten. Er erteilte auf diese Aeußerung einen Bescheid, der seiner Trivialität wegen nicht angeführt werden kann. Ich überseze seine, mit vor Zorn glühende Antliz, gebrüllten und mit einer häßlichen Gestikulation begleiteten Worte hochdeutsch: „Ich brauche euer Geld nicht. Ich bin Franzos, Patriot und besize nationalen Stolz und französisches Ehrgefühl!“ Hier grinste uns also wieder eine häßliche Karikatur, eine Grimasse des Patriotismus, des nationalen Ehrgefühles an. O des unseligen Wahnes, des brudermörderischen Nationalhasses und Nationalitätenschwindels! In kurzer Zeit brachte der Wirt zwei Flaschen zu unserem Tisch, einen Liter Wein, den er mit Würde vor seinem Landsmann, dem Feldwebel, aufpflanzte, und eine große Flasche, gefüllt mit — Wasser, die er hohnlachend uns Preußen vorsezte.

Und mit dem Essen? Nun, mit dem Essen erging es uns um kein Haar besser als mit dem Trinken. Wir vier preußische Kriegsgefangene erhielten gekochte Kartoffeln in der Schale und dazu lediglich sonst nichts, nicht einmal Salz, geschweige denn Brod. Hätten wir übrigens zur Stillung unseres Hungers nur genug Kartoffeln erhalten,

wir wären damit zufrieden gewesen, allein der Wirt behandelte uns als Züchtlinge und Verbrecher, denen die vorgesezte Portion genügen mußte. Mortel wurde ein lieblich duftender Braten mit Salat und Brod vorgesezt. Ich habe wohl nie in meinem Leben einen Braten mit begehrlicheren Augen angesehen und mit wehmütigerem und zugleich behaglicherem Gefühle den Duft einer Delikatesse eingesogen und geschlürft als in diesem Wirtshaus, das mit vollem Recht den Schild hätte haben sollen: „Zur mageren Zehrung" oder: „Zur Hungerkost" oder: „Zum französischen Großpönitenizar." Unser guter Mortel bewährte sich an uns hungerigen und durstigen Kriegsgefangenen als echten, barmherzigen Samariter, er goß nämlich, als der impertinente Wirt kurze Zeit abwesend war, von seinem Wein in unsere Wasserflasche, um uns das Naß etwas genießbarer zu machen; er steckte uns auch unter dem Tisch von seinem Brode zu, da er wohl bemerkte, wie hungerig wir waren. Gott vergelte es ihm hundertfältig!

Die traurige Lage, in der wir uns befanden, war übrigens nicht das Schlimmste, was für heute über uns verhängt war; es sollte noch viel schlimmer kommen. Der Wirt hatte blos das Präludium vorgetragen, weit schlimmere Musikanten sollten den Trauermarsch selbst zur Aufführung bringen.

Ich vermute, und gewiß nicht mit Unrecht, unser maliziöser Wirt hat durch einige seiner Spießgesellen und Trabanten das ganze Dorf alarmieren und den Pöbel gegen uns arme preußische Kriegsgefangene aufhezen lassen. Gegen 11 Uhr hörten wir nämlich, wie auf einen Schlag, dumpfes Getöse, das von Minute zu Minute wuchs und unserem Quartier immer näher kam. Wie ein Gebirgsbach infolge eines Wolkenbruches plözlich anschwillt und braust und tost und donnert, wie er die Ufer und Dämme, die ihn im Zaume halten sollen, überschreitet und niederreißt und dann, alles verheerend, über Wiesen und Felder seine schmuzigen Fluten wälzt, so wälzte sich jezt ein bunt gemischter, durch die für Frankreich unglücklich ausgefallenen Kriegsereignisse aufgeregter Pöbelhaufen gegen unser Quartier heran und füllte in weniger als 5 Minuten die große Wirtsstube. Wie ein Lauffeuer hatte die Parole in dem ganzen Dorf die Runde gemacht: „Es sind preußische Kriegsgefangene im Wirtshaus!" Niemand von den Einwohnern hatte bis jezt einen Preußen, namentlich einen preußischen Kriegsgefangenen, gesehen, aber vieles, sehr vieles, sehr viel Schlimmes von ihnen gehört — was Wunder also, wenn sie die Neugierde aus den Federn trieb, wenn sie den Schlaf opferten, um kriegsgefangene Preußen zu sehen? Viele waren allerdings blos aus Neugierde erschienen, aber ihrer

waren es doch weit weniger als jener, die Haß und Rachsucht hierher geführt hatte. Anfänglich waren alle befangen, sie standen unter dem Zauber, den das Neue, das Außergewöhnliche, das Wildfremde auf den gewöhnlichen Menschen ausübt. Die blos Neugierigen konnten sich an uns nicht satt sehen. Alles drängte nach dem Tische, an welchem wir saßen. Diejenigen, welche die Natur bezüglich der Körperlänge stiefmütterlich behandelt hatte, hüpften empor oder stellten sich auf die Zehen, um über die Köpfe oder Schultern der Größern hinweg die Preußen zu sehen. Eltern hoben ihre Kinder in die Höhe und sagten zu ihnen: „Siehe, dort, den, jenen, das sind Preußen!" So weit nahm der Auftritt einen guten, harmlosen, unverfänglichen Verlauf. Aber es sollte weit schlimmer werden.

In jedem Dorf, und wäre es auch noch so klein, gibt es Spektakel- und Skandalmacher, streit- und händelsüchtige Personen sowie Subjekte mit gemeinen Seelen und schwarzen Herzen. So auch hier. Es fingen einige an, in ländlicher, aber durchaus nicht sittlicher, Art und Weise über die Preußen loszuziehen und zu schimpfen. Nachdem einmal dieses Register gezogen war, fiel der Pöbel taktfest als „tutti" oder Chor ein. Großer, barmherziger Gott, was bekamen wir da zu hören! Welch ellenlanges Sündenregister wurde uns vorgehalten! Alles, was diese Plebejer in den giftgeschwollenen Schandblättern,

namentlich in den Brandschriften Gambettas gelesen, das reproduzierten sie jezt und warfen es uns, mit Hohn und Spott, mit Gift und Galle getränkt, an den Kopf. Man höre und staune! Es wurde mit höchster Entrüstung behauptet: die preußischen Ulanen spießten allenthalben in Frankreich kleine Kinder an ihre Lanzen, hielten sie, während dieselben noch schrieen und zappelten, also lebendig, über ein Kohlenfeuer und verzehrten sie, nachdem sie gar gebraten seien. Alle legten, und recht viele auf drastische Weise, ihr Entsezen über diese Barbarei an den Tag. Niemand widersprach, niemand machte auch nur einen Versuch, diese teils lächerliche, teils stupide, teils teufelmäßig boshafte Verleumdung ins Reich der Fabeln zu verweisen, sie wurde vielmehr von Hezern und Bösewichtern als Zündstoff unter den Pöbel geworfen, um denselben in Wut gegen uns zu versezen. Auch wir widersprachen nicht, und wohl uns, daß wir nicht widersprachen — in diesem Fall wäre es unfehlbar um uns geschehen gewesen — der Pöbel hätte uns zerrissen.

Die Ulanen-Schauermäre hatte einen durchschlagenden Effekt hervorgebracht, sie goß Oel ins Feuer, fachte die Glut zur Flamme an, und entfesselte die Bestie in der Brust des Pöbels. Es erhob sich ein ohrenzerreißender Lärm, jeder suchte den Andern im schimpfen, drohen und fluchen zu überbieten. Am ungebärdigsten betrug sich jedoch ein starkes Duzend

Weiber. Ihre Männer waren unter die Waffen gerufen worden und mußten den Feldzug gegen die verhaßten Preußen mitmachen. Mehrere derselben waren in Schlachten oder Treffen gefallen, einige lagen in Militärlazareten, und einige waren in die Gefangenschaft nach Deutschland abgeführt worden. Mit der dem weiblichen Geschlecht eigenen Zungenfertigkeit ließen sie ihrem Redestrom den vollen Lauf und ihrem Haß die Zügel schießen. Sie perorierten sich in eine solche Aufregung und Wut hinein, daß sie alles vor sich wegdrängten, Schritt für Schritt unserem Tische näher kamen und uns in bedenklichster Weise auf den Leib rückten. Wir saßen hinter einem plumpen, schweren Tische, und hatten den Rücken an die Wand gelehnt. Vor diesem Tische faßten nun diese heillosen Weiber Posto und führten unisono ein Konzert unter mimischen Produktionen und deklamatorischen Aktionen auf, daß uns Hören und Sehen verging, und der Angstschweiß über die Schläfe rann. Sie kreischten, schrieen, brüllten und rasten wie besessen und vom Wahnsinn befallen. Als der Paroxismus seinen Höhepunkt, das heißt, die Wut den Siedpunkt erreicht hatte, schlugen sie mit den krampfhaft geballten, grobknochigen Fäusten auf den Tisch, schäumten vor Ingrimm, bückten sich kazenartig, hielten uns die mit scharfen Nägeln bewehrten, gekrümmten Finger vor die Augen, durchbohrten uns mit fun=

kelnden Augen, fletschten die Zähne und zeigten sich zum Sprung auf ihre Opfer bereit. „Das schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn." O, die Furien, von denen uns die alten Klassiker berichten, sie sind keine Einbildung, keine Erfindung und Fabel, sie sind bare, pure Wirklichkeit! Auch ist das allerdings unschöne Wort: „Das Tier im Menschen" keine Uebertreibung und Ehrenkränkung, sondern ein mit mathematischer Genauigkeit nachweisbares Inventarstück des Menschengeschlechtes. So unumstößlich wahr des Cartesius Behauptung ist: „Cogito, ergo sum", das heißt: Ich denke, also bin ich, eben so wahr und gewiß ists, daß, wenn es dem Christentum, durch die Schuld des Menschen, nicht gelingt, die Oberhand über die geschwächten, durch die Erbsünde verdorbenen Naturanlagen zu erlangen, der Mensch von Stufe zu Stufe tiefer sinkt, ein Sklave seiner Leidenschaften und eine Beute des Teufels wird — das ist das Tier im Menschen. Einen unschäzbaren Kommentar zu dieser Behauptung lieferte namentlich die französische Revolution von anno 1789 und das Schreckensregiment der Pariser Kommune; in beiden, der Geschichte angehörenden Perioden zeigte sich das Tier im Menschen ganz unverhüllt und entfesselt, und auch in unserem Quartier trieb es ohne Scheu und Scham sein diabolisches Wesen. Sollte es aber irgend jemand mehr konvenieren, in solchen oder ähnlichen Fällen von

eingefleischten Teufeln und von momentaner Besessenheit (obsessio oder circumsessio) zu reden, so erhebe ich dagegen weder Protest, noch habe ich im geringsten etwas einzuwenden. Jedenfalls fragt man nicht selten mit Recht: „Besteht denn das Christentum wirklich 17 oder 18 Jahrhunderte in diesem oder jenem Land? Sind die Bewohner dieses oder jenes Dorfes, dieser oder jener Stadt wirklich getauft? Heißt dieser oder jener Wüterich wirklich Josef, Johann, Klemens u. s. w., und diese oder jene Furie wirklich Maria, Katharina, Elisabeth u. s. w.? Haben diese in glühendem Haß und in wutschnaubender Rachsucht funkelnden und Blitze sprühenden Augen wohl jemals eine Träne der Rührung vergossen oder voll Mitleid und Erbarmen zu demjenigen emporgeschaut, der, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, am Kreuze hängt, der sterbend für seine Todfeinde gebetet und aus grenzenloser Liebe zu allen Menschen in den Tod, in den schmerzlichsten und schimpflichsten Tod gegangen? Wie: haben diese zu Mord und Totschlag erhobenen Hände, diese Hände, die in Wutanfällen zur eisernen Faust sich zusammenballen und auf den Tisch mit solchem Ingrimm einhauen, daß derselbe zu zersplittern droht, und das siedende Blut unter den Fingernägeln hervorspritzt, sich jemals zum Gebete fromm gefaltet, zum Himmel erhoben und dadurch angedeutet, daß die unsterbliche Seele wohl wisse

und davon fest überzeugt sei und sich dessen erinnere, daß wir armselige Geschöpfe sind, deren Leib dereinst im Grab vermodern, deren Seele aber nach dem Tod vor Gottes Richterstuhl erscheinen und über das ganze Leben eine furchtbar strenge Rechenschaft ablegen muß? Wie: hat diese Zunge, die schärfer ist als ein zweischneidiges Schwert, diese Zunge, die in Schlangengift getaucht ist, die von Galle trieft, die furchtbare Fluchworte ausstößt und auf den Nächsten Brandraketen der brutalsten Verwünschungen schleudert, jemals ein andächtiges: „Vater unser" oder „Ave Maria" gebetet?

Angesichts dieser Megären und Furien hegte ich einen ganz eigentümlichen Wunsch, ich wünschte nämlich: O, wäre ich doch heute, morgens um 5 Uhr, erschossen worden! Solcher Tod wäre ohne allen Zweifel dem schauerlichen Schicksale vorzuziehen gewesen, entweder von diesen rasenden Weibern zerrissen und von ihren Zähnen zerfleischt, oder von diesen wütenden Bauern niedergeschlagen oder zu Boden geschleudert und von ihren Füßen zerstampft zu werden. Ich glaubte nämlich nicht anders als: wir seien verloren, und seie unser Leben keine Prise Tabak mehr wert. Ja, wir befanden uns in einer äußerst kritischen, gefährlichen Lage, von der sich niemand, der etwas Derartiges nicht erlebt hat, eine richtige Vorstellung machen kann. Es hätte mich gar nicht befremdet, nein, ich hätte es für

ganz natürlich gehalten, wenn, statt des Schweißes, Blutstropfen von meinem Antliz auf meine gefalteten Hände gefallen wären. Wir saßen da: regungslos, kreideweiß und stumm. Wir versuchten es gar nicht, auch nur eine Entschuldigung, eine Erklärung, eine Richtigstellung vorzubringen — wir erwiderten keine Silbe — wohl das Klügste, was wir tun konnten; denn gegen Wut und Wahn kämpfen, wie heidnische Schriftsteller sagen, selbst die Götter umsonst. So wenig ein verwundeter und wütend gewordener Stier Räson annimmt, ebenso wenig der Mensch, nachdem er Zaum und Zügel von sich geschleudert und sich den höllischen Mächten des Hasses und der Rache in die Arme geworfen. „Schweigen ist Gold“ sagt ein altes, vielbewährtes Sprichwort, bei uns aber war das Schweigen mehr wert als Gold, — es hat uns das Leben gerettet.

„Aber“, wirst du gewiß neugierig fragen, „Ihre sauve-garde, der gefühlvolle, mitleidige und rühmlich erwähnte Mortel? Hat denn dieser sich Ihrer, der vier, seinem Schuz anvertrauten Kriegsgefangenen, nicht angenommen und sie nicht verteidigt? Hat er den aufgeregten Pöbel nicht zu beschwichtigen gesucht und namentlich die Weiber und Kinder heimgejagt?“ Mortel hat als Ehrenmann, als Christ und sauve-garde ganz und voll seine Pflicht und Schuldigkeit getan. Er hat die aufgeregten und erbitterten Männer zu beruhigen und zu beschwichtigen gesucht; er hat

es unternommen, den rasenden Weibern das Abscheuliche ihres Benehmens, armen Kriegsgefangenen gegenüber, die ja auf dem Schlachtfelde Freund und Feind Hilfe brachten und Trost spendeten, unter Berufung auf Religion, Gewissen, Vernunft und Klugheit, vor Augen zu halten. Er hat sie gefragt: Ob sie vielleicht wünschten, ihre in Deutschland sich befindenden kriegsgefangenen Männer möchten dort ebenso behandelt werden, wie sie gegenwärtig diese Kriegsgefangenen, die keinen einzigen Franzosen getötet oder verwundet oder irgend einem ein Leid angetan hätten, behandeln? Und schließlich hat er an die ultima ratio militum, an sein Chassepotgewehr appelliert — er drohte, soferne uns ein Haar gekrümmt würde, von seinen Waffen Gebrauch zu machen und durch den ersten Schuß die ganze Bedeckungsmannschaft zu unserem Schuze herbeizurufen. Das wirkte endlich — der Pöbel zog sich murrend und fluchend zurück. Auch hat Mortel den Wirt wiederholt und dringend ersucht, uns ein anständiges Essen, Wein und Brod zu geben; doch bei diesem echten Jakobiner fand er taube Ohren — er blieb bei seinem Ausspruch: „Mit Wasser und Kartoffeln müssen sich die Preußen begnügen, sie haben das nicht verdient."

Als Schlafgemach wurde uns eine große, unbenützte Küche, deren Boden mit Stroh belegt war, angewiesen. Mortel sagte vertraulich zu mir: „Für

Sie, Herr Pfarrer, ist dieses Schlafgemach denn doch zu armselig. Ich mache Ihnen daher den Vorschlag: sich im Pfarrhof einzuquartieren. Gehen wir sogleich dorthin!" Ich war mit diesem sehr wohlmeinenden Vorschlage ganz einverstanden und erklärte mich daher bereit, ins Pfarrhaus zu gehen. Es hatte soeben, als Mortel die Hausglocke zog, zwölf Uhr geschlagen. Wir bemerkten nirgends im Pfarrhause ein Licht, auch zeigte niemand Lust unserem Läuten Aufmerksamkeit zu schenken, die Türe oder wenigstens ein Fenster zu öffnen und nach unserem Begehren zu fragen. Mortel läutete zwei=, drei=, viermal. Endlich wurde ein Fensterflügel geöffnet, und der Herr Pfarrer rief vom zweiten Stockwerke herab: „Was gibts?" Nun hielt Mortel zu meinen Gunsten aus dem Stegreif eine Rede, die in so ergreifenden, rührenden Worten das harte Schicksal eines kriegsgefangenen, katholischen Feldgeistlichen schilderte, daß sich die Steine hätten erbarmen mögen. Und die Wirkung und der Erfolg derselben? Ach, ganz dieselbe Geschichte wie in Chavannes und in Celle! Doch, ich werfe einen dichten, schwarzen Schleier auf meines Amtsbruders Entgegnung und verabschiede mich von diesem sehr traurigen Gegenstand, gedenkend der Worte der heil. Schrift: „Inimici hominis domestici ejus." Matth. X. 36. — — Nachdem das Fenster klirrend zugeschlagen und verriegelt worden war, kommandierte

ich: Mortel, sergent-major, links um! Zurück in unsere Küche, aufs Stroh! Mortel stieß einen Seufzer aus. Nach kurzer Zeit sagte er: „Patriotismus ist schon recht, aber er darf die Nächstenliebe nicht aus dem Herzen verbannen. Wo bleibt denn da das praktische Christentum? Was wird bei solchem Nationalstolz aus dem Evangelium unseres Herrn?“ Ich war gründlich geheilt von meiner Vertrauensseligkeit und nahm mir vor, in Frankreich an keiner Türe eines Pfarrhauses fürderhin anzuklopfen.

Meine Leidensgefährten hatten sich schon zur Ruhe begeben und besaßen so viel Zartgefühl und Diskretion, weder nach dem Erfolg meines nächtlichen Besuches zu fragen, noch eine satyrische Bemerkung zu machen. Ich legte mich, angekleidet, wie ich war, aufs Stroh der „kalten Herberge“, doch konnte ich mich nicht enthalten, mit einem Anflug von Humor, die Worte fallen zu lassen: Abgeblizt, aber mir ist Recht widerfahren! Nach den gemachten traurigen Erfahrungen in Chavannes und Celle, deren Zeugen Sie gewesen, war es mehr als naiv, zu hoffen, ein kriegsgefangener Preuße habe in Frankreich Anspruch auf Barmherzigkeit.

Welch ein Tag lag hinter mir! Es war der härteste Tag meines Lebens, voll Strapazen und Todesangst, voll Lebensgefahr und Mißhandlung, voll Hunger und Durst, voll Jammer und Elend.

Ich schlief vortrefflich, nur beim Tagesgrauen ängstigte mich ein furchtbarer Traum: es stürzten sich rasende Furien auf mich, sie zerfleischten mich mit ihren Tigerkrallen, sie grinsten mich an mit verzerrten Gesichtern und wutentflammten Augen, und der Gifthauch ihres Atems schlug mir ins Antliz. Um Hilfe rufend, fuhr ich entsezt empor. Mortel, eine Laterne in der Hand haltend, stand vor mir und kündigte uns an, es seie Zeit zum Abmarsch.

Ich erhob mich. Die Toilette war bald gemacht. Wir hatten weder Wasser noch Seife, weder Handtuch noch Kamm, weder Bürste noch Wichse. Nun, ich hatte mich ja wiederholt im Verlaufe des Feldzuges mit der Kazentoilette behelfen müssen, also konnte der so prosaische Anfang des heutigen Tages mir den Humor nicht verderben.

Wir frühstückten herrlich — eine dicke Brodsuppe, die man bequemer mit der Gabel als mit dem Löffel hätte essen können. Es war, als wir aufbrachen, noch nicht völlig Tag. Wir marschierten in südlicher Richtung, wohin es aber ging, durfte uns, den Kriegsgefangenen, nicht mitgeteilt werden.

Vom frühen Morgen an, Sonntags, den 15. Januar, hörten wir, bis in die tiefe Nacht, ununterbrochen furchtbaren Kanonendonner; er verkündete uns die Schlacht bei Montbéliard, Héricourt und Belfort. Das Luftmeer erdröhnte und zitterte, und der Boden bebte unter unseren Füßen.

Auch am 16. und 17. Januar hörten wir, obgleich wir weit vom Schlachtfeld entfernt (in Besançon) waren, ununterbrochen das Rollen des Kanonendonners — mit welchen Gefühlen — das läßt sich leicht denken; denn wir wußten, daß Bourbaki eine sehr starke Armee befehligte, und ihm ein kolossales Kriegsmaterial zu Gebot stand, während die Armee von Werders numerisch weit geringer war. Es tat uns, den drei Aerzten und mir, sehr leid, daß die Verwundeten und Sterbenden des 30. Regimentes, dem wir zugeteilt waren, der ärztlichen und geistlichen Hilfe auf dem Schlachtfeld, infolge unserer Gefangenschaft, entbehren mußten.

Wir marschierten auf dem rechten Ufer des Doubs-Flusses; einige Male überschritten wir den Rhône-Rhein-Kanal. Bei Clerval war die Eisenbahnbrücke, die über den Doubs führte, gesprengt; ihre riesigen Ruinen boten einen traurigen Anblick dar. An mehreren Stellen lagen, teils im Wasser, teils auf den Ufern, Proviant- und Munitionswagen, die über die Böschung der Landstraße hinabgefallen und in der Eile im Stiche gelassen worden waren.

In Baume-les-Dames machten wir Halt. Von hier sollten wir per Eisenbahn weiter befördert werden. Wir mußten aber sehr lange auf die Abfahrt warten, da von einem regelmäßigen Fahrplan gar keine Rede mehr war. Die Züge beförderten bereits

ausschließlich Militär und Kriegsmaterial und hingen darum vom Befehle der kommandierenden Offiziere ab.

Baume-les-Dames ligt sehr anmutig in einem von Höhenzügen umgürteten Talkessel, auf dem rechten Ufer des Doubs. Hier sah ich eines der interessantesten Kriegsbilder während des ganzen Feldzuges. Es wimmelte von Soldaten aller Waffengattungen, und eine Unmasse von Geschüzen, Munition und Proviant war hier aufgestellt und aufgestapelt. So weit das Aug reichte, sah man nichts als Truppen, Zelte, Kriegsgerät, Munitions- und Proviant-Magazine. Die Soldaten sangen, schrieen und jauchzten in einer Art und Weise, wie ich es selbst nicht bei Celle gehört hatte. Alle schwammen in einem Meer von Lust und Freude, von Enthusiasmus und Siegestaumel; es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet: Bourbaki habe gesiegt, und die Preußen seien total geschlagen worden. Man hörte nichts als: „Victoire, grande victoire chez Héricourt, Montbéliard et Belfort! Vive Bourbaki, vive la république!“ Ach, wie war uns dabei zu Mut! Unser Aug füllte sich mit Tränen, und jeder Victoriaruf verwundete unser Herz. Wir zweifelten nämlich weder an der Möglichkeit, noch an der Wirklichkeit des von Bourbaki über von Werder errungenen Sieges — Unglück und Elend machen leichtgläubig.

Wir Kriegsgefangene mußten uns im Innern des Bahnhofes aufhalten, um stets zur Abfahrt nach Besançon bereit zu sein. Während unseres Aufenthaltes hat sich ein französischer Offizier sehr liebevoll unserer angenommen. Er führte uns in ein vis-à-vis vom Bahnhof sich befindendes Lokal, in welchem auf langen Tischen die Ueberreste eines reichen Mahles, das Offiziere veranstaltet hatten, standen und lagen. Er lud uns ein, nach Herzenslust zu essen und zu trinken, was wir denn auch bereitwillig taten. Hier verblieben wir ganz unbehelligt, bis in die sinkende Nacht. Endlich erschien Mortel und forderte uns auf, den Zug zu besteigen.

Die Festungstore Besançons waren schon geschlossen, als wir dort ankamen; wir mußten daher auf dem Bahnhofe übernachten — ein elender, trauriger Aufenthalt! Die ganze Nacht wogte Militär, nichts als Militär, auf und ab, aus und ein. Das war ein Lärmen, Toben und Jauchzen! Ueberall waren, standen und saßen wir im Wege. Die Soldaten verhöhnten uns und ließen ihren Mutwillen an uns aus. Endlich erschien für uns auch hier ein Erretter.

Ein Offizier in polnischer Uniform kam freundlich auf uns zu und lud uns in deutscher Sprache ein, mit ihm in die Restauration der II. Klasse zu gehen. Das ganze Lokal war gedrängt voll fran-

zösischer Offiziere, die uns mit finstern, lauernden Augen betrachteten. Der Pole bestellte für uns Wein und etwas zu essen. Aber bevor der Kellner das Bestellte servierte, sagte der Pole in deutscher Sprache: „Verlassen Sie sogleich mit mir dieses Lokal!“ Wir folgten ihm auf der Ferse nach. Auf dem Perron teilte er uns den Grund mit, warum er uns geheißen habe, die Restauration II. Klasse zu verlassen. „Ich habe soeben“, sagte er, „Aeußerungen aus dem Munde der dort sich befindenden Offiziere gehört, die für Sie das Schlimmste befürchten lassen, und die mich veranlaßten, Sie der dringenden Gefahr zu entreißen. Es sind einige Raufbolde unter denselben, die sich nicht entblöden würden, sich an Ihnen zu vergreifen. Die Leistungsfähigkeit der Franzosen ist gegenwärtig überhaupt unberechenbar, und ist ihnen, bei ihrer Erbitterung über die Preußen, alles zuzutrauen“. Wir nahmen dann Speis und Trank stehend, auf dem Perron, zu uns und dankten dem menschenfreundlichen Offizier tiefgerührt und von ganzem Herzen.

Weil es empfindlich kalt war, mußten wir uns wieder in den Wartsaal begeben, und da uns die feindselige Gesinnung der Offiziere bekannt war, konnten wir unseren Aufenthalt nicht im Wartsaale II. Klasse wählen, sondern mußten uns mit jenem III. Klasse begnügen. Aber auch hier waren wir sehr schlecht aufgehoben. Wo immer wir Posto

faßten, überall bildete sich sogleich ein Kreis von Kriegsknechten, 20—30 Mann tief, um uns. (Ich bin natürlich weit entfernt, den Militärstand oder die Soldaten als solche und generaliter anzugreifen, herabzusezen oder zu beschimpfen — bewahre! Solches wäre ja inkonsequent und in hohem Grade charakterlos, da ich selbst, damals als freiwilliger Feldpater und noch heute als definitiv angestellter Divisionspfarrer, dem Militär angehöre, aber jene Soldaten im Wartsaal III. Klasse im Bahnhofe zu Besançon nenne ich par excellence „Kriegsknechte", da sie uns Kriegsgefangene aufs schmählichste insultierten und in rohester und bengelhaftester Weise ihrem Haß und ihrer Rachsucht durch Wort und Tat Ausdruck verliehen. Daß diese Galgenstricke und dieses abscheuliche Gesindel von unseren Truppen zu Paaren getrieben wurden, haben sie reichlich verdient. Um dem Spott und Hohn, der Unflätigkeit und der Mißhandlung durch diese Bestien zu entgehen, ergriff ich eine günstige Gelegenheit, die sich mir nach Mitternacht darbot. Als ein Militärzug nach Baume-les-Dames abging, tobte dieses wilde Heer zum Wartsaale hinaus, und ehe jene Soldaten, die von Dôle angekommen waren, den Wartsaal in Beschlag nahmen, kroch ich schnell unter das Sizbrett der sehr breiten Bänke und kauerte so zusammen, daß man mich bei der trübseligen Beleuchtung des Saales und in dem Tabaksqualm nicht

wahrnehmen konnte. Ja, ja, die Not macht erfinderisch! Ich hätte nie geglaubt, daß ich jemals in solche Umstände geraten könnte, die mich nötigen würden, mich in einen Schlupfwinkel zu verbergen, den man sonst, unter normalen Verhältnissen, den Hunden anweist. Und ich war noch froh und dankte Gott für meinen glücklichen Einfall und mein sicheres Versteck, wo ich den ungenießbaren Franzosen aus den Augen und aus dem Wege war.

Als die Morgendämmerung anbrach, kroch ich, zum Gaudium der auf der Bank gerade über mir sitzenden Soldaten, aus meinem Verstecke hervor, reckte die Glieder, denn alle Knochen und Muskeln schmerzten mich heftig, und ging ins Freie, um frische Luft zu schöpfen. Es läßt sich leicht denken, daß dieser zum Leben höchst notwendige Artikel in meinem Hundeloch sehr spärlich vorhanden war, und daß seine geringe Quantität eine unsägliche, unaussprechliche Qualität besaß. Das waren drei Nächte — daß Gott erbarm! Wer sollte es für möglich halten, daß ein Mensch drei solche Tage und Nächte, wie ich sie erlebt hatte, aushalten könnte? Ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir die große Gnade verlieh, ungebrochen und unversehrt an Leib und Seele, ja ohne mir nur einen Schnupfen oder Katarrh zuzuziehen, durchgekommen bin.

Sobald es völlig Tag geworden war, verbrachte uns Mortel vom Bahnhof in die Stadt und Festung

Besançon. Dort hatte er uns, laut seiner Instruktion, dem Festungskommandanten zu übergeben, der am anderen, dem Bahnhof entgegengesezten Ende der Stadt, in einem Festungsgebäude, wohnte. Dieser Herr empfing uns sehr kordial, er war ein freundlicher, humaner, liebenswürdiger Mann, dem wir großen Dank schuldig sind. „Meine Herrn", redete er uns an, „Sie stehen jezt unter meinem Schuze, und ich will für Sie tun, was in meinen Kräften steht. Meine liebe Frau, die sich mit unseren drei kleinen Kindern in Vesoul befindet, hat mir zwar geschrieben — sehen Sie hier diesen Brief! — daß die Preußen ihr Haus rein ausgeplündert und das, was sie entweder nicht fortschleppen oder nicht brauchen konnten, total ruiniert haben, so daß sie nicht einmal mehr ein Hemdchen oder Strümpfchen für unsere lieben Kinder hat, allein ich will mich dafür an Ihnen nicht rächen, ich will Sie dafür nicht büßen und Sie das nicht entgelten lassen, sondern ich will großmütig an Ihnen handeln. Fürchten Sie von meiner Seite keine Satisfaktion, außer sie bestehe darin: Böses mit Gutem zu vergelten. Ich wiederhole es: Sie stehen unter meiner Protektion!" Bei diesen Worten rannen dem gutmütigen, braven Manne Zähren über die Wangen, und er war seiner Zunge nicht mehr mächtig.

Ich kannte die Gemalin dieses Menschenfreundes sehr wohl, da ich erst vor 14 Tagen bei derselben

einquartiert gewesen war. Ich hatte alle Ursache, mit Kost, Logis und Behandlung zufrieden zu sein. Die drei Kinder des Plazkommandanten waren allerliebste Wesen mit wahren Engelsgesichtern, sehr zutraulich und voll drolliger Einfälle. Ich unterhielt mich sehr gerne mit ihnen, ja ich spielte und scherzte mit ihnen — kein Wunder also, wenn dem gefühlvollen und braven Vater jener Kinder, im Andenken an sie und deren Mutter, Tränen der Rührung und des Mitleids in die Augen kamen. An der ihm zu teil gewordenen Nachricht, daß die Preußen sein Haus in Vesoul rein ausgeplündert, alles für sie Unbrauchbare demoliert und ruiniert und selbst die Hemdchen und Strümpfchen seiner kleinen Kinder annektiert hätten, war entweder kein wahres Wort, oder ein angerichteter Schaden oder eine erhobene Requisition wurde bis zur Ungeheuerlichkeit aufgebauscht. Ich will und kann nicht leugnen, daß deutsche Soldaten in Frankreich sich manche Ausschreitungen, Roheiten und Exzesse erlaubten, wozu sie namentlich durch die Erbitterung über die meuchelmörderische Kriegführung der Franktireurs verleitet wurden — wann und wo wurde überhaupt (mit Ausnahme des sogenannten Kartoffelkrieges, des baierischen Erbfolgekrieges, 1778/79) ein Krieg geführt, in welchem nicht Grausamkeit geübt und Schandtaten begangen wurden, in welchem nicht geplündert worden und Sengen und Brennen eine

unbekannte Sache gewesen wäre? Der Krieg ist erst noch zu führen, in welchem die Soldaten ihre Feinde mit Konfetti bewerfen, die Festungen mit Kanonenkugeln aus Lebkuchen beschießen, und die Bewohner des mit Komplimenten und Bonbon eroberten Landes nach Ludwig, Freiherrn von Knigges, honigtriefendem Buche: „Umgang mit den Menschen" behandelt werden. Es ligt auf der Hand, daß der uns vom Plazkommandanten vor die Augen gehaltene Brief die vielleicht vorgekommenen Ausschreitungen der deutschen Soldaten im Hause seiner (des Kommandanten) Gemalin sehr übertrieben hatte; denn, ich frage: Warum und wozu sollte der Soldat Kinderhemdchen und Strümpfchen annektieren? Aber das war während des Krieges mit Frankreich allgemeiner Usus: es wurde aufs frechste und schamloseste gelogen und verleumdet, und je unsinniger, fabelhafter und grauenhafter die gegen die Preußen gerichtete Aufschneiderei und Verleumdung war, desto eher und lieber wurde sie als bare Münze hingenommen. Ich gab mir keine, weil voraussichtlich unnüze Mühe, die Ansicht und das Urteil des Plazkommandanten richtig zu stellen und die falschen oder wenigstens sehr übertriebenen Angaben im Briefe seiner Gemalin zu entkräften; auch schwieg ich davon, daß ich in Vesoul bei seiner Gemalin einquartiert gewesen und seine Kinder sehr wohl kenne. Ich erinnerte mich nämlich des den Nagel

auf den Kopf treffenden Wortes aus dem Munde des polnischen Offiziers: „Die Leistungsfähigkeit der Franzosen ist gegenwärtig unberechenbar", und mußte mir sagen: Der Mann der Madame la baronne de Fr. . . . registriert die Nachricht, daß ich bei seiner Frau einquartiert gewesen und mit seinen Kindern gespielt und gescherzt, vielleicht in eine ganz andere Kolonne als der leutselige Plazkommandant. Wie oft ist man aber, leider, nicht eingedenk des goldenen Wortes im Buche Jesus Sirach: „Die Thoren haben ihr Herz im Munde, die Weisen aber ihren Mund im Herzen!"

Der Plazkommandant machte uns die Mitteilung, daß wir bis auf weiteres als Kriegsgefangene in Besançon zu bleiben haben, und gab dann Befehl, uns in das Staatsgefängnis zu transportieren. Mortel führte uns in dasselbe, übergab uns dort dem Gefängnis-Direktor und nahm dann wemütig und gerührt Abschied von uns. Er war eine gute, ehrliche, treue Seele. Der ihm erteilte Befehl: uns nach Besançon zu eskortieren, hat ihm vielleicht das Leben gerettet, oder ihn wenigstens vor Verwundung oder Verstümmelung bewahrt, denn während der Schlacht hatte er den Gefangenentransport in Ausführung zu bringen. Ich werde dem menschenfreundlichen Mortel, als einer teuern Reliquie aus dem deutsch-französischen Krieg, ein immortelles, dankbares Andenken bewahren.

In diesem Gefängnis lächelte uns, nach drei schrecklichen Tagen und Nächten, nach ausgestandener Todesangst, nach zahllosen Leiden, Qualen und Entbehrungen, und nachdem wir drohender Lebensgefahr entronnen waren, wieder das Glück. Wir befanden uns in vollkommener Sicherheit, wurden sehr gut verpflegt und human behandelt. Es wurde uns gestattet, während des Tages, im geheizten Bureau uns aufhalten, lesen, schreiben, rauchen, Domino und Schach spielen zu dürfen. Wir erhielten gute Kost und vortrefflichen Wein — selbstverständlich gegen Bezahlung — doch waren die Preise mäßig. Wir durften auch auf dem Bureau gemeinschaftlich speisen. Nur während der Nacht mußte jeder von uns in der ihm angewiesenen Zelle, hinter doppelt und dreifach verriegelter Türe, schlafen. Auch durften wir nur unter Aufsicht eines Gefängniswärters das Bureau verlassen und im, mit hohen Mauern umschlossenen Hofraume frische Luft schöpfen.

Kurze Zeit nachdem ich meine Zelle bezogen, stattete mir der Gefängnis-Direktor, in Gesellschaft des katholischen Gefängnis-Geistlichen, einen Besuch ab. Beide Herrn bezeigten sich als Männer von feiner Bildung und legten herzliches Mitleid mit dem uns zuteil gewordenen Schicksal an den Tag. Sie erklärten, daß sie uns die traurige Lage, die Gefangenschaft, in der wir uns befanden, nach ihren Kräften, erträglich und, soweit möglich, angenehm

zu machen suchen würden. Sie erklärten ferner, daß es mir gestattet sei, täglich die heilige Messe in der Anstaltskirche zu lesen, und daß es mir freistehe, bei dem Gefängnis-Geistlichen Wohnung und Kost zu nehmen, soferne nämlich die provisorische Regierung in Bordeaux, wohin sie sich von Tours zurückgezogen hatte, bestimmen sollte, daß wir längere Zeit im Staatsgefängnis zu verbleiben hätten. Diese Zugeständnisse übertrafen weit alle meine Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche. Tiefgerührt sprach ich den wohlwollenden und edelmütigen Herrn meinen Dank für ihre große Güte aus.

Der Gefängnis-Direktor meldete sogleich der provisorischen Regierung in Bordeaux, daß sich 4 Kriegsgefangene, die unter dem Schuze des Genfer-Kreuzes stehen, ein katholischer Feldgeistlicher und 3 Aerzte, in dem Staatsgefängnisse von Besançon befinden, und fragte an, was mit denselben zu geschehen habe? Bis von dorther Antwort eintraf, mußten wir also jedenfalls hier bleiben.

Ich hatte in den lezten verhängnisvollen Tagen ein großes Anliegen und ein sehnliches Verlangen, nämlich meinen Eltern, die gewiß mit Schmerzen auf einen Brief von mir warteten und um mich in großen Sorgen waren, die höchst wahrscheinlich schlimme Nachrichten über mich erhalten hatten, denen vielleicht berichtet worden war, ich seie nach dem Treffen bei Chavannes vermißt oder in die Verlust-

liste als „gestorben" eingetragen worden, ein Lebenszeichen von mir zu geben und ihnen über meine Erlebnisse, den Ort meines gegenwärtigen Aufenthaltes und mein Befinden Bericht zu erstatten.

Mein erstes Geschäft, das ich in Besançon erledigte, bestand daher darin, daß ich einen ausführlichen Brief an meine Eltern schrieb, in welchem ich meinen kindlichen Gefühlen beredten Ausdruck verlieh und ihnen namentlich für die heißen Gebete, die sie täglich und stündlich für mich zum Himmel sendeten, den innigsten Dank aussprach. O wie oft und innig beten nicht christliche, treue Eltern für ihre Kinder, wenn diese fern von ihnen sind, wenn sie wissen, daß sie in der Fremde, in Feindesland oder auf dem Schlachtfeld von Gefahren umringt und an Leib und Seel, an Gesundheit und Leben bedroht sind! Sie stürmen gleichsam den Himmel mit Bitten und Tränen; ihr erster und lezter Gedanke sind ihre, von ihnen getrennten Kinder, und alle ihre Seufzer und Zähren sind heiße Gebete für ihre Lieben in der Fremde. Es heißt in dem bekannten Soldatenlied:

„Steh ich in finstrer Mitternacht"

eine Strophe:

„Jezt bei der Lampe Dämmerschein
Gehst du wohl in dein Kämmerlein
Und schickst du dein Nachtgebet zum Herrn
Auch für den Liebsten in der Fern'." —

Diese Strophe findet ihre Anwendung ganz besonders auf die Eltern, deren Söhne einen Feldzug mitmachen.

Der Gefängnis-Direktor war ein Breton (in der Bretagne, einer Provinz Frankreichs, geboren). Die Bretons haben einen, von den übrigen Franzosen sehr verschiedenen Charakter. Sie sind streng religiös und hängen sowohl in religiöser als politischer Beziehung ungemein zäh am Alten. Sie sind in ihrem Benehmen zurückhaltend, einsilbig und gegen den Nichtbreton mißtrauisch. Sie betrachten jeden Nichtbreton, selbst den Franzosen, den sie Gallo nennen, als Fremden, als Ausländer. Ihre Vaterlandsliebe, d. h. die Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden, an die Bretagne, ist sehr groß, weßwegen sie in der Fremde am Heimweh leiden. Sie sind bieder, treu und gastfreundlich, im Kampfe sehr tapfer und in der Gefahr unverzagt und tollkühn. Sie standen viele Jahrhunderte unter der Herrschaft eigener Herzoge, und wurde ihr Land erst im Jahre 1532 Frankreich einverleibt. Der verheiratete Mann steht, als Oberhaupt der Familie, bei Weib, Kindern und Dienstboten in hoher Achtung. In jedem Hauswesen herrschen patriarchalische Zustände, des Mannes fast unumschränkte Herrschaft wird ohne Murren und Widerspruch anerkannt. Die Weiber bedienen ihre Männer bei Tisch, essen nach ihnen und sprechen respektvoll und unterwürfig mit ihnen.

Während der französischen Revolution zu Ende des lezten Jahrhunderts ergriffen die Bretons die Waffen für das abgeschaffte Königtum und die geächtete Religion und wehrten sich gegen die republikanischen Truppen mit beispielloser Tapferkeit. Der Adel hatte schon im Jahre 1789 keine Deputierten zur Nationalversammlung nach Paris gesendet und beteiligte sich mit größter Hingebung und Opferwilligkeit an den Kämpfen für Tron und Altar gegen die Gottlosigkeit, Barbarei und Tyrannei der Schreckensherrschaft der Jakobiner.

Der Gefängnis-Direktor war ein echter Breton, nur zeigten sich die Ecken und Rauheiten des bretonischen Charakters bei ihm, infolge der feinen Bildung, die er sich angeeignet hatte, und des mehrjährigen Aufenthaltes außerhalb seiner Heimat, seines engeren Vaterlandes, der Bretagne, etwas abgeschliffen, er war — mit Einem Wort — ein prächtiger Mensch. Schon am ersten Abend kam er zu uns und unterhielt sich zwanglos und sehr heiter mit uns. Er erzählte uns, er sei ein Breton, in der Nähe von Pontifie geboren, und hänge mit kindlicher Pietät an seiner Heimat. Er liebe sein Vaterland so sehr, daß er seit Jahren mit peinlichem Heimweh behaftet seie und oft, seiner Heimat gedenkend, Tränen vergieße, deren er sich aber durchaus nicht schäme. Und in Wirklichkeit: zwei Zähren stahlen sich bei diesen Worten aus seinen Augen! Während der kleinen

Pause, die seine Gemütsbewegung eintreten ließ, ergriff ich das Wort und teilte dem hoch aufhorchenden Breton mit: Ich kenne Ihre Heimat, Ihr Vaterland, Ihre Landsleute, ihre treuherzige, biedere Gesinnung und Anhänglichkeit an Altar und Tron, an die althergebrachte Sitte und Gewohnheit. Ich achte, schäze und liebe die Bretons als ein originelles, mit kostbaren Eigenschaften ausgestattetes Völklein und begreife sehr wohl Ihre Anhänglichkeit an die Bretagne und Ihr peinliches Heimweh; denn ich kenne jenes Land ganz genau, ich habe es kreuz und quer durchreist und mit allen Klassen seiner Bevölkerung verkehrt. Da schnellte der Breton wie elektrisiert von seinem Stuhle empor und, mit vor Freude strahlendem Antliz, rief er: „Wie, was — Sie waren in der Bretagne und vielleicht selbst in Pontifie!?“ Ich entgegnete: Ja, ich war in Pontifie und will Ihnen ein ganz genaues, topographisch treues Bild Ihres Vaterortes entwerfen. Mit steigendem Interesse, unverwandten Blickes an meinen Lippen hängend und jedes meiner Worte heißhungerig verschlingend, hörte mich voll Staunen und Verwunderung der Breton an. Und als ich meine topographische Vorlesung geschlossen, breitete er die Arme aus, um mich an sein stürmisch pochendes, gerührtes Herz zu drücken. Doch schnell erinnerte er sich daran, daß ich ein Preuße war, und darum sagte er: „Wahrlich, wenn Sie nicht ein Preuße

wären, ich würde Sie umarmen, an mein Herz drücken und küssen!" Nun, wenn mich der enthusiasmierte Breton auch nicht in seine Arme schloß, an sein Herz drückte und küßte, so hatte ich doch im Sturmschritt sein Herz erobert, ich besaß ungeteilt und voll seine Sympathie. Wir unterhielten uns selbstverständlich bis tief in die Nacht mit trauten Gesprächen über die Bretagne und ihre Bewohner, wodurch der gefühlvolle Breton in eine fast träumerisch-ekstatische Stimmung und irdische Glückseligkeit versezt wurde. Wir trennten uns erst in später Stunde, der Breton verabschiedete sich mit den Worten von mir: „Sie haben mir eine sehr angenehme Abendunterhaltung verschafft, für die ich Ihnen zu großem Dank verpflichtet bin. Ihre Erzählungen aus der Bretagne und Ihre Sympathie für meine Heimat haben mich um zehn Jahre jünger gemacht und meinem Herzen sehr wohlgetan."

Am zweiten Tage meines Aufenthaltes im Staatsgefängnis zu Besançon, den 17. Januar, lud mich der katholische Anstalts-Geistliche aufs zuvorkommendste ein, mit ihm die Kriegslazarete in der Stadt zu besuchen. Mit großer Freude nahm ich seine Einladung an. Der Gefängnis-Direktor stellte uns seine elegante zweispännige Chaise zu diesem Besuche ganz von freien Stücken zur Verfügung. So fuhr ich denn großartig und nobel, in prächtiger voiture und mit zwei Bedienten auf dem Bock, obgleich

Kriegsgefangener und, leicht begreiflich, in stark strapazierter Kleidung (der geneigte Leser möge sich nur gefälligst an meine drei Nachtquartiere: an die Totenkammer in Chavannes, an die rußige Küche bei Celle und an das Hundeloch auf dem Bahnhof in Besançon erinnern!) durch die Straßen der eleganten Stadt in Feindesland.

Wir besuchten alle neun Lazarete, die sich in musterhafter Ordnung befanden. Sie waren sehr reinlich gehalten und ganz zweckmäßig eingerichtet. Aufrichtig gestanden: ich habe nie und nirgends Lazarete von so untadelhafter Beschaffenheit, Lazarete mit so vorzüglichen Einrichtungen gefunden.

In jedem der neun Lazarete lagen auch einige deutsche verwundete oder kranke Soldaten. Alle waren voll der Anerkennung und des Lobes bezüglich ihrer Behandlung und Pflege. In einem dieser Lazarete fand ich auch jene zwei Offiziere, die sich aus dem brennenden Schlosse Grammont bei Villersexel gerettet hatten, und deren ich im dritten Kapitel Erwähnung getan habe. Sie waren zwar noch schwach, aber außer Lebensgefahr und auf dem Wege der Besserung. Ich erwies diesen Offizieren, ihren Eltern, Verwandten, Bekannten und Kameraden eine große Wohltat, ja ich sage ohne alle Uebertreibung, ich erwies ihnen, durch die Vollbringung eines Wunders, einen sehr großen Dienst: ich erweckte sie nämlich von den Toten. Du staunst, du schüttelst

ungläubig oder unmutig den Kopf, und doch — es bleibt dabei: ich weckte sie aus dem Grabe auf und hauchte ihnen wieder Leben ein. Sie wurden nämlich in den offiziellen Verlustlisten unter die Toten registriert, und läuteten ihnen daraufhin alle offiziellen und offiziösen Zeitungen in Deutschland die Sterbglocke. Als ich aus der Kriegsgefangenschaft ins Hauptquartier von Werders zurückgekehrt war, meldete ich dort, daß ich beide Offiziere in einem Lazarete zu Besançon angetroffen habe, und daß beide damals ihrer völligen Wiederherstellung entgegensahen. Auf diese Meldung hin wurde die betreffende Verlustliste richtig gestellt, d. h. die Offiziere wurden wieder unter die Lebenden aufgenommen, und erteilten ihnen dann die Zeitungen veniam vivendi, Erlaubnis, bis zu ihrem wirklichen Tod, sich des Lebens zu erfreuen.

Ich schrieb in jedem Lazaret die Namen der in demselben sich befindenden deutschen Soldaten, das Regiment, zu welchem sie gehörten, den Ort, wo sie verwundet und gefangen genommen wurden, sowie die Art der Verwündung auf. Dadurch erhielt ich von 42 deutschen Kriegern wertvolle Notizen, die ich, aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, dem von Werder'schen Hauptquartiere übergab. Meine Notizen über die 42 Verwundeten wurden dann bei den Truppenteilen, zu welchen sie gehörten, in Zirkulation gesezt.

Es wurden mir auch einige Brustbleche (auf welchen das Regiment, das Bataillon, die Kompagnie und die Nummer des Soldaten angegeben ist) von, in den Lazareten von Besançon gestorbenen Soldaten übergeben, die ich später ebenfalls in oben erwähntem Hauptquartiere abgab.

Ich bemerke hier noch speziell und mit großer Freude und Satisfaktion, daß mir der Gefängnis-Geistliche bei dem Besuch der Militärlazarete mit der größten Bereitwilligkeit jeden von mir gewünschten Aufschluß erteilte, und daß er mich so behandelte, wie es ein Priester von seinem geistlichen Mitbruder mit Recht erwartet. Ich erwähne das um so bereitwilliger und lieber, weil ich mich weiter oben in die unangenehme Lage versezt sah, das Ungeeignete von vier anderen Amtsbrüdern wahrheitsgemäß berichten zu müssen. Fiat justitia in utraque parte!

An demselben Tage, an welchem ich den für mich und viele Andere äußerst wichtigen, interessanten und belehrenden Besuch in den Militärlazareten gemacht hatte, feierten wir Kriegsgefangene ein Fest — meinen Namenstag — Antonius. Nach dem Nachtessen tranken wir mit deutscher Gemütlichkeit, in Eintracht, Freundschaft und Liebe, die um Leidensgefährten von unserer Erfahrung und unseren gemeinsamen Erlebnissen ein festes Band knüpften, ein Glas Wein und rauchten eine gute Cigarre. Voilà quel festin! Aber das Fest war doch Goldes wert

— es war gewürzt mit köstlichem Humor und durch die Erzählung von interessanten Erlebnissen der Vergangenheit, doch nicht der jüngsten Vergangenheit, denn diese hätten der Fröhlichkeit ein rasches Ende bereitet.

Es war schon spät, als uns der Gefängniswärter durch ein ernstes, unendlich prosaisches Wort aus unsern süßen Träumen weckte und auf die Festfreude einen schwarzen Schleier warf; er sagte: „Il va sonner minuit; il faut se retirer!“ d. h.: Es wird sogleich 12 Uhr schlagen; ziehen Sie sich (in Ihre Zellen) zurück! Wir erhoben uns, gingen und wurden eingekastelt und eingeriegelt. Sic transit gloria mundi!

Des andern Tags, den 18. Januar, hatte die furchtbare Kanonade bei Belfort, die wir am 16. und 17. deutlich vernommen hatten, bis auf wenige vereinzelte Schüsse, aufgehört; die Schlacht mußte also beendet sein. Alle Zeitungen, die im Gefängnisbureau auflagen, verkündeten ruhmrednerisch den großen, glänzenden und vollständigen Sieg Bourbakis über die Armee von Werders. Wir waren darüber sehr bestürzt und wegen unseres Schicksals in schwerer Sorge. Alle disponiblen Räume des großen Staatsgefängnisses wurden zur Unterbringung von deutschen Soldaten, die in französische Kriegsgefangenschaft geraten waren, hergerichtet, was, nach unserer An=

sicht, dafür sprach, daß Bourbaki wirklich über von Werder gesiegt habe.

Als der Gefängnis-Direktor im Bureau erschien, bestätigte er die von den Zeitungen verbreitete Nachricht: die deutsche Armee sei von der französischen vollständig geschlagen und zersprengt und Belfort entsezt. Es sei ein zahlreicher Transport von deutschen Gefangenen angekündigt worden, die hier blos über Nacht zu verbleiben hätten und morgen an ihren Bestimmungsort, teils auf die Felseninsel Oléron, an der Westküste Frankreichs, vor der Mündung der Charente gelegen, teils nach Marseille und von dort, zu Schiff, nach Algerien (in Afrika) verbracht würden. Er glaube, daß noch heute von der provisorischen Regierung in Bordeaux der Befehl eintreffen dürfte, uns mit den bei Belfort gefangen genommenen deutschen Truppen entweder nach Oléron oder Afrika zu verbringen. Das war in jeder Beziehung eine sehr traurige Mitteilung und Prophezeiung. Also von Werder geschlagen, seine Armee zersprengt, Belfort entsezt, viele deutsche Truppen kriegsgefangen und bestimmt, auf die entsezlich traurige Felseninsel Oléron oder in die Festungen Algeriens abgeführt zu werden! Viele deutsche Kriegsgefangene schmachteten viele Monate lang auf der Insel Oléron und in Afrika in harter Gefangenschaft.

Wir verbrachten den Vormittag und einen Teil des Nachmittags in großer Niedergeschlagenheit, es

bangte uns sehr vor Oléron und Algerien. Um uns zu zerstreuen, lasen wir die neuesten Berichte der Zeitungen vom Kriegsschauplaz. Wir stießen auf lauter Sieges-Bulletins. Nichts als Jubel und Siegesgeschrei! Und doch war alles erlogen, purer Humbug und Schwindel! Gambetta hielt oft mehrere Tage lang ungünstige Berichte vom Kriegsschauplaze geheim und verbreitete dafür Sieges-Bulletins. Er führte Frankreich monatelang, wie man zu sagen pflegt, am Narrenseil umher und trieb mit der Leichtgläubigkeit des Volkes ein verruchtes Spiel — um so betäubender und schrecklicher wirkte aber dann die grausame Enttäuschung.

Gegen Abend erschien der Gefängnis-Direktor wieder im Bureau und teilte uns folgendes mit: „Soeben ist der Befehl eingetroffen, Sie seien sogleich aus dem Staatsgefängnis zu entlassen, über Lyon, Marseille und Nizza an die italienische Grenze zu eskortieren und dort in Freiheit zu sezen."

Also weder nach Oléron, noch nach Algerien — auch ein Trost! Wir hatten uns zwar bis zur Stunde mit der Hoffnung geschmeichelt, es würde uns gestattet werden, auf dem kürzesten Wege, etwa durch die nahe Schweiz, zu unserem Truppenkorps zurückzukehren, und deßwegen berührte uns der erwähnte Befehl der provisorischen Regierung in hohem Grade unangenehm. Indessen trösteten wir uns damit, daß es doch unvergleichlich besser sei,

an die italienische Grenze als nach Oléron oder Algerien transportiert zu werden.

Als der Abend dämmerte, verabschiedeten wir uns bei dem Gefängnis-Direktor, dem katholischen Anstalts-Geistlichen und den übrigen Gefängnis-Beamten. Es hatten uns alle ohne jede Ausnahme sehr freundlich und wohlwollend behandelt. Wir statteten ganz besonders dem Herrn Direktor unseren Dank für sein menschenfreundliches Benehmen gegen uns und für die vielen uns erzeigten Gefälligkeiten ab. Er lehnte diesen Dank mit den bezeichnenden Worten ab: „Ich habe blos als Mensch und Christ an Ihnen gehandelt. Sollten Sie sich vielleicht in Geldverlegenheit befinden, so bin ich gerne bereit, gegen Empfangsbescheinigung, Ihnen die nötige Summe vorzustrecken." Welches Wohlwollen und welche Großmut! Da wir noch im Besize von so viel Barschaft waren, daß wir damit jedenfalls Genua erreichen konnten, machten wir vom Anerbieten des Herrn Direktors keinen Gebrauch, dankten ihm aber verbindlich für seine große Güte. Wir trennten uns wie alte Bekannte und gute Freunde; ich reichte dem lieben Breton die Hand zum Abschied, er aber weigerte sich, dieselbe zu ergreifen, indem er, sich große Gewalt antuend, sagte: „Non, Monsieur, jamais je ne donne la main à un Prussien!" das heißt: Nein, mein Herr, niemals reiche ich meine Hand einem Preußen! Den Breton konnte er also

trotz seines praktischen Christentums, trotz seiner Gutmütigkeit, seiner Großmut und seiner Sympathie für mich, nicht verleugnen.

Wir wußten nicht, daß schon vor mehreren Stunden deutsche Kriegsgefangene in unser Gefängnis abgeliefert worden waren. Sie wurden gerade, als wir den Hof betraten, in Reih' und Glied aufgestellt, weil sie mit uns auf den Bahnhof eskortiert werden sollten. Ich zählte dieselben genau, Mann für Mann, es waren ihrer 104 — nicht mehr, nicht weniger. Welch ein armseliges Ergebnis der dreitägigen, großen, angeblich von den Franzosen gewonnenen Schlacht! Angesichts dieser 104 gefangen genommenen Soldaten stieg der erste Zweifel in mir auf, ob die Franzosen bei Belfort siegten, denn es war rein undenkbar, daß von einer Armee, die 150.000 Mann zählte, während einer dreitägigen und glänzend gewonnenen Schlacht nur 104 Mann der total besiegten und zersprengten Armee sollten gefangen genommen worden sein. Man hatte diese 104 Kriegsgefangenen schon davon in Kenntnis gesezt, daß sie auf die Felseninsel Oléron verbracht würden. Sie fuhren eine Stunde früher per Eisenbahn ab als wir.

Es war längst Nacht, als wir abfuhren. Ein Feldwebel und ein Gefängniswärter in Uniform waren bei uns in einem coupé II. Klasse, unsere eigentliche Bedeckungsmannschaft bestand aber aus

20 Soldaten, die jedoch **III.** Klasse fuhren. Wie überflüssig und wahrhaft lächerlich: uns 4 wehrlose Kriegsgefangene von 22 Mann bewachen zu lassen! Wir fuhren während der ganzen Nacht und kamen am 19. Januar erst um 8 Uhr nach Lyon. Auf allen größeren Stationen unterwegs herrschte reges militärisches Leben, und wollte das Viktoria-Rufen kein Ende nehmen. Übrigens kam uns der Wahn, in welchem die Franzosen damals befangen waren, und ihr Siegesrausch sehr gut zu statten, denn Wahn und Siegesrausch beschwichtigten ihre Erbitterung und Wut gegen die Preußen. Soldaten und Zivilisten zeigten sich seit der grande victoire sehr manierlich, ja mitunter selbst liebenswürdig gegen die besiegten Feinde, die in Kriegsgefangenschaft geraten waren, also auch gegen uns. Seitdem die Preußen von Bourbaki „an der Lisaine" (ein Flüßchen, das sich westlich von Belfort befindet und bei Montbéliard in den Doubs mündet) angeblich so fürchterlich Schläge bekommen hatten, zeigten sich die Franzosen mit den Preußen, diesen Prügeljungen, versöhnt. Auf allen Stationen von einiger Bedeutung, wo der Zug etliche Minuten hielt, bot man uns Speis und Trank, Cigarren und Tabak an — alles unentgeltlich — als Liebesgaben! Welch ein schreiender Unterschied zwischen jezt und früher, zwischen Besançon — Lyon und Chavannes — Besançon! Welche Umwandlung hatte

sich bei und mit diesen sanguinischen, wankelmütigen und wetterwendischen Franzosen vollzogen! Wehe uns, wenn sie aus ihrem Wahne herausgerissen und über den wirklichen Sachverhalt aufgeklärt worden wären! Nun — dank der Schwindelei und Aufschneiderei Gambettas, dank seiner Virtuosität im Bärenaufbinden und blau Anlaufenlassen, sowie seiner getreuen Schildknappen, die statt der Lanze, den Preßbengel handhaben — war das noch geraume Zeit nicht der Fall. Die Großmut und Liebenswürdigkeit der Franzosen weckte aber in uns ein gemischtes Gefühl — das Gefühl von Freude und Schmerz, von Hoffnung und schweren Sorgen — von Freude, weil wir der Beleidigungen, Kränkungen und Mißhandlungen überhoben waren; des Schmerzes, weil das Betragen der Franzosen uns die Überzeugung aufnötigte, daß das 14. deutsche Armeekorps geschlagen worden sei; der Hoffnung, weil wir erwarten durften, bis zur italienischen Grenze eine menschenwürdige Behandlung zu erfahren; der schweren Sorgen, weil wir immerfort fürchten mußten, das von den Franzosen an den Tag gelegte Mitgefühl möchte plözlich wieder umschlagen und sich in blinde Wut verwandeln, und weil sich uns der Gedanken und die Vermutung aufdrängte, die 104 kriegsgefangenen Soldaten, die mit uns auf den Bahnhof in Besançon transportiert worden waren, möchten nur ein kleiner

Bruchteil der in der Schlacht bei Belfort gefangen genommenen deutschen Soldaten gewesen sein; denn es war ja leicht möglich, daß schon früher größere Transporte über Besançon direkt nach dem Süden, oder auch von Vesoul aus direkt nach Westen spediert worden waren. Wir ehrliche deutsche Michel konnten uns gar nicht vorstellen, daß man 5 Tage nach dem Beginn, und 2 Tage nach Beendigung der Schlacht, und überdieß in solcher Nähe vom Schlachtfeld (denn von Héricourt und Montbéliard bis Beaume-les-Dames sind es blos circa fünf Stunden, und von Beaume-les-Dames ging die Eisenbahn nach Besançon und der Telegraf nach allen Himmelsgegenden) über den Ausgang derselben im Unklaren sein sollte, d. h. daß man vor ganz Frankreich eine totale Niederlage als einen glänzenden Sieg ausposaunen könnte.

Da die Schlacht vor Belfort öfters erwähnt wurde, dürfte es den Leser interessieren, über diese höchst wichtige, entscheidende und merkwürdige Schlacht etwas Näheres zu erfahren, zudem übte die über den Ausgang und die Erfolge jener Schlacht in Frankreich verbreiteten Nachrichten einen so mächtigen Einfluß und Rückschlag auf unsere Lage aus, daß ich mich bereits genötiget sehe, den geneigten Leser in den Stand zu sezen, wenigstens einen Überblick über jenes blutige Kriegsereignis zu gewinnen. Ich

führe daher in Kürze das Hauptsächliche von derselben an.

Der Diktator Gambetta hatte, Ende Dezember, dem Höchstkommandierenden der sogenannten Ostarmee, Generallieutenant Bourbaki, befohlen: mit dem 15., 18. und 20. Korps von Nevers nach Besançon aufzubrechen, alle verfügbaren Truppen um Besançon an sich zu ziehen, das 19. Korps jedoch, zur Täuschung des Prinzen Friedrich Karl und zur Maskierung der Operation gegen Belfort, bei Vierzon stehen zu lassen, das 14. deutsche Armeekorps anzugreifen, zu besiegen und zu zersprengen, Belfort zu entsezen, dann einen Teil seiner siegreichen Armee über den Rhein zu werfen, mit dem andern aber Elsaß und Straßburg zurückzuerobern und dadurch die Hauptverbindungslinie der feindlichen Armee mit dem Süden Deutschlands zu durchbrechen, resp. der geschlagenen Armee von Werders den Rückweg nach Deutschland zu verlegen. All Das war sehr schön und meisterhaft hinter dem Ofen, von einem Sohne Abrahams und Advokaten, ausgeklügelt und säuberlich zu Papier gebracht, aber die Ausführung stieß, namentlich infolge der sehr mangelhaften Ausbildung und Ausrüstung der französischen Soldaten, infolge der sehr gelockerten Disziplin derselben, und da dieselben durch die erlittenen furchtbaren Niederlagen arg entmutigt und demoralisiert waren, sowie endlich dadurch, daß unmittelbar vor

und während der Operationen bei Belfort eine grimmige Kälte herrschte (16—18° unter 0 nach Réaumur), auf ungeheure Schwierigkeiten.

In Besançon vereinigte sich das 24. Korps unter General Bressolles und die Division Cremer mit dem 15., 18. und 20. Truppenkorps, so daß Bourbaki an der Spize einer formidablen Armee von 150.000 Mann stand.

Die General von Werder'sche Armee bestand aus folgenden Truppenteilen: aus der badischen Division, aus dem Detachement von der Goltz und Debschütz und aus den Reservedivisionen Nr. 1 und 4, die unter den Generalen von Treskow und Schmeling standen. Diese Truppenteile bildeten das 14. Armeekorps, und zählten 50.880 Mann Infanterie und 4727 Mann Kavallerie mit 150 Feldgeschüzen und der dazu gehörenden Bedienungsmannschaft. Allein von Werder konnte diese Truppen nicht sammt und sonders dazu verwenden, Bourbaki entgegenzutreten und mit ihm in einer Schlacht um den Sieg zu ringen, denn die Reservedivision von Treskows, 17.602 Mann Infanterie und 707 Mann Kavallerie stark, mit 33 Feld- und den nötigen Positionsgeschüzen, lag vor der Festung Belfort. Es verblieben also von Werder blos 33.278 Mann Infanterie und 4020 Mann Kavallerie mit 117 Feldgeschüzen, um gegen Bourbaki zu operieren.

Als sich die feindliche Armee von Besançon gegen Belfort in Bewegung sezte, verließ von Werder Vesoul, befahl von Schmeling, mit seiner Division die Avantgarde der französischen Ostarmee bei Villersexel möglichst lange aufzuhalten, und nahm dann bei Belfort in der Weise Aufstellung, daß sich seine Armee von Delle an der Schweizergrenze bis nach Frahier, westlich von Héricourt, in einer Länge von 5—6 Stunden ausdehnte und diese zur Defensive sehr günstige Linie durch viele aufgeworfene Schanzen befestigte. Von der Belagerungsarmee von Treskows vor Belfort requirierte von Werder 37 Positionsgeschüze mit der nötigen Artilleriemannschaft, und stellte dieselben auf dem linken Ufer des Lisaineflüßchens auf, um dem Feind den Übergang zu wehren und ihm jedes Durchbrechen der Schlachtlinie unmöglich zu machen. Sonst kommen in der Schlacht allerdings keine Positions-, sondern nur Feldgeschüze für zwölfpfündige Kugeln zur Verwendung, allein die höchste Not zwang von Werder, von dieser strategischen Regel abzusehen, den Feind mit grobem Geschüz anzugreifen und dadurch einigermaßen das schreiende Mißverhältnis zwischen der deutschen und französischen Armee auszugleichen. Die erwähnten 37 Geschüze verwehrten der feindlichen Armee in Wirklichkeit das Überschreiten der Lisaine und unterhielten ein mörderisches Feuer gegen die feindlichen Batterien und die an-

stürmenden Infanteriekolonnen Bourbakis. Durch das Heranziehen eines Teils der Belagerungsarmee von Treskows stieg die Zahl der zur Feldoperation verfügbaren Truppen von Werders auf 43.000 Mann.

Das Zentrum der deutschen Truppenaufstellung war Héricourt, und befand sich von Werders Hauptquartier in Brévillieres, zwischen Héricourt und Belfort. Die deutsche Armee war, bei der numerisch ungeheuren Überlegenheit der feindlichen Streitkräfte, selbstverständlich auf die Defensive angewiesen und mußte ihr Heil und ihre Rettung in einer günstigen und gut verschanzten Stellung suchen. Es war ihr vorzüglich die Aufgabe gestellt, der ihr um nicht weniger als 107.000 Mann überlegenen feindlichen Armee jeden Versuch, nach Belfort in der Front durchzubrechen oder einen der Flügel der deutschen Schlachtlinie zu umgehen, um jeden Preis zu verwehren.

In Anbetracht der numerisch enormen Überlegenheit der feindlichen Streitkräfte, wagte von Werder es nicht, auf sein Risiko hin Bourbaki eine Schlacht zu liefern, er wendete sich daher telegraphisch an den großen Generalstab in Versailles und fragte, unter Darlegung der äußerst kritischen Verhältnisse, an: ob er, unter den obwaltenden Umständen, sich mit Bourbaki in einen Kampf einlassen solle? Da ihn Bourbaki aber schon tagsdarauf, als von Versailles noch keine Antwort eingetroffen war, heftig

angriff, blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Kampf anzunehmen und die Schlacht zu wagen.

Am Abende des 15. Januar erhielt von Werder ein Telegramm von Versailles, das ihm bestimmt befahl, der feindlichen Armee eine Schlacht zu liefern. Er wurde zugleich davon in Kenntnis gesezt, daß Generallieutenant von Manteuffel am 14. Januar von Châtillon mit dem 2. und 7. Korps abmarschiert sei, um ihm zu Hilfe zu kommen. Von Manteuffel kam aber viel zu spät, um von Werder während der dreitägigen Schlacht Hilfe leisten zu können. Von Werder gewann aber trozdem die Schlacht, er siegte glänzend und vollständig über die französische Armee und wendete dadurch eine unberechenbar große Gefahr von den übrigen in Frankreich aufgestellten deutschen Armeen ab, überdieß bewahrte er Deutschland vor den Schrecknissen des Krieges, vor der Überflutung durch einen wutschnaubenden und rachesüchtigen Feind. Dieser glänzende Sieg, diese erstaunlichen Leistungen der deutschen Armee und diese unschäzbaren Erfolge sind vor allem dem eminenten Feldherrntalent von Werders, seiner Kühnheit, seiner Geistesgegenwart und kaltblütigen Ruhe in der Schlacht zuzuschreiben. An militärischer, theoretischer und praktischer Ausbildung, Bewaffnung, Abhärtung und Kriegserfahrung waren die 43.000 Mann des 14. Armeekorps von Werders den 150.000 Bourbakis weit überlegen. Einen großen Teil der Schuld,

daß die französische Armee eine so ensezliche Niederlage an der Lisaine erlitt, trifft Bourbaki, der bei Entwerfung und Ausführung seines Schlachtenplanes verhängnißvolle Fehler begangen hatte, der namentlich nicht konzentrisch und mit aller Macht an bestimmten Punkten operierte, der bald da, bald dort, bald den linken, bald den rechten Flügel, bald das Zentrum des Feindes angreifen ließ, der alles versuchte, aber nichts mit Energie durchführte.

Zu der schrecklichen Niederlage der Franzosen trug auch der Umstand vieles bei, daß die Besazung Belforts, die 13.000 Mann betrug, während der dreitägigen Schlacht keinen Ausfall machte. Ein Ausfall von etwa 10.000 Mann, welcher die deutsche Armee im Rücken bedroht hätte, würde derselben höchst wahrscheinlich den Sieg entrissen haben. Es scheint, daß der Festungskommandant in Belfort, Oberst Denfert, davon keine Kenntnis hatte, daß die deutsche Belagerungsarmee durch Abgabe vieler Mannschaft und Geschüze an die Operationsarmee von Werders sehr geschwächt worden und kaum im Stande war, einen ernstlichen Ausfall zurückzuweisen oder aufzuhalten. Der Festungskommandant ließ sich wahrscheinlich dadurch täuschen, daß während den drei Schlachttagen das Bombardement Belforts von der Belagerungsarmee, sowie der Bau der Batterien mit allem Eifer fortgesezt wurden.

Bourbaki hatte in drei Tagen mit seiner riesigen Armee nur zwei unwesentliche und schnell vorübergehende Erfolge erzielt: er hatte die Stadt Montbéliard erstürmt, konnte aber das die Stadt und ihre Umgebung beherrschende Schloß gleichen Namens, das sich in der Stadt auf einer Anhöhe befindet, und das die deutsche Besazung aufs hartnäckigste verteidigte, nicht nehmen. In kurzer Zeit mußte er diesen eroberten Punkt wieder aufgeben. Er schlug ferner die das Dorf Chénebier heldenmütig verteidigenden drei badischen Bataillone, die unter dem Kommando des Generals von Degenfeld standen, zurück, verlor aber des anderen Tags diesen, unter großen Opfern genommenen Posten wieder an den badischen Brigadier Keller. Am 18. Januar räumte Bourbaki das Schlachtfeld und zog sich, von der deutschen Armee stets verfolgt, nach Besançon zurück. Dort trat seiner geschlagenen und gänzlich demoralisierten Armee der unterdessen mit dem 2. und 7. deutschen Armeekorps angekommene Generallieutenant Manteuffel gegenüber und verlegte ihr die Rückzugslinie nach Lyon und Auxonne. Infolge dessen mußte die französische Armee in die Schweiz flüchten, wo sie in erbärmlichem Zustande ankam, entwaffnet und interniert wurde. Welches war also das Schicksal der riesigen Armee Bourbakis? 81.577 Mann, mit 1000 Pferden, waren in die Schweiz geflohen, 8000 Mann retteten sich durch die Flucht

nach dem Süden Frankreichs, 4000 Tote und schwer Verwundete blieben auf dem Schlachtfeld, und 56.423 Mann fielen in Gefangenschaft. Die deutsche Armee hatte an Toten und schwer Verwundeten blos 1847 Mann und 81 Offiziere verloren. In Gefangenschaft waren, wie es scheint, blos jene 104 Mann, die nach Besançon und von dort auf die Insel Oléron verbracht wurden, geraten. Das also der Sieg, der große Sieg, den die französischen Zeitungen tagelang meldeten und in allen Tonarten feierten! Schmählicher als die Franzosen durch die falschen Nachrichten über den glänzenden Sieg bei Belfort wurde noch selten die Leichtgläubigkeit eines Volkes hinters Licht geführt.

Kehren wir nach diesem kurzen Abstecher auf das Schlachtfeld von Belfort nach Lyon zurück!

Also am 19. Januar, morgens 8 Uhr, kamen wir nach Lyon.

Schon einige Zeit, bevor wir Lyon erreicht hatten, sahen wir den Berg Fourvières, der mit der berühmten Wallfahrtskirche gleichen Namens gekrönt ist. Der Bahnhof, in welchem wir ausstiegen, la Perrache genannt, ligt in der Stadt selbst an dem prächtigen cours Napoléon. Er war gedrängt voll Militär, die einen Heidenspektakel aufführten. Nichts als Viktoria, Bourbaki und Belfort tönte in unsere Ohren. Troz des Menschengewühls und Spektakels erregten wir vier

Kriegsgefangene, die wir, nach Ansicht der Franzosen, vielleicht der einzige lebende Überrest der von Bourbaki an der Lisaine vernichteten deutschen Armee waren und von 22 Mann eskortiert wurden, allgemeines Aufsehen. Alles wollte uns sehen, begaffen und anstaunen. Des Prussiens, voilà des Prussiens!“ schrie und donnerte es durch die hohen, weiten Hallen des Bahnhofes. Doch tat uns niemand ein Leid an, niemand spottete, schimpfte oder höhnte. Es dauerte lange, bis die Bedeckungsmannschaft uns durch die gaffende Menge Bahn gebrochen hatte. Sie führte uns hierauf in eine 10 Minuten vom Bahnhof entfernte Kaserne, wo wir sehr nobel und standesgemäß untergebracht wurden, man führte uns nämlich auf den Speicher und schloß die Türe desselben. Ein sonderbares Gefängnis! Nach dreistündigem Aufenthalte dortselbst wurden wir dem Plazkommandanten von Lyon vorgeführt, der sich blos davon überzeugen wollte, ob wir 4 Kriegsgefangene noch am Leben seien, und der, nachdem dieses wichtige Geschäft zu gegenseitiger Zufriedenheit erlediget war, den erfreulichen Befehl gab, daß ein Unteroffizier und zwei Soldaten uns in einen Gasthof zu führen und dort anständig zu bewachen hätten. Gäste und Kellner waren in jenem Hotel sehr höflich gegen uns, und der Wirt ließ uns alles, was wir bestellten, verabreichen, natürlich: auf unsere Rechnung. Wir müssen ihm aber nachrühmen, daß

er die gefürchtete doppelte Kreide bei uns nicht in Anwendung brachte. Nachdem wir uns gütlich getan, wurden wir in ein nobel möbliertes Zimmer geführt, das wir nicht verlassen durften. Es war uns jedoch gestattet, in demselben zu rauchen, zu schreiben, zu lesen und zu plaudern. Zur Unterhaltung, vielleicht auch als heilsame Pönitenz, gab man uns die lezten Numern der Zeitungen, die in aller Ausführlichkeit und mit der zartesten Gewissenhaftigkeit den von der französischen über die deutsche Armee errungenen Sieg berichteten.

Gegen Abend wurden wir von unserer Bedeckungsmannschaft auf den Bahnhof geführt; wir sollten uns dort zur Weiterbeförderung nach Marseille bereit halten. Auf dem Bahnhof durften wir uns frei bewegen und, wo wir wollten, aufhalten. Wir wurden nicht extra, wenigstens nicht in auffallender Weise, überwacht. Ein Fluchtversuch würde, wenn wir ganz ziviliter gekleidet gewesen wären, sehr leicht auszuführen gewesen sein. Es drängte sich uns wohl der Gedanken daran auf, allein wir verscheuchten denselben alsbald durch die Erwägung, daß wir ja ohnehin in Bälde in Freiheit gesezt würden, und daß wir, wenn der Fluchtversuch mißlingen sollte, das Leben ohne allen Zweifel verwirkt haben würden, denn jeder gemeine Soldat, der unserer habhaft geworden wäre, hätte das Recht gehabt, uns sofort zu erschießen.

Der Bahnhof war gedrängt voll Menschen, Militär und Zivil wogten bunt durcheinander. Es wurden in aller Eile, mit der größten Sorgfalt und in außerordentlichem Maßstab Vorkehrungen zur Aufnahme von deutschen Verwundeten und Kriegsgefangenen getroffen — halb Lyon war darum auf den Beinen und auf dem Bahnhof, auf place und cours Napoléon, um die Ankunft der lebendigen Kriegsbeute aus der siegreichen Schlacht von Belfort zu erwarten. Ich ließ mich mit mehreren Herrn, die zu den Honoratioren zählten, in ein Gespräch ein; sie begegneten mir sehr artig und höflich. Während ich noch mit ihnen redete, führten ein Herr und eine Dame ihre etwa achtjährige Tochter zu mir und fragten mich, ob ich wohl erlaube, daß ihr Kind mit mir spreche, sie wünschten nämlich, ihre Tochter möchte später einmal erzählen können, daß sie mit einem Preußen, mit einem preußischen Kriegsgefangenen französisch gesprochen habe. Ich reichte dem harmlos lächelnden, bildschönen Kinde freundlich die Hand und forderte es auf, ganz nach Herzenslust mit mir zu parlieren. Das Mädchen ließ sich nicht zweimal heißen und plauderte längere Zeit höchst harmlos und naiv mit mir, dem preußischen Kriegsgefangenen, der wie ein geborener Franzos französisch sprach. Das Kind war äußerst vornehm und geschmackvoll gekleidet und trug ein vergoldetes Kreuz auf der Brust; ich

sagte deßwegen zu ihm: Das ist sehr löblich für dich, daß du das Sinnbild des lieben Heilandes auf der Brust trägst. Dieses Kreuz ist dein größter Schmuck, und zugleich ist es auch ein starker Schild, ein Schuz und Schirm in allen Versuchungen und Gefahren. Möchte dein unschuldiges Herz unter diesem Talisman, unter dem Panier des heiligen Kreuzes bewahrt bleiben vor Thorheit und Sünde, möchte immer in ihm der süße Frieden und der kostbare Schaz der Unschuld wohnen! Die Eltern horchten hoch auf, sie waren wie aus den Wolken gefallen, weil sie aus dem Munde eines Preußen solche Worte vernahmen. Ihr Staunen und ihre Verwunderung sollte aber noch bedeutend gesteigert werden. Da ich, und gewiß nicht ohne Grund, annahm, daß ich hier vor einer entschieden katholischen und wahrhaft frommen Familie stand, nahm ich mein portemonnaie aus der Tasche, öffnete dasselbe, entnahm ihm einige Medaillen und erbat mir von den Eltern die Erlaubnis, dieselben ihrem Kinde schenken zu dürfen, um ihm dadurch eine Freude zu bereiten, und damit es ein Erinnerungszeichen und Andenken an den kriegsgefangenen Preußen hätte. Sprachlos starrten die Eltern mich an, und es dauerte einige Sekunden, bis sie sich von ihrer Verwunderung erholt hatten. Staunend betrachteten sie eine der Medaillen; auf der einen Seite derselben befand sich ein Bild der Muttergottes von Loreto und auf

der andern ein Abbild des heiligen Josef. Nachdem die Eltern diese Medaille ihrer Tochter wieder eingehändigt hatten, fragte mich dieselbe freudestrahlenden Antlizes: „Sind diese Medaillen geweiht?“ Ich antwortete: „Ja, ich ließ sie in Loreto selbst von einem Franziskaner-Pater weihen!“

Da drückte das liebe Kind die Medaille an seine Lippen und küßte sie voll Ehrfurcht. Woher nun das maßlose Staunen der Eltern und unserer Umgebung, die mindestens aus 20 Personen bestand und die ganze Szene mit gespanntester Aufmerksamkeit betrachtet hatte? Diese Franzosen waren im höchsten Grade darüber verwundert, daß ein preußischer Militärbeamter sich öffentlich als Christen bekenne, daß es überhaupt katholische Preußen gebe, und daß ein Preuße die Muttergottes verehre und sogar geweihte Muttergottesmedaillen bei sich trage. Wie so etwas möglich sei, das konnten sie sich nicht vorstellen, sie standen hier vor einem für sie unlösbaren Rätsel. Ich muß hier bemerken, daß in Frankreich die Ansicht: ganz Deutschland sei lutherisch, und die Lutheraner seien im Grund genommen keine Christen, sondern entweder pure Rationalisten oder fade Deisten, allgemein eingebürgert ist. Selbst die gebildeten Stände sind in diesem Irrtum befangen, und kostet es harte Not, einen Franzosen davon zu überzeugen, daß es in Deutschland Millionen rechtgläubiger, mit Rom im Zusammenhang stehender und

sich dem Papst unterwerfender Katholiken gebe. In der Regel kämpft man aber gegen das nationale Wahngebilde „vom lutherischen Deutschland" so vergeblich, wie weiland Don Quixote gegen die Windmühlen in der Mancha. Wenn man sich aber unterfangen wollte, sie darüber aufzuklären, daß es in Preußen selbst rechtgläubige, kirchentreue, die Muttergottes und Reliquien verehrende, das Fastengebot haltende ꝛc. Katholiken gebe, so wäre das damit gleichbedeutend: leeres Stroh in der Hoffnung zu dreschen, aus demselben Weizen herauszuschlagen. Daß ein Preuße katholisch sei, das glaubt wohl kein Franzos, und daß er sogar ein echter, orthodoxer Katholik sei, das glaubt er schon gar nicht. Da ich diese endemische Geisteskrankheit der Franzosen, ihre Unzugänglichkeit und Starrköpfigkeit (entêtement) in religiöser Beziehung aus vielfältiger Erfahrung kannte, ersparte ich mir die nutzlose und undankbare Mühe, ihnen eine geographische, ethnologische, kirchenstatistische Vorlesung über die Religionsverhältnisse Deutschlands, und speziell Preußens, zu halten, doch wieß ich sie auf die Kölner Wirren von 1836/39 und Droste von Vischering, Erzbischof von Köln, auf die Posen-Gnesener Ehestreitigkeiten von 1837/40 und Dunin, Erzbischof von Posen-Gnesen, auf den badischen Kirchenstreit und den Erzbischof Hermann von Vicari, sowie auf die Tatsache hin, daß alle euro-

päischen Zeitungen jene Vorgänge veröffentlicht hätten, und daß aus denselben denn doch unwiderlegbar hervorgienge und der Schluß gezogen werden müßte, daß es in Deutschland, und speziell in Preußen, römisch-katholische Christen gebe; denn wo Erzbischöfe ihren Siz haben und mit den Regierungen, in deren Ländern ihre Erzdiözesen sich befinden, in Streit geraten, muß es doch offenbar römisch-katholische Christen geben. Manche meiner Zuhörer sagten: „Man sollte das wohl glauben" und: „Das könnte wohl der Fall sein." Statt aller weiteren Entgegnung und fruchtlosen Belehrung erzählte ich ihnen, daß ich in Loreto gewesen, mich zur Zeit des vatikanischen Konzils in Rom 14 Tage lang aufgehalten und schon in früheren Jahren die Gnadenorte Notre-Dame des Fourvières hier, Notre-Dame de la garde in Marseille und Maria-Einsiedeln in der Schweiz besucht habe. Diese Erzählung rief grenzenloses Staunen hervor. Man überhäufte mich jezt wahrhaft mit Zuvorkommenheit und Freundlichkeit. Man bot mir Tabak und Cigarren an, und ein Herr ersuchte mich, von ihm eine neue, noch nicht gebrauchte, französische Tabakspfeife zum Andenken an Lyon anzunehmen. Ich nahm mit Dank die Pfeife an, stopfte sie und zündete sie sogleich an. Man bot mir auch Geld an, ja man drang in liebenswürdigster Weise in mich, eine Reiseunterstüzung anzunehmen, allein ich

lehnte dieses großmütige Anerbieten entschieden ab, unter lebhafter Anerkennung ihrer lobenswerten, echt christlichen Gesinnung und Handlungsweise. Ich versicherte sie, daß ihr Benehmen gegen uns arme Kriegsgefangene einen um so angenehmeren und tieferen Eindruck auf uns mache, da uns von Chavannes bis Lyon nicht überall dieselbe Freundlichkeit und dasselbe liebevolle Entgegenkommen zu teil geworden sei.

Der Vater des erwähnten Kindes lud mich hierauf ein, mit ihm zum Abschied ein Glas Wein zu trinken. Ich nahm seine Einladung sehr bereitwillig an. Wir verfügten uns in die Restauration II. Klasse und unterhielten uns bei einer Flasche vorzüglichen Weines sehr gut und sehr lange, so lange nämlich, bis der Unteroffizier zu mir herantrat und meldete, daß wir heute Nacht nicht weiter befördert werden könnten, daß wir aber auf dem Bahnhofe zu verbleiben hätten und einer Abteilung Franktireurs zur Bewachung übergeben würden. Das war eine nichts weniger als tröstliche Meldung. Die Franktireurs waren bei mir sehr böse angeschrieben und hatten ein schlimmes Andenken hinterlassen. Ich hatte deren oft im Elsaß gesehen; sie waren in der Landestracht gekleidet, trugen aber über ihren Civilkleidern eine blaue Blouse, und statt der Stiefel oder Lederschuhe bedienten sie sich der Holzschuhe. Sie dienten dem regulären Militär als Spione,

legten sich in größerer Anzahl in einen Hinterhalt, schossen Nachzügler nieder, überfielen kleine Truppenabteilungen, belästigten die Proviant- und Fouragelieferungen, zerstörten die von den Deutschen hergestellten Telegraphenleitungen, überfielen Estaffetten, töteten sie und bemächtigten sich ihrer Papiere — kurz: sie führten gegen unsere Armeen einen Guerilla- und Razziakrieg. Sie wurden deswegen, wenn man ihrer habhaft wurde, nicht wie reguläre Soldaten behandelt, sondern gewöhnlich kurzer Hand erschossen. In der Regel befanden sich die schlimmsten Elemente der Bevölkerung unter ihnen, die sich an deutschen Soldaten, die in ihre Hände fielen, blutig rächten. Es standen uns also, aller Wahrscheinlichkeit nach, schlimme Erlebnisse bevor.

Die Franktireurs, denen wir zur Bewachung übergeben wurden, lagen in einem Nebengebäude des Bahnhofes, das sich aber in dem auf allen Seiten abgeschlossenen Bahnhofgebiet befand. Wir wurden durch den Anblick dieser Franktireurs angenehm überrascht, da wir wahrnahmen, daß sich dieselben nicht aus der Hefe des Volkes, aus dem Gesindel und aus verkommenen Subjekten rekrutiert hatten, sondern offenbar der besseren Klasse der Bevölkerung angehörten. Es waren lauter gesezte Männer von ruhigem, anständigem Betragen, kräftige, schöne Gestalten und nicht über 30 Jahre alt. Ihre Kleider waren vollständig schwarz. Sie trugen eine

Jacke von schwarzem Sammt, mit schwarzen Schnüren eingefaßt, schwarze Tuchhosen, die unter dem Knie zusammengezogen waren, schwarze Gamaschen, die auf der äußeren Seite zugeknöpft waren, und solide Lederschuhe. Ihre Müzen, ebenfalls schwarz, hatten die Form der französischen Militärkäppi. Alle zeigten eine stramme, militärische Haltung, und sahen wir auf den ersten Blick, daß sie unter strenger, militärischer Disciplin standen.

Der Hauptmann dieser Lyoner Franktireurs war ein fein gebildeter, sehr liebenswürdiger Herr. Er und mehrere seiner Untergebenen hatten als Freiwillige noch vor kurzer Zeit im päpstlichen Zuavenregiment gedient, und befanden sich in Rom, als die Armee Viktor Emanuels. am 20. September 1870, durch die porta pia dortselbst einrückte und damit die Annektierung des Kirchenstaates zu einer vollendeten Tatsache machte. Als unmittelbar darauf die päpstliche Armee aufgelöst wurde, kehrte der erwähnte Hauptmann in sein Vaterland, nach Frankreich, zurück und wurde Franktireur. Derselbe hieß Comte de Roussillon, Graf von Roussillon.

Wir knüpften sogleich ein Gespräch an und erzählten einander unsere Erlebnisse. Als ich erwähnte, daß ich während dieses Feldzugs öfters und längere Zeit hindurch in Gray im Quartier gelegen und dort feierlichen Militärgottesdienst gehalten, zeigte er sich darüber hoch erfreut und bestürmte mich mit

Fragen über die dortigen Verhältnisse, die ihn sehr interessierten. Es wohnten nämlich sehr nahe Verwandte von ihm in Gray, namentlich die Gräfin Coligny, eine geborne Gräfin von Roussillon, die einen Grafen von Coligny zum Gemal hatte. Diese Gräfin war die Tante des Franktireurs-Hauptmannes. Die gräfliche Familie von Coligny wohnte in einem ansehnlichen Schlosse zu Gray, das ehedem den Herzogen von Burgund gehört hat. Und in eben diesem Schlosse, bei der Familie Coligny, war ich längere Zeit einquartiert. Ich kann nicht genug rühmen, welch eine vortreffliche Familie die Coligny ist. Der Graf selbst ist ein martialischer Mann von feinen Umgangsformen und mit gewiegter Bildung ausgestattet. Er besizt den Scharfblick und die Unparteilichkeit eines vielerfahrenen Weltmannes; er ist gerecht in seinem Urteil über Freund und Feind, tolerant und ungeheuchelt fromm. Seine Gemalin ist ein Muster echter Weiblichkeit, voll Herzensgüte, Zartsinn und Anmut. Ihre Tochter, eine blühende Jungfrau von blendender Schönheit, damals im Alter von 18 Jahren, war in allem das vollkommene Ebenbild ihrer Mutter. Ich fühlte mich in dieser musterhaften Familie, die mich nicht als Fremdling, als Eindringling oder Feind, sondern als Familienglied behandelte, sehr wohl und heimisch. Ich las, so oft und so lange ich in Gray mein Standquartier hatte, jeden Tag die heilige Messe im Spital der

barmherzigen Schwestern. Es lag damals schon eine beträchtliche Anzahl verwundeter und kranker Soldaten der deutschen Truppenkorps in jenem Spital. So oft ich mich nun in die Spitalkirche begab, um dort die heilige Messe zu lesen, begleitete mich die Gräfin mit ihrer Tochter dorthin, sie wohnten der heiligen Messe bei und kehrten mit mir wieder in das Schloß zurück. Als ich nun dem Hauptmann von Roussillon ein treues Bild von der Familie Coligny entwarf, geriet er, wie man zu sagen pflegt, in Feuer und Flammen, er umarmte mich, er nannte mich seinen Freund und dankte mir, mit Tränen im Aug, für die tröstlichen Nachrichten, die ich ihm über das Befinden seiner nahen Verwandten in Gray mitgeteilt hatte. Von den äußerst interessanten Erlebnissen, mit denen er mich bekannt machte, will ich nur einer Episode Erwähnung tun, die jeden gefühlvollen Leser tief rühren und zugleich überzeugen wird, mit welch inniger Liebe dieser Offizier an seinen Verwandten hing.

Zwei Söhne des Grafen von Coligny dienten mit dem Hauptmann der Franktireurs ebenfalls als Freiwillige in dem päpstlichen Zuavenregiment. Beide fielen auf dem Schlachtfeld, in einem Kampf gegen die Piemontesen und Garibaldianer. Die Herzen der Gefallenen legte er in zwei silberne und im Feuer vergoldete Kapseln, um sie, nach seiner Rückkehr in die teure Heimat, dem Grafen von Coligny,

dem Vater der Gefallenen, und seiner Tante als kostbare Reliquien zu übergeben. Als er aber von Italien nach Frankreich zurückgekehrt war, hielt die deutsche Armee das Departement Haute-Saône schon besezt, und darum war es ihm unmöglich, sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen. Er übersendete daher die Herzen der beiden Heldensöhne Colignys, die für ihre heilige Religion, die Kirche, ihr Oberhaupt und das Patrimonium Petri das höchste irdische Gut, das der Mensch besizt — Blut und Leben — geopfert hatten, seinem Vater, damit er diesen kostbaren Familienschaz so lange aufbewahre, bis es ihm, dem Hauptmann der Franktireurs, möglich wäre, denselben persönlich nach Gray zu bringen. Während er mir diese rührende Geschichte erzählte, versagte ihm oft die Stimme und Tränen rannen ihm über die Wangen. „O hätten Sie", sagte er zu mir, „diese ritterlichen, wahren Edelleute, von deren Adel nicht nur vergilbtes Pergament und der, der Geschichte Frankreichs einverleibte Stammbaum, sondern ihr ganzes Wesen, ihr Charakter und ihr Lebenswandel Zeugnis ablegten, persönlich gekannt; ihre heilige Begeisterung für die Religion, der Adel ihrer Gesinnung, ihre Herzensgüte und ihr Heldenmut in Verteidigung der Rechte des heiligen Stuhles hätten Sie gewiß mit hoher Achtung gegen dieselben und mit inniger Liebe zu ihnen erfüllt! Hoffentlich ist es mir bald

vergönnt, die translatio reliquiarum nach Gray ins Werk zu sezen!" Anläßlich dieses Wunsches kamen wir auf den möglichen Verlauf und Ausgang des gegenwärtigen Krieges zu sprechen. Bei diesem Thema gingen nun unsere Ansichten und Meinungen — von unseren Wünschen und Hoffnungen gar nicht zu reden — weit auseinander, ja sie standen einander diametral, also schroff, unversöhnlich gegenüber. Er behauptete steif und fest: Frankreich habe unerschöpfliche Hilfsquellen und weit mehr Soldaten als Deutschland; es werde, troz aller Vorteile, die von den deutschen Armeen über die französischen bis dato errungen wurden, trozdem ein Dritteil Frankreichs von denselben besezt und die Schlacht bei Sedan verloren worden, trozdem Metz und Straßburg gefallen und Paris belagert werde, trozdem der Chef des deutschen Generalstabes, von Moltke, ein vortrefflicher Taktiker und Strateg sei, und der König von Preußen an der Spize der deutschen Armee stehe, dennoch schließlich den Sieg gewinnen, alles wieder zurückerobern und Deutschland für allen angerichteten Schäden haftbar und verbindlich machen. Paris werde ganz gewiß weder kapitulieren, noch erobert werden können. Alle im Süden Frankreichs ausgehobenen Soldaten seien schon auf dem Marsche nach Paris begriffen, auch er werde wahrscheinlich den Befehl erhalten, sich mit seinen Franktireurs an der Entsezung der Reichshauptstadt zu beteiligen;

sollte das aber nicht der Fall sein, so werde er beordert werden, sich der siegreichen Armee Bourbakis anzuschließen, die wahrscheinlich schon den Rhein überschritten habe, um Deutschland für seinen Uebermut zu züchtigen, von ihm Genugtuung zu verlangen und an ihm das Kriegsrecht der Wiedervergeltung zu üben. Er glaubte also steif und fest an den bei Belfort von den Franzosen errungenen großen Sieg. Doch — ich gestehe es: auch ich glaubte, obgleich mit blutendem Herzen, an die Niederlage der deutschen Armee bei Belfort, da die Zeitungen und der Telegraph Tag für Tag, Stunde für Stunde mit einer solchen Ausführlichkeit, Genauigkeit und Bestimmtheit die gewonnene Schlacht und den Uebergang der französischen Armee über den Rhein beschrieben und an ihren Meldungen und Behauptungen mit solcher Starrköpfigkeit festhielten, daß man weit ungläubiger als Thomas hätte sein müssen, wenn man gegen all diese offiziellen und offiziösen Berichte auch nur den mindesten Zweifel hätte aufkommen lassen. Ich hatte auch nicht eine leise Ahnung davon, daß die nun einmal in Frankreich bestehende Regierung die Frechheit und Grausamkeit so weit treiben dürfte und so weit zu treiben wagen würde: ein in den Zügen, in der Agonie liegendes Volk in so grasser Weise zu belügen, daß sie eine totale Niederlage als einen glänzenden Sieg ausposaunen ließ. Der Hauptmann der Franktireurs verlieh seinem Patriotismus, seinen

Hoffnungen als Soldat und seiner Siegesahnung folgenden überschwenglichen Ausdruck: „Längstens in vier Wochen marschieren wir mit fliegenden Fahnen in Berlin ein!" Ach, wie bitter und schrecklich wurde der phantastische, optimistische Graf durch die rauhe Wirklichkeit enttäuscht!

Es war Mitternacht vorüber, als wir auch dem Körper und seinen Bedürfnissen Rechnung trugen. Der Raum, in welchem wir uns befanden, hatte allerdings als Schlafkabinet wenig Einladendes an sich; von einem Bett war selbstverständlich keine Rede, nicht einmal Stroh, geschweige denn eine Decke oder ein Teppich war vorhanden. Der Boden war mit Steinplatten belegt und herrschte eine empfindliche Kälte in dem sehr großen Raum. Es befand sich blos ein sogenannter französischer Kamin in demselben, vor dessen offenem Feuer wir saßen. Nichts ist unpraktischer als die französischen Kamine, allein mit widersinniger Zähigkeit hängt der Franzos an demselben und verschmäht die praktische und viel wohlfeilere Ofenheizung. Er läßt sich lieber auf der einen Seite des Körpers braten und schmoren und friert jämmerlich auf der andern, was bei dem französischen Kaminfeuer stets der Fall ist, als daß er seinem Körper, durch eine neue Einrichtung, eine gleichmäßige, angenehme und der Gesundheit zuträgliche Temperatur verschaffte und gönnte, was allein bei der Ofenheizung möglich ist.

Sämmtliche Franktireurs lagen, in ihre Mäntel gehüllt, in Reih und Glied auf dem naßkalten Boden. Ich legte mich auf einen langen Tisch, verrichtete ein kurzes Nachtgebet, schlief dann sogleich ein und wiegte mich sanft, wie man poetisch zu sagen pflegt, in Morpheus' Armen. O Jugend, wie bist du glücklich zu preisen und zu beneiden um deinen festen und erquickenden Schlaf!

Auch am 21. Januar unterhielt ich mich mit Hauptmann von Roussillon in der angenehmsten Weise, doch wünschte ich dessen ungeachtet, unser Zug möchte endlich nach Marseille abgehen. Gegen Mittag erschien nun ein Gendarm und teilte uns mit, daß wir wahrscheinlich heute nicht mehr, wenigstens nicht vor Nacht, weiter befördert werden könnten, wir hätten uns daher in den Gasthof d'Angleterre zu begeben und dort auf den Abgang unseres Zuges zu warten. Ich verabschiedete mich mit tiefer Rührung von Hauptmann Roussillon, wir umarmten uns als Freunde und Kriegskameraden.

Der Gendarm führte uns in den genannten Gasthof, wo wir frei umhergehen, lesen, schreiben und auf unsere Rechnung essen und trinken durften, was uns beliebte. Es wurde uns blos verboten, den Gasthof zu verlassen oder überhaupt die Straße zu betreten.

Der Englische Hof hat eine prachtvolle Lage, er befindet sich an dem großartigen Napoléonsplaze,

der mit dem cours Napoléon in Verbindung steht. Von unsern Fenstern aus übersahen wir sowohl den öffentlichen Plaz als auch den cours Nepoléon. Welch ein fesselndes Bild trat uns hier entgegen! Tausende und aber Tausende Soldaten lagen auf dem gefrorenen Boden oder bildeten Gruppen oder gingen auf und ab. Es summte wie in einem Bienenkorbe. Hier sah ich auch die größte Abteilung von Turkos. Ihre Galgengesichter zeigten die verschiedensten Farbentöne von lichtem Braun bis zum tiefsten Schwarz. Sie lagen wie leblos auf dem Boden, in ihre ursprünglich weißen, nunmehr aber schmuziggelben Teppiche gehüllt. Wie konnte denn die französische Regierung hoffen, mit diesen Söhnen Afrikas in Frankreich, während des strengen Winters, etwas Erkleckliches auszurichten! Es sind auch wirklich sehr viele Turkos der Kälte und den außerordentlichen Strapazen in dem ungewohnten Klima erlegen. Allein was verschlägts, wenn für die gloire und victoire (Ruhm und Sieg) Frankreichs einige Tausend Barberiner im Schnee erstarren, der Kälte erliegen oder in den Spitälern am Fieber, am Typhus, an der Kolik oder Dyssenterie elend zu Grund gehen, oder wenn man Hunderten erfrorene Finger, Hände, Arme, Zehen oder Füße abnehmen muß!!

All die Tausende, die hier lagen, kauerten oder auf- und abwogten, waren bestimmt, den heiligen

Boden Frankreichs von dem eingefallenen, höchst schädlichen Ungeziefer, den Deutschen, zu säubern, dann den Rachekrieg über den Rhein hinüber, nach Deutschland, zu verpflanzen, dort Milliarden Kriegskosten-Entschädigung zu erheben und monatelang in Saus und Braus zu leben, davon redeten alle, dafür schwärmten alle, an ein Hindernis dachte keiner.

Ueberall sah man vornehme Damen auf- und abwandeln, die Brod, Fleisch, Wein, Kaffee, Cigarren, Tabak und Socken unter die Soldaten verteilten. Wer zählt die Millionen, welche die christliche charitas während dieses Riesenkampfes, während dieses mörderischen Völkerduells geopfert hat!

Ich erinnerte mich, daß in Lyon ein Landsmann und guter Bekannter von mir wohne. Er war ein geborener Endinger, Kunstgärtner, verehelicht und stand in sehr guten finanziellen Verhältnissen. Ich hatte denselben früher schon zweimal, als mich der Weg nach Lyon führte, besucht, und mich jedesmal überzeugt, daß ihm mein Besuch große Freude bereite. Ich wünschte daher, ihm auch dieses Mal einen Besuch abstatten zu können. Behufs dessen mußte ich den Plazkommandanten von Lyon um Erlaubnis bitten. Ich ließ mich also von dem uns bewachenden Gendarm zu demselben führen, eröffnete demselben meinen Wunsch und bat ihn,

mir gefälligst erlauben zu wollen, meinen Landsmann, namens Kettmann, der in dem Stadtteile Demie-Lune (Halbmond) prachtvolle Gartenanlagen besize, besuchen zu dürfen. Der Plazkommandant, ein freundlicher, manierlicher Herr, versicherte mich, daß er gerne bereit sei, mir die nachgesuchte Erlaubnis zu erteilen, und daß er mir auch einige Soldaten zu meinem Schuze mitgeben wolle; er halte sich aber für verpflichtet, mir ernstlich von der Ausführung meines Vorhabens abzuraten und mich zu warnen, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen, und zwar aus dem folgenden, schwer wiegenden Grunde: Demie-Lune seie fast eine Stunde vom Plazkommando-Gebäude entfernt, und führe der Weg dorthin durch Stadtteile, die von der Hefe des Volkes bewohnt seien. Der Pöbel wäre aber seit dem Beginn des Krieges und noch gegenwärtig, troz des Sieges bei Belfort, über die Preußen sehr erbittert, es müßte deßwegen mit Grund befürchtet werden, daß, sofern ich als Preuße erkannt würde, und nur eine einzige Person: „Preußischer Spion!“ schreien würde, ein Auflauf entstände, in welchem ich, troz der sauve-garde, vom erbitterten und rasenden Gesindel zerrissen würde. Um mich wirklich und erfolgreich zu schüzen, müsse er ein Regiment Soldaten aufbieten und mich durch dasselbe nach Demie-Lune begleiten lassen; dazu könne er sich aber, weil es sich nicht um einen Notfall oder ein

höheres, wichtiges Interesse, sondern nur um einen frommen Wunsch und eine Privatangelegenheit handle, nicht entschließen. Wenn ich nun troz dieser Mitteilung darauf beharre, meinen Landsmann besuchen zu wollen, so werde er mir die versprochene sauvegarde mitgeben, er lehne jedoch mit aller Entschiedenheit jede Verantwortung für die leicht möglichen, ja wahrscheinlichen Folgen meines Wagnisses ab. Er schloß diese Erklärung mit den Worten: „Ich kann nicht unterlassen, Ihrer reiflichen Erwägung folgende Eventualität zu empfehlen: Sollte, was höchst wahrscheinlich ist, Ihr Besuch schlimme Folgen haben, so reißen Sie Ihren Landsmann ganz gewiß mit Ihnen ins Unglück, denn der Pöbel wird sich, nachdem er seine Wut und Rachsucht an Ihnen gekühlt, ohne allen Zweifel daran erinnern, daß Ihr Landsmann auch ein Preuße war, wenn er auch längst das französische Staats- und das Lyoner Ortsbürgerrecht besizt. Der Pöbel wird ihn überfallen, mißhandeln und vielleicht erwürgen; seine prächtigen Gartenanlagen aber werden in eine Wüste verwandelt werden. Das, bitte ich, erwägen Sie vor allem reiflich, und dann erst fassen Sie einen definitiven Entschluß!" Mein Entschluß war bereits gefaßt. Ich hatte die Raserei und Rachesucht des niederen und höheren Pöbels so handgreiflich an mir selbst erfahren, daß es mich nicht gelüstete, auch in Lyon Lorbeeren zu pflücken, die möglicher Weise

auf mein Grab hätten fallen können. Ich dankte daher dem Plazkommandanten für seinen Aufschluß und seinen wohlmeinenden Rat und kehrte in den Englischen Hof zurück.

Nachts um 9 Uhr wurden wir auf den Bahnhof eskortiert. Es befanden sich wahrscheinlich noch mehr Menschen, Soldaten und Zivilisten auf demselben als heute vormittags und gestern bei unserer Ankunft; sie warteten alle auf das Eintreffen preußischer kriegsgefangener Soldaten. Wir betraten die großen Wartsäle. Welch ein Anblick ward uns hier zu teil! Viele Hundert verwundeter Soldaten lagen in langen Reihen ächzend und stöhnend auf Matrazen, Stroh oder Mänteln, manche auch ohne alle Unterlage, auf dem Boden. Wir betraten den breiten Perron, auch hier lagen zahllose Opfer des Kriegs. Wir hielten in diesen grauenhaften Lazareträumen, denn in solche hatten sich die Wartsäle und der Perron verwandelt, Umschau und erkundigten uns nach deutschen verwundeten Soldaten; aber unter all den Hunderten befand sich auch nicht Ein Deutscher. Wo sollten sie denn hingekommen sein, wenn die Franzosen bei Belfort gesiegt hatten und Herrn des Schlachtfeldes geblieben waren?! In diesem Falle mußten ja viel mehr deutsche als französische Soldaten verwundet worden sein, und auf dem Schlachtfeld ließ man sie doch gewiß nicht sammt und sonders zu Grund gehen. Es stiegen darum

schwer wiegende Bedenken und Zweifel in uns auf, ob die Franzosen bei Belfort siegten, wir hüteten uns aber wohl, dieselben laut werden zu lassen.

Gegen 10 Uhr konnten wir endlich den Zug besteigen. Wir vier Kriegsgefangene wurden in einem coupé II. Klasse untergebracht. Der uns bewachende Gendarm nahm in demselben coupé Plaz, er hatte den Befehl erhalten, uns bis zur italienischen Grenze, Pont St. Louis, bei Mentone, zu begleiten. Während der ganzen Eisenbahnfahrt von Baume-les-Dames bis Pont St. Louis hatten wir keine Billets zu lösen und nichts für die Fahrt zu bezahlen.

Als, am 21. Januar, der Morgen anbrach, erreichte der Zug Avignon, eine ansehnliche Stadt, in fruchtbarer Gegend, am linken Ufer des Rhôneflusses gelegen. Im Jahre 1348 wurde die Grafschaft Avignon durch Kauf von dem päpstlichen Stuhle erworben und, 1791, während der ersten französischen Revolution, widerrechtlich mit Frankreich vereiniget. Von 1309—1377 residierten hier 7 Päpste. Diese 68 Jahre, gewöhnlich, und nicht mit Unrecht, „babylonische Gefangenschaft der Päpste“ genannt, gehören zu den unglückseligsten Perioden der Kirchengeschichte. Nach dem Tode Gregor XI., der 1377 von Avignon nach Rom übersiedelte, wurde kein Franzose mehr zum Papst gewählt.

Im Jahre 1791 wütete in Avignon, anläßlich der Vereinigung dieser Grafschaft mit Frankreich, der Bluthund Jourdan, gewöhnlich „der Kopfabschneider, coupe-tête" genannt. Er ließ 110 Personen, 70 Männer, 32 Frauen und 8 Kinder, zusammenhauen und ihre Leichen in einen Turm des päpstlichen Palastes werfen. Am 17. Mai 1794 ereilte ihn das Strafgericht Gottes — er wurde in Paris guillotiniert.

Der päpstliche Palast, eine gewaltige, aus Steinblöcken errichtete Festung, die sich auf dem sogenannten Domfelsen erhebt und jezt eine Kaserne ist, sieht finster und drohend auf Avignon herab.

Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir nach Arles, das in ebener, sumpfiger Gegend ligt. Von Arles bis Marseille prangt die Natur in südlicher Vegetation. Man sieht rechts und links von der Bahn Anpflanzungen mit Reben, Oel- und Feigenbäumen. Nördlich von Marseille durchbricht die Bahn einen Gebirgszug vermittelst eines 5000 Meter langen Tunnels, dann genießt der Ankömmling eine prachtvolle Fernsicht auf das Meer und die große Bucht von Marseille mit ihren Felseninseln und den imposanten Anblick dieser Hafenstadt, die wir bald darauf erreichten.

Der Bahnhof ligt auf einer mäßigen Anhöhe, die eine prachtvolle Rundschau auf Land und Meer, die provençalischen Alpen, 6000 Villen, die mäch-

tige Stadt und ihre Dachgärten darbietet. Vis-à-vis vom Bahnhof erhebt sich ein steiler Felskegel, dessen Spize die berühmte Wallfahrtskirche notre-Dame de la garde trägt. Auf dem 45 Meter hohen Glockenturm derselben steht eine kolossale Statue der Muttergottes mit dem Jesuskinde auf dem Arme. Die Aussicht von diesem Turme auf die malerisch schöne, nahe und ferne Umgebung Marseilles und die riesige Stadt, die 300.000 Einwohner zählt, ist wirklich brillant.

Auf dem Bahnhofe bot sich uns ein ganz ähnliches Bild dar wie zu Lyon, als wir dort abfuhren: eine zahlreiche Menschenmenge, Soldaten und Zivilisten, hatten den Zugang zum Bahnhof und den großen Plaz vor demselben besezt und wartete auf die Ankunft der deutschen Kriegsgefangenen. Von Zeit zu Zeit ertönte ein tausendstimmiges „victoire, gloire, vive Bourbaki!“, die Wartsäle aber waren mit zahllosen verwundeten Franzosen belegt! Wir hielten auch hier Umschau und Nachfrage, stießen aber blos auf Einen deutschen Verwundeten. Er gehörte dem 25. Infanterie-Regimente an. In der Schlacht bei Belfort hatte er einen sogenannten Fleischschuß durch den Oberschenkel erhalten, der einen großen Blutverlust herbeiführte. Er legte sich selbst auf dem Schlachtfelde einen Nothverband an, mußte aber, wegen eingetretener Schwäche und Ohnmacht, auf

dem Schlachtfeld liegen bleiben. Hier fanden ihn die gegen Héricourt anstürmenden Franzosen und ließen ihn von Soldaten, die zum Sanitätspersonal gehörten, in die nächste Ambulanz tragen. Wir fragten ihn auch, aber sehr vorsichtig und leise, über den Ausgang der Schlacht bei Belfort, allein er konnte uns keine sichere Auskunft erteilen, da die Schlacht zur Zeit seiner Verwundung noch unentschieden hin= und herwogte. Er teilte uns mit, daß die Franzosen mit der größten Bestimmtheit behaupteten: sie hätten die Schlacht vollständig gewonnen, Bourbaki seie schon in Deutschland eingefallen, und der Rachekrieg habe schon begonnen. „Ich habe", sagte er, „über dem vielen Viktoria=Gebrüll und Vive Bourbaki fast das Gehör und den Verstand verloren. Es däucht mir übrigens, im Hinblick auf viele Wahrnehmungen, die ich gemacht, daß Bourbaki entweder gar nicht oder nur mit knapper Not siegte, denn sonst wäre ich hier nicht der einzige, verwundete deutsche Soldat, und sonst hätte ich in Besançon und Lyon, wo viele Hunderte meist schwer Blessierter auf dem Perron und in den Wartsälen des Eisenbahnhofes lagen, wenigstens einige verwundete Landsleute getroffen. Uebrigens muß der wahre Sachverhalt bald ans Licht kommen, da wir heute, wie ich wenigstens meine, schon den 21. Januar haben. Ich lebe nämlich, seit der Feldzug begonnen, infolge der rasch

aufeinander folgenden Ereignisse, der ewigen Märsche und Gefechte mit der Chronologie und dem Kalender auf sehr gespanntem Fuße, so daß ich oft auf Ehre und Gewissen nicht mit Bestimmtheit sagen könnte, ob der betreffende Wochentag der Montag, Mittwoch oder Samstag ist. Einen Sonntag, an dem man sich sonst in Friedenszeiten orientieren kann, gibt es ohnehin schon längst keinen mehr für mich. Ein trauriges Leben, wenn man nicht zu den verzweifelten Existenzen, zu den Vagabunden, Landsknechten oder zu den Soldaten von Profession gehört. — Sollte Bourbaki die Schlacht bei Belfort verloren haben, dann dürften meine guten Tage gezählt sein, denn dann werden die Franzosen in der Behandlung der verwundeten und kriegsgefangenen Preußen ganz andere Saiten aufziehen, und stehen mir für die Kriegsgefangenschaft in Afrika überdies traurige Tage bevor."

Der Plazkommandant von Marseille, dem wir vorgeführt wurden, erteilte uns die Erlaubnis, ohne alle Bewachung, ganz frei und lediglich nach unserem Belieben in Marseille bis zur Abfahrt des Zuges nach Nizza, umhergehen zu dürfen. Wir machten auch sogleich von dieser gütigen und rücksichtsvollen Erlaubnis Gebrauch. Da ich nicht gewillt bin, eine Reisebeschreibung zu liefern, so unterlasse ich es, von den Sehenswürdigkeiten und „Interessantitäten" Marseilles, vom alten und neuen Hafen,

von der neuen Kathedrale, vom Chateau d'If, von der prachtvollen Straße Cannebière ꝛc. ꝛc. zu berichten, doch kann ich es nicht unterlassen, hier folgenden Notizen Raum zu gewähren.

Von welcher Wichtigkeit und Bedeutung der Hafen und der Seehandel Marseilles für Frankreich ist, mag daraus erhellen, daß jährlich 25.000 Seeschiffe (Dampfer und Segelschiffe) in seinen Häfen ein- und aus denselben auslaufen, und daß sich die Zolleinnahme auf mehr als 70 Millionen Franken beläuft.

Ich erwähne ferner, daß die weltbekannte, oder, besser gesagt, sehr berüchtigte Marseillaise, ein französischer Freiheits- und Revolutionsgesang, der mit den Worten: „Allons enfants de la patrie“ beginnt, nicht, wie man zu glauben versucht ist, in Marseille, sondern in Straßburg das Licht der Welt erblickte. Ein Ingenieuroffizier, namens Rouget de Lisle, der zu Anfang der ersten französischen Revolution zu Straßburg in Garnison lag, dichtete dort, in der Nacht vom 24. auf den 25. April 1792, den Text und komponierte sogleich nachher auch die Melodie der Marseillaise, die gleichsam „Das hohe Lied" der Revolution geworden ist und in Frankreich unter allen weltlichen Liedern die größte Popularität erlangt hat. Freiwillige Soldaten von Marseille verpflanzten dieses Lied nach Paris, wo es sogleich begeisterten Anklang fand und „hymne

des Marseillais“ genannt wurde. Es ist schon behauptet worden, die Melodie der Marseillaise seie einer deutschen, von Holzmann in Meersburg, am Bodensee, komponierten Messe entlehnt (sapperlot, wessen Badensers Brust schlägt ob dieser Behauptung nicht höher!). Ich bin, leider, zu wenig Musikus, um diese heikle Frage beantworten zu können.

Ich erwähne ferner, daß der prächtige cours de Belsunce mit einem Monumente geschmückt ist, das 100 und 1000 Monumente, und wären sie auch noch so kunstreich und pompös, an Berechtigung und innerem Werte tausendfach übertrifft und in den Schatten stellt. Im Jahre 1720 wütete die Pest in Marseille. Als diese schreckliche Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hatte, starben täglich gegen 1000, und bisweilen über 1000 Personen, ja es kam so weit, daß oft 2000 Leichen tagelang in den Häusern und auf den Straßen lagen, dort in Verwesung übergingen und einen unausstehlichen, der Gesundheit höchst nachteiligen Geruch verbreiteten; es fehlte nämlich überhaupt an Personen, die fähig oder des Willens waren, die an der Pest Gestorbenen zu beerdigen. Sehr viele Arbeiter und Taglöhner, die sonst gegen eine entsprechende Geldentlohnung alle möglichen Dienste verrichten, ließen sich um keinen Preis herbei, die mit eminenter Lebensgefahr verbundene Beerdigung der an der Pest Gestorbenen oder schon in Verwesung überge-

gangenen Leichname zu besorgen. In dieser höchsten Not entschlossen sich die Militär- und Zivil-Behörden der Stadt, die Galeerensträflinge zur Beerdigung der Verstorbenen zu verwenden. Sie machten sich denselben gegenüber durch Urkunden verbindlich, denjenigen unter ihnen, die sich verpflichteten, den grauenhaften Dienst zu versehen, die Freiheit zu schenken. Von 724 Sträflingen, die sich an der Beerdigung beteiligten, erlagen in kurzer Zeit 483 der Pest. Im ganzen starben 40.000 Personen an derselben, eine furchtbare Zahl — die Hälfte der Einwohner Marseilles nämlich, da die Bevölkerung der Stadt damals blos 80.000 Seelen zählte. Unter diesen 40.000 Opfern, welche die Pest dahinraffte, befanden sich 1800 Priester, da sie mit kühner Todesverachtung den Sterbenden beistanden. Der Stadtmagistrat machte, am 7. September 1720, das Gelübde: eine große Wohltätigkeitsanstalt zu gründen, wenn Gott seinem furchtbaren Strafgericht Einhalt gebiete. Doch vergebens! Da riet die in Marseille lebende fromme Salesianerin, namens Anna Magdalena Remusat, dem damaligen Bischof von Marseille, namens Belsunce, Stadt und Diöcese in feierlicher Weise dem göttlichen Herzen Jesu zu weihen. Belsunce war ein gelehrter, ungeheuchelt frommer, sittenreiner, seeleneifriger und von heroischer Nächstenliebe begeisterter Seelenhirt, der den ihm erteilten Rat als einen

Wink von oben, als eine göttliche Eingebung, betrachtete und sich darum entschloß, Stadt und Bistum in feierlicher Weise dem Herzen Jesu zu weihen. Er forderte die für ihr Leben zitternde Bevölkerung Marseilles auf, eine feierliche Bitt- und Bußprozession durch die zur Hälfte entvölkerte Stadt zu halten, bei der er sich selbst, mit dem ganzen noch übrigen Klerus, beteiligte. Wie ehedem Karl Borromäus, im Jahre 1576, als die Pest in Mailand wütete, mit einem Strick um den Hals, eine feierliche Prozession durch die Straßen der Stadt hielt, so Belsunce in Marseille. Auch er trug bei der erwähnten Prozession einen Strick um den Hals, zum Zeichen des ihn beseelenden Bußgeistes, und daß er entschlossen seie, sich selbst Gott zum Opfer hinzugeben, sofern er die ihm anvertraute Herde verschonen würde. Nach beendigter Prozession weihte er in der Kathedrale Stadt und Diöcese feierlich dem göttlichen Herzen Jesu. Und siehe da: alsbald hörte die Pest auf! Zum Andenken an dieses wunderbare Ereignis und als Zeichen des Dankes gegen Gott, sowie der seinem Diener Belsunce schuldigen Verehrung und der Anerkennung der hohen Tugenden und Verdienste desselben, gelobten die Bewohner Marseilles, ebendemselben ein Denkmal zu errichten. Die Ausführung dieses Gelöbnisses verzögerte sich aber durch verschiedene Hindernisse, namentlich durch Revolutionen und Kriege, sehr lange;

endlich ward das Monument in diesem Jahrhundert, anno 1852, errichtet. Auf einem hohen Sockel erhebt sich das Standbild des heiligmäßigen Bischofes, der in doppelter Lebensgröße und angetan mit den bischöflichen Gewändern dargestellt ist. Um seinen Hals ist ein Strick geschlungen, dessen beide Enden bis fast auf die Füße herabreichen. Aug und Hände des erhabenen Kirchenfürsten sind gen' Himmel gerichtet — ein würdiges Denkmal, das den Bewohnern Marseilles zu hoher Ehre gereicht.

Vormittags 9 Uhr fuhren wir mit der Eisenbahn ab. Dieselbe fährt gewöhnlich in 7 Stunden nach Nizza. Ich erkläre unumwunden, daß ich mir die Fähigkeit nicht zutraue, auch nur annäherungsweise die Schönheit und Pracht, die Ueppigkeit und den Reichtum, den Reiz und Farbenschmelz, den Zauber und die Anmut, den Duft und die Wohlgerüche der riviera di Ponente von Toulon bis Genua zu schildern. Welche Feder, welcher Pinsel, welche Zunge vermöchten dieses Paradies, in welchem namentlich Hyères, die hyerischen Inseln, Fréijus, Cannes, Antibes, Nizza, Monako, Monte Carlo, Mentone, San Remo, Porto Maurizio, Albenga, Noli, Savona, Voltri und Genua liegen, würdig darzustellen oder zu schildern! Viele dieser Partien sind bezaubernd und entzückend schön und herrlich, z. B. Nizza und Monako, und dürften nur von einigen Partien des Genfer Seees, des Golfes von Neapel,

von Camaldoli und der Bucht Constantinopels übertroffen werden. Sollte einer der freundlichen Leser sich einen Hochgenuß verschaffen oder durch den Anblick einer poetischen und romantischen Natur in ekstatische Verzückungen versezen wollen, sollte jemand genötiget sein, Seebäder zu gebrauchen, oder seine kranke Lunge durch die milde Luft des Südens und den Salzduft des Meeres wiederherzustellen; sollte jemand dem rauhen Winter, den Schneestürmen und dem Glatteis seiner Heimat ausweichen wollen; so rate ich ihm: Laß dich an der riviera di Ponente nieder — sofern es deine persönlichen Verhältnisse, namentlich deine Geldmittel, erlauben! Du wandelst hier in einem Eden, du schwelgest hier in Wonne, du atmest hier balsamische Düfte, du findest hier alle Reize der Natur und den vortrefflichsten klimatischen Kurort der ganzen Welt. Die Zeit von Beginn des Monates Oktober bis Ende Mai eignet sich am besten zum Besuch der Riviera und zum Aufenthalt dortselbst. Die Preise aller Lebensbedürfnisse sind dort verhältnismäßig nicht teuer, und nehmen: die Schweiz, die Seebäder in Holland und Belgien: Ostende und Scheveningen, ferner Norderney und Helgoland die Börse viel empfindlicher in Anspruch als die Riviera. Ueberdieß aber: welche Gegend in Ostende, Scheveningen und Norderney, wenn man bezüglich dieser Seebäder überhaupt von einer Gegend reden kann oder mag! Die

zum Sterben langweilige, die fadeste Monotonie starrt dort den Badegast an! So weit das Aug reicht, nichts als Ebene, Sand, Wiesen oder Heidekraut, und sieht man es selbst den mit vieler Mühe dorthin verpflanzten Bäumen an, daß sie sich in jener Sandwüste höchst unbehaglich fühlen. Wie ein Mensch, der Sinn für Schönheit, für landschaftliche Reize und eine poetische Ader besitzt, und der überhaupt schon etwas von der paradiesigen Lage, dem Aroma und der herrlichen Luft der Riviera gehört hat, die Bäder der Nordsee aufsuchen mag, das ist mir rein unbegreiflich. Für einen Dänen oder Schleswig-Holsteiner, einen Mecklenburger oder Brandenburger, einen Holländer oder Lüneburger, für alle diese Stiefkinder der Natur, deren Aug an öde Sandflächen gewöhnt ist, und die niemals einen Hügel zu Gesicht bekommen haben, mögen die Seebäder Hollands und Belgiens, Frieslands und Helgolands gut genug sein, nicht aber für einen Menschen, der Sinn und Verständnis für herrliche, großartige und majestätische Naturszenerien besitzt oder in einem Lande geboren wurde, das reich an Naturschönheiten ist. Die riviera di Ponente ist auch Kairo weit vorzuziehen, da es in Kairo sündenteuer ist, da man dort stets von der Augenkrankheit, dem Fieber und der Dyssenterie bedroht ist, und der heillose Straßenstaub sowie der feine

Wüstensand, den der Chamsin mit sich führt, alle Fremden sehr belästigt.

Obige allgemeine Bemerkungen habe ich der nun folgenden kurzen Beschreibung unserer Reise durch den Paradiesesgarten der Riviera aus dem Grunde vorausgeschickt, um bei den einzelnen Orten derselben Wiederholungen auszuweichen und dem geneigten Leser den wunderbaren Charakter der Riviera in wenigen allgemeinen Zügen vor Augen zu halten.

Vormittags um 11 Uhr kamen wir in Toulon an. Auch hier trafen wir auf dem Bahnhof eine unübersehbare Menschenmenge, größtenteils Soldaten, die aus vollem Halse schrieeen: „Victoire, gloire, vive Bourbaki!“ Die Sache fing an, langweilig zu werden.

Toulon ist der größte Kriegshafen Frankreichs. Ich sah niemals so viel Kriegsmaterial aufgehäuft wie hier in der Umgebung des Bahnhofes, und weder in Besançon noch in Marseille waren Militär und Zivil so kreuzfidel wie hier. Das war ein Schreien, Singen, Jauchzen und Tanzen! Und all den bacchantischen Jubel hatte der Sieg bei Belfort hervorgerufen! Armes, betrogenes Volk!

Während unseres Aufenthaltes im Bahnhofe ging ein Zug, der aus sehr vielen Wagen bestand, in der Richtung nach Marseille ab. Es war ein Militärzug, der ausschließlich nur Soldaten, gardes mobiles, beförderte. Diese gardes mobiles waren

sehr gut gekleidet, sie hatten durch die Bank ganz neue Kleider an, die aber mit einer Uniform absolut keine Aehnlichkeit hatten, sie bildeten vielmehr in Farbe und Form, Schnitt und Mode eine reiche Musterkarte der verschiedensten Trachten, Geschmacksrichtungen und Liebhabereien. Dann und wann bemerkte ich auf Achsel, Brust, Arm oder Vorstößen militärische Unterscheidungszeichen bezüglich der Regiments-, Bataillons- und Kompagnie-Abteilung oder eines Ranges (Charge). Die Tornister waren nicht aus Leder, sondern aus schwarzem Tuch oder Drilch verfertigt, jedoch mit Lederriemen auf dem Rücken befestigt. Als Kopfbedeckung trug die Mannschaft Hüte (Cylinder, Filzhüte mit hohem und niederem Boden, mit breitem und schmalem Rande, von weißer, grauer, brauner oder schwarzer Farbe), Müzen, Käppi oder Tarbusch. Auch die Gewehre waren nicht von Einem Kaliber und nach Einem System fabriziert. Mit dem Exerzitium dieser schnell zusammengerafften und bunt zusammengewürfelten Garden mag es aber noch viel trauriger ausgesehen haben als mit ihrer buntscheckigen, zusammengestoppelten Kleidung. Und diese hoffnungsvollen Krieger marschierten wohin? Nach Deutschland, direkt nach Berlin, um unter Bourbakis Kommando die übermütigen Deutschen mores zu lehren und nebenbei zu brandschazen, zu sengen und zu brennen! Es war sicherlich nicht Einer unter diesen Garden, der auch nur eine leise

Ahnung davon hatte, daß Bourbakis Armee vollständig besiegt, zersprengt und vernichtet war, daß Frankreich, weil absolut kampfunfähig, sich den verhaßten Preußen auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Ob Bourbaki sich nicht öfters meiner Antwort auf seine Frage: „Wie weit ist es eigentlich von Belfort bis Berlin?" erinnert haben wird: Es ist noch sehr weit von Belfort nach Berlin —? Ich zweifle nicht daran.

Nach kurzem Aufenthalte fuhren wir von Toulon ab. Die Eisenbahn verläßt sogleich die Meeresküste und durcheilt eine fruchtbare Hügellandschaft bis Fréjus. Von hier über Cannes und Antibes bis Nizza sieht man das Meer stets zur rechten Seite.

Nach 4 Uhr kamen wir in Nizza an. Unser erster Besuch galt selbstverständlich dem Stadtkommandanten. Er gestattete uns, in einem beliebigen Hotel zu wohnen, die Stadt ohne militärische Bewachung zu besuchen und nach unserem Gutbefinden nach Mentone abzureisen.

Auf der Kanzlei des Stadtkommandanten machten wir eine sehr interessante Bekanntschaft. Wir lernten dort den Vater des französischen Diktators Gambetta kennen. Gambetta senior war ein ehrwürdig aussehender Greis mit grauen Haaren und langem, schneeweißem Vollbarte. Ich sprach kurze Zeit mit ihm über meine Erlebnisse im gegenwärtigen Krieg. Dem Vater Gambettas hat Frankreich es zu ver=

danken, daß es vor einer ebenso unerhörten Schwindelei, als unsterblichen Schmach bewahrt geblieben ist.

Nachdem der Tod, am 31. Dezember 1882, die schreckliche Geißel zerbrochen, die Frankreich sich selbst mutwillig auf den Rücken gebunden, nachdem Gambetta, am 6. Januar 1883, mit allem Pomp, auf Staatskosten, auf dem öffentlichen Friedhof Père Lachaise, beerdigt worden war, sprachen sich viele Stimmen dafür aus, den ehemaligen Alleinherrscher, zur Anerkennung seiner Verdienste, die er sich um Frankreich erworben haben sollte, im Pantheon beizusezen und ihm eben dadurch, wie einst Voltaire, Marat u. s. w. die Ehre der Apotheose zu erweisen. Diesen Plan, der wahrscheinlich zur Ausführung gebracht worden wäre, vereitelte der Vater Gambettas dadurch, daß er den Leichnam seines Sohnes auf dem Père Lachaise ausgraben, nach Nizza überführen und dort beisezen ließ.

Gambetta war in Nizza geboren. Aus Nizza stammte ein nicht minder als Gambetta der Geschichte angehörender Mann, bei dem es sehr schwer hält, ihn mit dem richtigen Ausdruck zu bezeichnen. Er wurde, namentlich in seinen späteren Tagen, und so oft er Schreibebriefe vom Stapel laufen ließ, „Heldennarr" genannt, und ein solcher war er ohne allen Zweifel. Wer aber Kopf und Herz am rechten Flecke hat und überdies Religion besizt, der wird darüber im klaren sein, daß Garibaldi nicht nur

ein Heldennarr, sondern etwas weit Schlimmeres gewesen. Und so viel ist gewiß, daß es der wahrheitsliebenden, unparteiischen Geschichtsschreibung unschwer werden wird, das Benehmen eines Monarchen gegen Garibaldi und die Entgegennahme einer Königskrone aus Garibaldis Hand mit den verdienten Worten zu schildern. Ja, Garibaldi ward in Nizza geboren, 4. Juli 1807, er starb, am 2. Juni 1882, auf der Insel Caprera und wurde, am 10. Juni, ebendort pompös, ebenfalls auf Staatskosten, beerdigt.

Wir logierten uns im Hotel des Etrangers ein, da wir beschlossen hatten, in Nizza zu übernachten. Es ist wohl selbstverständlich, daß wir uns die Gelegenheit nicht entschlüpfen ließen, während der kurzen Zeit, die uns der lichtarme Januar von seinem einundzwanzigsten Tag noch übrig ließ, von Nizza wenigstens einiges in Augenschein zu nehmen.

Nizza ist eine Weltstadt, einer der bedeutendsten klimatischen Kurorte, an welchem sich, während Spätjahr, Winter und Frühjahr, Bewohner aller Weltteile aufhalten. Namentlich von Russen, Engländern, Deutschen und Amerikanern wird Nizza stark besucht. Gesunde und Kranke strömen hier zusammen, die Gesunden, um in dem milden Klima der Riviera, während der genannten Jahreszeiten, den Unbilden des rauhen Klimas ihrer Heimat zu entgehen; die Kranken aber, um durch den Gebrauch der Seebäder und durch die Einatmung der reinen, herrlichen Luft

ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Da alle Kurgäste, die in Nizza wohnen, der gebildeten Klasse angehören, da viele derselben von adeliger oder selbst fürstlicher Abkunft sind; so herrscht in allen Gesellschaften, auf den Promenaden, in den öffentlichen Gärten sowie in den Hotels ein feiner, aristokratischer Ton.

Wir nahmen hier keine Spur von dem in Frankreich tobenden Krieg wahr, es schien, als hätte der Frieden seine Fittiche über ganz Frankreich ausgebreitet. Die preußische Uniform der drei Aerzte und meine eigene halb militärische Montur wurden vollständig ignoriert. Von französischen Soldaten bemerkten wir nur einzelne Exemplare.

Wir besuchten zuerst den jardin public. Es war prachtvolles Wetter und der Himmel ganz rein. Eine milde, aromatische Luft umfächelte uns; es war so warm, wie bei uns, in der Gegend von Straßburg, Ende Mai oder Anfangs Juni. Die vornehme Welt wogte in dem herrlichen Garten auf und ab. Eine vortreffliche Militärmusik spielte. Alle Gesträuche waren dicht belaubt, in den Beeten prangten und dufteten die herrlichsten Blumen, und riesige Palmen wiegten ihren Blätterschirm in der weichen Abendluft, die vom Meer her wehte. Welch ein Contrast zwischen hier in Nizza und dem Schauplaz des Krieges, zwischen der Ruhe und dem Frieden in diesem Paradiese und dem Kanonendonner und Waffenklirren dort, zwischen

den heiteren, jubelnden Tönen der Musik hier und dem Aechzen und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden dort! Vor wenigen Tagen lagen wir, auf Stroh gebettet, in der Totenkammer zu Chavannes und zitterten in grimmiger Kälte und für unser Leben, hier freuten wir uns des Lebens und schwammen in einem Meer von Wonne und Lust! In der elenden Herberge des Großpönitenziars bei Celle hatten wir nicht einmal genug Kartoffeln, wir litten Hunger und Durst und schwebten in höchster Gefahr, von rasenden Furien zerrissen oder von den Fäusten wütender Bauern niedergeschlagen zu werden, hier aber standen uns alle Genüsse zu Gebot, hier waren wir von der Elite der gebildeten Welt umwogt! Ja, es war ein Kontrast wie Tag und Nacht, Himmel und Hölle!

Vom jardin public begaben wir uns auf die promenade des Anglais, die an den genannten Garten grenzt. Auf der einen Seite gegen Süden wirft das Meer seine Wellen an den Damm, auf welchem sich die Promenade befindet, auf der entgegengesetzten aber erheben sich großartige Hotels oder Paläste, vor denen sich Blumenbeete hinziehen, deren Flor und Duft unser Aug und unsern Geruchsinn erfreuten. Man wandelt hier in einer Palmenallee, zwischen schäumenden Meereswogen und kosenden Blumenbeeten.

Von der Stadt selbst konnten wir nur noch den beiden Straßen rue de France und du prince impérial einen kurzen Besuch abstatten. In der ersten sahen wir das Marmorkreuz, welches zur Erinnerung an die Zusammenkunft Kaiser Karl V. mit König Franz I., im Jahre 1538, errichtet wurde; in der leztern aber das Bronze-Standbild des in der Nähe Nizzas gebornen Marschalls Massena, der zuerst Bauernknecht und dann Soldat wurde. In 14 Jahren hatte er es nur bis zum Feldwebel gebracht, weßwegen er seinen Abschied nahm. Aber schon im folgenden Jahr nahm er wieder Kriegsdienste, und zwar als gemeiner Soldat, und schon nach 4 Jahren war er Divisionsgeneral. Unter Napoleon I. kämpfte er in Italien, Deutschland und Spanien, ward 1804 Marschall und starb in Paris, 1817.

Es war schon völlig Nacht, als wir in unser Hotel zurückkehrten.

Ich, der Verfasser dieser Erlebnisse, bemerke hier, daß der Schloßberg in Nizza einen prachtvollen Ueberblick und eine entzückende Rundschau auf Land und Meer, die Seealpen und die Stadt Nizza darbietet. Ich wohnte im Jahre 1877, während des ganzen Monates Mai in Nizza und bestieg an jedem Tag, der eine günstige Aussicht bot, diesen 100 Meter hohen Berg und verträumte dort viele

Stunden der süßesten Freude und des idealsten irdischen Genusses.

Am 22. Januar gingen wir, ich sage nicht unter Bewachung des uns beigegebenen Gendarms, sondern in dessen Begleitung — denn die Bande der Gefangenschaft lockerten sich immer mehr, und unser Transport bis zur italienischen Grenze war, von Marseille an, eine unbeschreiblich schöne Spazierfahrt — um 8 Uhr auf den Bahnhof und fuhren um 9 Uhr mit dem Zuge ab.

Bald erreichten wir Monako und Monte Carlo, die bereits blos durch die Schienen der Eisenbahn von einander getrennt sind. Monako, diese kostbare Perle unter allen Naturschönheiten, ligt auf der geräumigen Terrasse eines Felsens, der sich isoliert aus dem Meere erhebt. Die Stadt ist mit einer Festungsmauer umgeben, hinter welcher sich das fürstliche Schloß und einige Türme erheben. Monako ist nämlich ein ganz kleines, aber selbstständiges Fürstentum.

Der um die Geographie hochverdiente Dr. Daniel, ein scharfblickender, geistreicher Mann, nennt im II. Teil seines Handbuches der Geographie, S. 520, dieses Fürstentum ein „monarchisches Liliput" und legt dem Beherrscher dieses gewaltigen, eine halbe Quadrat-Meile großen und 1200 Seelen zählenden Fürstentums, S. 521, folgende Befugnisse bei: „Der Fürst kann Adelsbriefe und Titel verleihen, Geld

schlagen, Armeen aufstellen und Flotten ausrüsten, und nichts stände ihm im Wege, wenn er Frankreich oder Rußland den Krieg erklären wollte." Ich selbst (der Verfasser) habe mit eigenen Augen auf dem aus einem Blumenbouquet sich erhebenden Felsenkegel, auf dem Monako ligt, sowohl vor dem fürstlichen Schloß als auch in den Schießscharten der Festungswerke eigentliche, wirkliche, wahrhaftige und dazu noch ziemlich große Kanonen gesehen, die mir aber in diesem monarchischen Liliput viel weniger gefielen als die Fidelität einiger Seefische und die Turnübungen, die sie in meiner Gegenwart vornahmen. Ich sezte mich auf der nach Süden gelegenen Terrasse des Plateaus nieder und genoß dort in vollen Zügen, über eine Stunde lang, einen Anblick, eine Aussicht, eine Rundschau, die einzig in ihrer Art ist, und der sicherlich kein anderer Aussichtspunkt der Welt Konkurrenz machen wird. Als ich mich erhoben und von dem entzückenden Punkte verabschieden wollte, gewahrte ich ein Schauspiel, das nur wenigen Reisenden, und mögen sie auch alle fünf Weltteile, Land und Meer durchwandern und durchschiffen, zu teil wird. In einer Entfernung von circa 200 Fuß von dem jäh ins Meer abstürzenden Felsenkegel schwamm eine lange Kette von Seefischen, mindestens 40 Stück, jedes über Mannsgröße, von Süden nach Norden. Wie auf Kommando schnellte einer um den andern 4 bis 5

Fuß über den Wasserspiegel empor, schlug in der Luft einen Purzelbaum und patschte dann ins Wasser. Weiß man wohl: der Neid ist eine Todsünde, und soll man sich aus allen Kräften gegen dieses Laster wehren, und ich hab mich auch gegen dasselbe gewehrt, aber, Gott soll mirs verzeihen, ich bin in dieser flagranten Versuchung schmählich unterlegen, ich habe nämlich jene Seebewohner, denen es offenbar kannibalisch wohl gewesen, um ihr herrliches Quartier, um ihre Fidelität und um ihre Meisterschaft in der Gymnastik, um ihre Kunst: so korrekte und elegante Purzelbäume zu schlagen, beneidet. Kein Wunder, dachte ich damals, daß es euch in eurem schrankenlosen Element, in einem solchen Paradies und in solchem Klima kannibalisch wohl ist, daß ihr vor Lust und Freude emporschnellt, dieses herrliche Eden betrachtet und dann vor Wonne und Wollust einen Purzelbaum schlagt! Wäre es doch wahrhaftig eine Todsünde, eine schwere Unterlassungssünde, wenn ihr nie über den Wasserspiegel emporschnellen und nie den blühenden Garten betrachten würdet, in dem euch Gott geboren werden ließ.

Der ganze Berg, auf dem sich Monako befindet, ist mit Gebüsch und Blumen überwachsen. Monte Carlo hat prachtvolle, den Berg hinangebaute Paläste, Villen, Terrassen, Park' und Gärten. Ich habe nie und nirgends etwas Reizenderes und Geschmackvolleres gesehen.

Doch kein Paradies ohne Schlange! Ja selbst eine Hölle, nicht blos eine giftige Schlange ist in Monako — eine Spielbank nämlich. Der unter allen regierenden Fürsten der Welt bis zur Lächerlichkeit kleine Fürst von Monako bezieht von der ihm gehörenden Spielhölle einen Pachtertrag von 2 Millionen Franken. Unzählige opfern hier ihr ganzes Vermögen und stürzen Eltern, Weib und Kinder in Armut und Verzweiflung. Jährlich legen viele unglückliche Spieler Hand an sich selbst; so hatten sich z. B. im Jahre 1886, blos bis zum 1. August, 71 Spieler ums Leben gebracht!

Um 11 Uhr waren wir in Mentone — einem berühmten Kurorte, der eine äußerst günstige Lage und eine herrliche, fruchtbare Umgebung hat. Wir besuchten flüchtig die Promenade und den jardin public. Es war ein brillanter Tag. Die lustwandelnden Kurgäste trugen leichte Sommerkleider und schüzten sich gegen die heißen Sonnenstrahlen durch aufgespannte Umbrellen. Unser Gasthof lag am Meeresufer und war von einem reizenden Garten umgeben. Es war hier so wunderschön, lieblich und angenehm, daß wir beschlossen, nicht im Speisesaal, sondern im Garten das Mittagsmahl zu halten. Im Schatten außerordentlich großer Orangen-, Citronen- und Limonienbäume, die mit reifen Früchten behangen waren, und umgeben von den reizendsten Blumenbeeten, in denen eine prachtvolle, meist tropische

Flora all ihre Reize entfaltete und die süßesten Düfte ausatmete, ließen wir uns nieder und wiesen den Kellner an, uns das Essen an diesem einzig schönen Ort zu servieren. Es dürfte uns manches gekrönte Haupt und mancher Krösus um unser Mittagsmahl im ersten Hotel Mentones, in diesem Zaubergarten. am Ufer des Meeres, dessen flutbewegte Wellen den Fuß der Felsenklippen peitschten, beneiden. Im Hinblick auf die uns umgebende Landschaft, die uns wie ein Feenmärchen aus „Tausend und eine Nacht" anlächelte, in Erwägung, daß uns in nächster Nähe — eine halbe Stunde von hier entfernt — die goldene Freiheit winkte, und im Andenken an alle Leiden und Schmerzen, Gefahren und Schrecknisse, die wir erlebt und, Gott sei Dank, glücklich bestanden und überwunden hatten, bestellten wir ein verhältnismäßig flottes Mahl. Wer will und wird es uns verargen? Und es war wirklich hochfein, und hatte der vino d'Asti, der unser Mahl trefflich würzte, sich desselben nicht zu schämen.

Wir speisten heute zu fünft, da wir unsere sauve-garde, den Gendarm, zu Tisch geladen hatten. Ich will seiner hier mit einigen Worten gedenken. Er war ein alter Militär in vorgerückten Jahren, aber noch sehr wohlerhalten, kräftig und stramm. Er hatte rein soldatische Manieren, besaß vielen Takt und war nicht ganz ohne Bildung. Er zeigte

sich weder anmaßend noch devot, weder unbescheiden noch spröd, weder prahlhansig noch bettelhaft. Schon als Jüngling wurde er Soldat und gehörte seitdem immer dem Militärstande an. Auf der langen Tour von Lyon bis hierher erzählte er uns in anschaulicher Weise und mit sehr beredten Worten einige Erlebnisse aus den Feldzügen, die er mitgemacht hatte. Er kämpfte in der Krim, während des französisch-englisch-türkischen Krieges gegen Rußland, in den Jahren 1854 und 1855. Er hatte den Feldzug gegen Oesterreich, anno 1859, mitgemacht, und lag mehrere Jahre in Oran, Algier und Constantine, in Afrika, in Garnison. Er hatte dort an einigen Gefechten gegen Beduinenstämme, die unter Abdelkaders Kommando standen, teilgenommen. Den genannten Häuptling, der den Franzosen mehrere Jahre sehr arg mitgespielt und sich endlich, 1847, ergeben hatte, kannte er persönlich. Er lag, vor längerer Zeit, zwei Jahre lang in Straßburg in Garnison, aber trozdem verstand er weder, noch sprach er ein deutsches Wort. Dieser alte, wetterharte, vielerfahrene Soldat und Biedermann hing mit Leib und Seele an dem abgedankten Napoleon, an der Monarchie und konnte sich durchaus nicht mit der Republik oder gar mit der Diktatur Gambettas befreunden. Er hatte, was Politik anbelangt, manche sehr gesunde Ansichten. Den gegenwärtigen deutsch-französischen Krieg betreffend, war er, aus Rücksicht auf uns, in

seinem Urteil vorsichtig und zurückhaltend. Es sind mir im Leben wenige Menschen begegnet, die so taktvoll, korrekt und untadelhaft in ihrem Benehmen und Betragen waren, wie dieser Gendarm. Welch ein ungeheurer Unterschied zwischen ihm und jenen Kannibalen, die uns von Chavannes nach Celle eskortierten!

Nachdem das Essen, das in Anbetracht seiner Güte und Fülle gar nicht teuer war — wir hatten nämlich blos 28 Franken zu bezahlen, so daß also 5 Franken 60 Cent. auf die Person trafen, mußten wir die nötigen Vorkehrungen treffen, um unsere Weiterreise nach Genua zu bewerkstelligen. Damals war nämlich die Eisenbahn von Mentone bis Savona wohl im Bau begriffen, aber noch nicht vollendet. Wir mußten also entweder mit der französischen Post (messagerie) oder mit einem Lohnkutscher (vetturino) von hier bis Savona fahren.

Wir begaben uns zunächst auf das Postbureau und erkundigten uns nach der Abfahrtszeit des Wagens nach Savona und nach dem Preise für diese Fahrt. Von Mentone fuhr der Postwagen zweimal, morgens und abends, nach Savona, und kostete ein Plaz im coupé 37 ½ Franken und im interieur oder banquette (Langraum) 30 ½ Franken. Die Dauer der Fahrt von Mentone bis Savona betrug 15 Stunden. Die Lohnkutscher bedurften in der Regel 2 Tage zu dieser Fahrt, weil sie unterwegs

übernachteten und die Pferde ausruhen ließen. Man konnte jedoch mit einem Lohnkutscher auch in 15 Stunden Savona erreichen, sofern er mit andern Lohnkutschern in Verbindung stand, und darum mittewegs nicht übernachtete, sondern mit ausgeruhten Pferden bis nach Savona fuhr. Was die Preise für die Fahrten dieser Lohnkutscher anbelangte, so unterlagen dieselben keinem fixen Tarif, sondern sie hingen lediglich von der freien Vereinbarung zwischen dem Reisenden und dem Vetturin ab. Diese Kutscher sind nun ohne jede Ausnahme von dem Wahne besessen, daß jeder Fremde, gleichviel welcher Nationalität er angehört, ein steinreicher Mann ist, der sich glücklich preist, wenn er um einige Napoleons erleichtert wird, oder der motu proprio, aus eigenem Antrieb, recht tief in die Börse greift, generös bezahlt und nicht knauserig etwas von dem geforderten Preise abhandelt oder heruntermarktet. Sie sind bei Normierung ihrer Preise von einer fabelhaften Unverschämtheit und steigern ihre Forderungen, namentlich bei längeren Touren, ins ungeheuerliche. Wie man den Saft der Citronen auspreßt, so pressen diese vetturini dem Fremden Geld ab.

Da wir zu Viert waren, und die Fahrt mit einem Privatfuhrwerk angenehmer und bequemer ist als mit dem Postwagen; so beschlossen wir, mit einem Vetturin zu fahren. Der betreffende Kut-

scher forderte nun für die Fahrt in einem zweispännigen Wagen, und sofern dieselbe, was wir verlangten, in 18 Stunden zurückzulegen wäre, 250 Franken — ein horrender, unsinniger Preis! Als wir seine Forderung als einen schlechten Wiz oder eine Lächerlichkeit bezeichneten, ermäßigte er den Preis auf 200 Franken; als wir auch diesen für zu hoch erklärten, ging er auf 180, dann auf 160 und zuletzt auf 150 Franken herunter. Von diesen 150 Franken wollte er aber durchaus nichts mehr abmarkten lassen. Wir hatten aber in unserem Hotel erfahren, daß man für einen zweispännigen Wagen zu 4 Personen für die achtzehnstündige Fahrt nach Savona herkömmlich zwischen 100 und 120 Franken bezahlt. Wir boten dem Vetturin daher 100 Franken. Ueber dieses Gebot gebärdete er sich nun wie närrisch, er schrie und gestikulierte mit seinen Armen wie eine Windmühle. Als wir aber keine Miene machten, ihm mehr zu bieten, gab er sich den Anschein, als wolle er von diesem schmählichen Handel nichts mehr wissen, und kehrte uns den Rücken. Doch wir blieben bei unserem lezten Angebot und wandten auch ihm den Rücken. Nun besann er sich schnell eines Bessern, er lief uns nach und erklärte, daß er um 120 Franken fahren wolle — das war der herkömmliche Preis, und darauf gingen wir ein, machten einen schriftlichen Vertrag und erwähnten in demselben ganz besonders, daß in dem Fahrpreise ad

120 Franken alles inbegriffen sei, Trinkgeld für ihn und in den Hotels sowie sogenannte Weggelder. Also 130 Franken hatte er ursprünglich zu viel gefordert, und wenn wir aus Einfalt des Herzens ihm dieses Heidengeld bezahlt hätten, so würde er es zuverlässig ohne Gewissensskrupel einkassiert haben.

Um 3 Uhr des Nachmittags fuhren wir von Mentone ab. Unser Gendarm verließ uns auch jezt noch nicht, denn wir waren ja noch immer auf französischem Boden und darum Kriegsgefangene. Er sezte sich zum Kutscher auf den Bock und fuhr bis zur italienischen Grenze, pont st. Louis, eine halbe Stunde von Mentone entfernt. Unser Wagen mußte hier so lange verweilen, bis die Zollrevision vorgenommen war. Der Gendarm stieg nun vom Bock, trat an den geöffneten Kutschenschlag, salutierte und meldete, daß wir hier aus der französischen Kriegsgefangenschaft entlassen seien. Dann überreichte er uns ein Dokument, das vom Plazkommandanten in Lyon ausgestellt und unterzeichnet war, und das uns nötigenfalls auf der Reise durch Italien und Tirol als Paß oder Legitimation dienen konnte. Gerührt reichten wir dem unter den Waffen ergrauten und nur seiner Dienstpflicht lebenden Franzosen die Hand zum Abschiede.

Eilftes Kapitel.

Goldene Freiheit und rasche Heimkehr.

Endlich waren wir frei. Wir hätten vor Lust und Wonne jauchzen mögen. Nur wer erlebt, erduldet und gelitten, was wir erlebt, erduldet und gelitten, der kann und wird die Freiheit schäzen, der kennt ihren Wert, der begrüßt sie mit Begeisterung und Entzücken und wirft sich wonnetrunken in ihre Arme. Ich dankte Gott und der gnadenvollen Jungfrau für ihren Schuz und Beistand. Vor 10 Tagen war ich dem Tode geweiht, und jezt atmete ich in gierigen Zügen die Luft der Freiheit in einem irdischen Paradiese.

Die Reise zu Wagen auf der Landstraße von Mentone nach Savona bietet stete Abwechslung und hohen Genuß. Der Weg führt bald über Landzungen, in die sich ein Ausläufer der Seealpen erstreckt, bald durch bewaldete Hügel, bald durch sorgfältig kultivierte Täler, bald an Felswänden hin und gewährt stets den unbeschreiblich großartigen Ausblick auf das Meer, das, nach eingetretener Ebbe, von einem sanften Zephyr leicht geschaukelt, wie flüssige Bronze in grün, blau, violett und purpur glüht. Wie oft nötigte mir der Anblick des Meeres und seiner herrlichen Ufer die Worte ab: Ah, que la mer est belle, et que ces bords — ci sont admirables et enchanteurs! — Ah, wie schön ist

das Meer, und wie bewunderungswürdig und entzückend sind diese Ufer! Welch ein Bild, welche Landschaft, welche Szenerie! Hier jäh abstürzende Felswände, dort überhängende, drohende Felspyramiden; hier gähnende Abgründe, dort tobende, schäumende Bäche und Kaskaden; hier epheuumrankte, altersgraue Schloß- oder Turmruinen auf steilen, meerumbrandeten Felsklippen, dort abenteuerliche Burgen, die wie Adlerhorste von unzugänglich scheinenden Felsriffen in die Tiefe herabschauten; hier zahllose Olivenbäume mit ihren alten, knorrigen Stämmen, dort Reben, Citronen-, Orangen-, Feigen- und Mandelbäume; hier Oleander, Myrthen, Lorbeer, Cactus und Aloë, dort schlanke Cypressen und Palmen; hier ansehnliche Städte in reicher Umgebung, dort malerisch-reizend auf Hügeln gelegene Dörfer; hier prachtvolle Villen in Gärten und Parkanlagen, dort Kapellen und Kirchen — und dieses majestätische Bild ist nordöstlich von den mächtigen Seealpen, deren Scheitel mit Schnee und Eis bedeckt ist, südwestlich aber von dem mittelländischen Meere, das in allen Farbentönen brilliert, aufs kostbarste umrahmt. Ja, welch ein Bild! Ja, komm und genieße, lieber Leser, diese Pracht und Herrlichkeit, wenn du Zeit und Geld dazu hast!

So fuhren wir dahin, und unsere Augen wurden müde vom Bewundern dieser Pracht und Herrlichkeit. Schade nur, daß man oft auf diesem Wege, wenn

man denselben zu Wagen zurücklegt, für sein Leben bangen muß, denn nirgends, auch nicht an den gefährlichsten Stellen, wo Abgründe gähnen, und die Straße sehr steil abwärts führt, ist ein Abweiß- oder Prellstein, eine niedere Mauer oder ein Geländer angebracht. Und ebenso schade ist's, wenn man während der Nacht durch diese paradiesische Gegend fährt. In San Remo wurde umgespannt. Ich benützte diesen Aufenthalt, um die in der Nähe unseres Gasthofes, auf einem mäßigen Hügel liegende Kirche zu besuchen. Alle Glocken läuteten und riefen die Gläubigen zu einem Abendgottesdienste — es war nämlich Sonntag. Von allen Seiten stiegen die Remonesen zur Kirche hinan, die sehr romantisch von schlanken Cypressen umgeben ist. Ich betrachtete zuerst vom Vorplaz der Kirche aus die herrliche Gegend, dann betrat auch ich die Kirche und verrichtete ein kurzes Gebet, denn es war mir nicht gestattet, dem ganzen Gottesdienste beizuwohnen, weil ich nicht frei über die Zeit disponieren konnte.

Dieser Besuch der Kirche in San Remo an einem Sonntag hat mich sehr wehmütig gestimmt und sehr traurige Erinnerungen in mir wachgerufen. Ich hatte seit 5 Monaten keine Kirchenglocken mehr läuten gehört, und ebenso lang kannte ich keinen Unterschied zwischen einem Sonn- oder Werktag, denn ich war vom Kriege umtobt, Kanonen donnerten, ohne nach dem Wochentage zu fragen, Schlachten

und Treffen wurden geliefert, ohne Rücksichtnahme auf die im Kalender mit roten Lettern gedruckten Tage, wir marschierten, bivouaquierten, avancierten und retirierten, ohne von der Chronologie Notiz zu nehmen. Ich hielt feierlichen Militärgottesdienst, wenn es die Umstände erlaubten, gleichviel ob es ein Werk- oder Sonntag war. Seit 5 Monaten konnte ich aus dem äußeren Erscheinen meiner Umgebung den Sonntag, den Tag des Herrn, nicht mehr erkennen. Seit 5 Monaten war rings um mich her keine Sonntagsruhe, keine öffentliche Sonntagsheiligung, keine Sonntagsfreude, die Glocken waren verstummt, die Waffen klirrten und der Erdboden erzitterte beim Bombardement und dem grausigen Spiel der Batterieen. Während des Kriegs dürfen die Glocken nicht geläutet werden. Außer dem Tosen der Schlacht und dem Aechzen und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden auf dem Schlachtfeld, herrscht auf dem Kriegstheater eine unheimliche, peinliche Stille. O Krieg, du bist nicht nur eine blutige Geißel für Freund und Feind, für Schuldige und Unschuldige, du verwandelst nicht nur fruchtbare Gefilde in Wüsten und Einöden und Städte und Dörfer in Ruinen und Schutthaufen, du schlägst nicht nur zahllose Wunden, und mähest Tausende ins Grab, du reißest nicht nur die Söhne aus den Armen ihrer Eltern, Gatten von der Seite ihrer Gattinen und Väter von der Wiege ihrer

Kinder, du pressest nicht nur ein Meer von Tränen Millionen Augen aus und brichst zahllose Herzen — schon das wäre des Frevels mehr als genug, sondern du vergreifst dich auch an einem Heiligtum, das wegen seiner göttlichen Einsezung und wegen seines erhabenen Zweckes unantastbar sein sollte — am Sonntag, am Tag des Herrn! Die Folgen der Entheiligung des Sonntags sind schrecklich schwer und verhängnißvoll. Unzählige Soldaten verwildern und verkommen während eines Krieges weniger durch das Töten des Feindes in der Schlacht, durch Bivouaquieren und Plündern, sowie dadurch, daß sie steter Lebensgefahr ausgesezt sind, und ihnen in Feindesland Meuchelmord droht, sondern ganz besonders dadurch, daß sie durch Entbehrung des Gottesdienstes dem Christentum entfremdet werden, daß sie der Weihe und des Segens der Sonntagsheiligung verlustig gehen, und daß ihnen nicht durch die Predigt ihre Christenpflichten eingeschärft werden. Kein Christ ist empfänglicher für die Gnaden und Segnungen des Christentums als der Soldat im Krieg, in steter Lebensgefahr und unter furchtbaren Strapazen. Aber auch an niemand rächt sich so bitter und nachhaltig der Mangel an religiöser Pflege und die Entheiligung des Sonntags während vielen Monaten, wie am Soldaten, da er täglich und stündlich den größten Versuchungen zu allen möglichen Sünden und Lastern ausgesezt ist und in Ge-

fahr schwebt, zu verwildern und moralisch zu verkommen.

Vor 8 Tagen, am 15. Januar, verlebte ich auch einen Sonntag, aber wie entsezlich und trostlos war jener Tag des Herrn für mich! Ich wurde als Kriegsgefangener nach Besançon eskortiert und verbrachte die Nacht auf dem dortigen Bahnhof unter Umständen, die nicht trauriger und erbärmlicher gedacht werden können. Ich werde jenes Hundeloch, in das ich mich verkroch, um endlich der Beschimpfung, der Quälerei und Mißhandlung durch übermütige und siegestrunkene Kannibalen zu entgehen, nie vergessen. Ja, ja, das war freilich auch ein Sonntag, ein Tag des Herrn, aber ein Sonntag im Krieg, der Sonntag eines Kriegsgefangenen, der Tag des Herrn Mars und der Madame Nemesis.

Wir fuhren sogleich weiter, als ich mich vom Kirchenbesuche ins Hotel zurückbegeben hatte. Der Abend war wunderbar schön, die untergehende Sonne goß einen unbeschreiblichen Zauber über Himmel, Land und Meer. Eine so brillante Abenddämmerung habe ich in meinem ganzen Leben noch nie gesehen. Endlich breitete die Natur einen Schleier über das schönste Werk, das sie, in landschaftlicher Beziehung, hervorgebracht. Um das reizende Panorama, das heut an meinen Augen vorübergegangen, desto tiefer meinem Gedächtnisse einzuprägen, schloß ich dieselben, aber das wachende Phantasieren führte mich

gar bald in das Reich der Träume — ich entschlummerte sanft und verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem ich erst gegen 11 Uhr erwachte, als der Wagen in Albenga anhielt. Während die Pferde gewechselt wurden, aßen wir zu Nacht und fuhren dann flott gegen Savona. Nach kaum einstündiger Fahrt hielt der Wagen an, der Kutscher riß die Türe auf und verlangte herrisch und barsch 2 Franken Brückengeld. Er sagte, der Wagen habe hier eine Brücke zu passieren, und dafür seien für 5 Personen und 2 Pferde 2 Franken zu bezahlen. Wir erklärten hierauf ganz kategorisch, daß laut Vertrag alle Auslagen für die Fahrt, also auch Brückengeld, in dem vereinbarten Preis ad 120 Franken inbegriffen seien; wir bezahlten also keinen Centesimo an den geforderten Lire, und damit basta. Aber nun erhob der Rosselenker einen heidenmäßigen Spektakel mit schimpfen und fluchen und erklärte ebenso kategorisch, daß das Brückengeld in dem Fahrtenpreise nicht inbegriffen sei, und daß er so lange nicht weiter fahren werde, bis wir die 2 Lire bezahlt haben würden. Nun bewiesen wir aber dem Schlingel, der uns offenbar um 2 Franken prellen und an uns eines der bekannten Vetturini-Bravourstücke zur Ausführung bringen wollte, daß wir ächte Deutsche sind. Wir zogen, ohne ein Wort zu entgegnen, das Kutschenfenster zu, verriegelten dasselbe und verharrten in einer stoischen Ruhe. Und das half.

Nachdem er sich einiger Ausdrücke bedient, die ausschließlich dem Konversations-Lexikon der Kutscher und Stallbedienten angehören, fuhr der abgeblizte Schlingel weiter.

Am Morgen des 23. Januar, nachdem die Natur den sternenbesäten Schleier, den sie während der Nacht über das herrliche Panorama der Riviera geworfen, mit rosigem Finger zuerst leicht gelüftet und dann von Minute zu Minute höher gehoben, bis sie ihn endlich in blauen, ätherischen Duft verwandelt hatte, sezte ich mich zu unserem Poltron, blinden Lärm Schläger und „Fränklijäger" — alles in Einer Person — dem aber unsere stoische Ruhe gewaltig imponiert hatte, auf den Bock, um die Luft und Wonne des Anblickes der herrlichen Landschaft in gierigen Zügen zu trinken. Eine Fahrt auf der Riviera in den jungen Tag, in den rosigen, duftigen Morgen hinein, das ist ein ganz eigenartiger, außerordentlicher Hochgenuß. Von einer unangenehmen Morgenkälte oder Frische keine Spur — am 23. Januar! Es war eine äußerst behagliche Temperatur, und eine Luft, so sanft und weich, so aromatisch und erquickend, daß ich wünschte, Flügel zu haben, um mich in diesem tropischen Luftmeer wiegen zu können und zu dürfen.

Nach 7 Uhr war das Ziel unserer Fahrt erreicht — Savona, eine Stadt von 26.000 Einwohnern, romantisch gelegen und von einem starken,

riesigen Fort verteidiget. Wir besichtigten in Kürze diese Stadt, namentlich den Dom, der aber als Kathedrale eines Bischofes wohl etwas reicher und geschmackvoller sein dürfte. Savona hat besonders dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt, daß Napoleon I. den greisen Papst Pius VII. hier 2 Jahre, von 1809—1812, in Gefangenschaft hielt. Nachdem wir uns in einem Hotel durch Speis und Trank zur Weiterreise nach Genua gestärkt, und dabei mit der doppelten Wirtskreide Bekanntschaft gemacht hatten, begaben wir uns auf den Bahnhof und fuhren kurz nach unserer Ankunft ab; doch konnten wir nicht direkt nach Genua gelangen, da das Meer vor kurzer Zeit den Bahndamm bei Pegli beschädigt und die Kommunikation unterbrochen hatte. Wir mußten also aussteigen, eine Strecke weit per Wagen fahren und konnten dann den Zug wieder besteigen. Als die Abenddämmerung hereinbrach, langten wir in Genua an.

Vor allem eilten wir zum k. preußischen Generalkonsul, denn wir sehnten uns nach zuverlässigen, authentischen Nachrichten vom Kriegsschauplaze, namentlich über den Ausgang der Schlacht bei Belfort. Der preußische Konsul empfing uns auf's freundlichste und liebenswürdigste, und von ihm erfuhren wir endlich, welchen Ausgang die Schlacht bei Belfort genommen. Wir waren selbstverständlich darüber hocherfreut.

Aber wir erfuhren noch mehr, noch weit mehr, wir erfuhren ein Ereignis, das für Deutschland und für Europa, ja für alle zivilisierten Völker des Erdbodens, von hohem Interesse war, ein Ereignis, das uns in freudige Aufregung versezte: die Wiederherstellung des deutschen Reiches, die Erneuerung der deutschen Kaiserwürde, die Ernennung des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser. Nach vorausgegangenen Unterhandlungen mit den souveränen Staaten Deutschlands, die zum Abschluß von Verträgen mit dem norddeutschen Bundes-Präsidium führten, trug der König von Baiern, Ludwig II., am 3. Dezember 1870, dem Oberhaupt des norddeutschen Bundes die deutsche Kaiserkrone an. Der norddeutsche Reichstag übersendete dem König von Preußen, am 18. Dezember 1870, durch 30 Abgeordnete eine Adresse nach Versailles, die denselben im Namen der souveränen Fürsten und der freien Städte Deutschlands bat, das deutsche Reich wieder aufzurichten und den Titel „Deutscher Kaiser" für sich und seine Nachfolger aus dem Hause der Hohenzollern anzunehmen. Die Kaiserproklamation erfolgte dann wirklich am 18. Januar 1871 im großen Spiegelsaale zu Versailles, in Gegenwart einer illustern Versammlung von deutschen Fürsten, Staatsmännern und Generälen. So hatte denn der, von den Franzosen mutwillig provozierte Krieg den französischen Kaisertron zertrümmert, Deutschland geeinigt, ein deutsches

Reich geschaffen und an dessen Spize einen Kaiser gestellt. Die Proklamation des neuen deutschen Kaisers an das deutsche Volk enthielt die inhaltschweren Worte: „Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schüzen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestüzt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Nachdem auch die Geldangelegenheit — ein bedeutender Vorspann, um nach Deutschland zu kommen — bereinigt war, verabschiedeten wir uns vom preußischen Konsul und gingen in das uns von ihm empfohlene Hotel de France in der Straße Bogino.

Genua heißt sonst la superba, die prächtige, die stolze Stadt, und das ist Genua auch — was seine Lage, seine Paläste, Kirchen, Sammlungen, Spazier=

gänge und Aussichtspunkte sowie sein Klima anbelangt, aber heute verdiente es, wenigstens in meteorologischer Beziehung, seinen prunkenden Namen nicht, man hätte es, ohne ihm eine Ehrenkränkung anzutun, la fangosa oder lotosa nennen können. Als wir von Pegli abfuhren, trübte sich der Himmel, aschgraue Wolkenmassen wälzten sich von den ligurischen Apenninen über Genua, kühlten die Temperatur bis zur Ungemütlichkeit und zur Erweckung des Frostgefühles ab, übergossen die amphitheatralisch den Berg hinangebaute Stadt mit einem Regenstrom und hüllten sie in Wolkenschleier und Nebel ein.

Der jüngste der Militärärzte, Herr Aenstoots, fühlte sich etwas unwohl und ließ daher sein Zimmer heizen. Die zwei andern Aerzte und ich, wir begaben uns in das behaglich erwärmte Zimmer des Herrn Aenstoots, rückten Stühle zum französischen Kamin und besprachen uns über die Fortsetzung unserer Reise. Die Herrn Aerzte, die sich erstmals in Genua befanden, waren der Ansicht, daß es denn doch unverzeihlich wäre, in Genua gewesen zu sein, und diese berühmte, prachtvolle Stadt nicht besichtigt zu haben. Sie faßten daher einstimmig den Beschluß, den 24. Januar in Genua zu bleiben und mit möglichster Beschleunigung die interessantesten Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Denselben Beschluß faßten sie, bezüglich Mailands, für den 26. Januar.

Da ich unmittelbar vor dem deutsch-französischen Krieg eine Reise nach Italien unternommen und mich auf derselben in Genua und Mailand je acht Tage aufgehalten, diese zwei Städte also gründlich kennen gelernt hatte; hielt ich es, was meine Person betraf, für eine Zeitverschwendung, für Genua und Mailand zwei volle Tage zu opfern. Was dagegen den Entschluß der drei Aerzte anbelangte, so konnte ich denselben nur billigen; ich erklärte also meinen drei Leidensgefährten, daß ich mit dem nächsten Schnellzuge nach Deutschland abreisen, und den dadurch gewonnenen Vorsprung dazu verwenden wolle, der teueren Heimat einen Besuch abzustatten. Ich wolle dort so viele Tage verweilen, als sie zur Besichtigung Genuas, Mailands und Münchens aufzuwenden gedächten, also wahrscheinlich drei Tage. Von Straßburg aus möchten sie mir dann nach Endingen telegraphisch ihre Rückkehr anzeigen, worauf ich sogleich zu ihnen eilen und in ihrer Gesellschaft aufs Kriegstheater zurückkehren werde. Nun — der Mensch denkt, und Gott lenkt: es kehrten nur drei aufs Kriegstheater zurück.

Ich bedauerte sehr, daß teils das abscheuliche Wetter, teils die Kürze der Zeit es nicht gestatteten, wenigstens den zwei herrlichsten Punkten Genuas, der Kuppel der Kirche Santa Maria di Carignano mit der weltberühmten Aussicht auf Genua, den Hafen, das Gebirg, das Meer und die Riviera,

und der unvergleichlich schönen Acqua Sola mit der Villa Negro einen Besuch abzustatten.

Abends um 8 Uhr fuhr der Schnellzug von Genua ab. Er legt den Weg bis München in 23 Stunden zurück, und kostet ein Billet II. Klasse von Genua bis München 73 Franken und 25 Cent. Dieses Billet schoß eine fatale Bresche in meine Börse. O, der heillosen Dragoner, die mich auf dem Schlachtfeld bei Chavannes gefangen nahmen! Was hat mich ihre Jagd auf „zahmes Wild": Feldpater und Militärärzte, Geld gekostet, von all dem Jammer und Elend, der Todesangst und den Tränen, die in ihrem Gefolge waren, gar nicht zu reden! Doch, wer weiß, wozu ihre Jagd und meine Kriegsgefangenschaft gut waren! Jedenfalls ist so viel gewiß, daß das Resultat jener Dragonerjagd nicht nur die Erbeutung eines Feldpaters, sondern auch die Verfassung dieses Buches war, und darum bin ich, das zweite Resultat anbelangend, der Beutegier jener Dragoner eigentlich noch zum Dank verpflichtet.

Der Zug passiert, wenn er Genua verläßt, mehrere Festungswerke, denn Genua ist von einer doppelten, starken Fortifikations-Linie umgeben. Die innere Festung ist 1½ deutsche Meilen lang und die äußere, ein breiter Wall mit detachierten Forts, 4½ Meilen.

Es ist jammerschade, eine Strecke wie Genua-Mailand bei Nacht zu passieren; wer das ohne Not tut oder ohne vorher schon diese Strecke bei Tag

befahren und besichtigt zu haben; der verdiente, daß man ihm, als gebührende Strafe, für sein ganzes Leben Scheuleder anlegte.

Der Schnellzug, den ich benützte, fuhr über Novi, Tortona, Voghera und Pavia nach Mailand. Vor Mitternacht passierten wir den Bahnhof von Certosa; ich grüßte schweigend hinüber nach dem architektonischen Wunderwerke — der Certosa — die auf jeden Kenner und Verehrer der Kunst einen überwältigenden Eindruck ausübt. Nach Mitternacht fuhren wir in den Bahnhof von Mailand.

Wer erinnert sich, wenn er den Namen „Mailand" ausspricht oder hört, nicht an das Edikt von Mailand, durch welches Constantin der Große, im Jahre 313, der Kirche den Frieden gab? Wer erinnert sich nicht des heiligen Augustinus und seiner heiligen Mutter Monika? Wer erinnert sich nicht des großen Kirchenvaters Ambrosius, dem wir das „Te Deum" verdanken, und des heiligen Karolus Borromäus, der ein Mensch gewordener Engel zu sein schien? Und wer wüßte nicht, daß in Mailand einer der merkwürdigsten und herrlichsten Dome der Welt steht, errichtet von 190 Baumeistern, im Laufe von fast 600 Jahren, geschmückt mit 4500 Statuen auf der Außenseite und mit 1500 Statuen im Innern und ausgestattet mit Glasmalereien, die kaum ihresgleichen auf Erden haben? Mailand besitzt, abgesehen von allen Denkmälern des Alter=

tums und der Kunst, ein höchst interessantes Monument, nämlich den arco della pace auf der piazza d'armi, dem Exerzierplaze. Es hat kaum jemals ein Monument in so kurzer Zeit so beredtes Zeugnis von der Wandelbarkeit, Eitelkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen, namentlich des Ruhmes, der Macht und des Glückes, abgelegt als eben jener Triumphbogen. Er wurde von Kaiser Napoleon I. zur Verherrlichung seiner Kriegszüge und Siege begonnen und, nach seinem Sturze, von Kaiser Franz I., dem Bewahrer des europäischen Friedens, (della pace) vollendet. Nachdem Frankreich, Piemont und die Männer des Umsturzes Oesterreich das lombardisch-venezianische Königreich, 1859, entrissen hatten, wurde jenem Triumphbogen die Aufgabe zu teil, Napoleon III. und Viktor Emmanuel, ihre Heldentaten und Siege zu verherrlichen. Leicht möglich, daß er noch die Bestimmung erhält, den Sieg der Republik auf socialistisch-kommunistisch-anarchistischer Grundlage zu verkünden! Im Hinblick auf das, was man schon in Italien im Laufe weniger Jahrzehnte erlebt hat, muß man wohl auf alles gefaßt sein.

Morgens zwischen 4 und 5 Uhr, am 24. Januar, fuhren wir über ein Schlachtfeld, dessen Namen noch in jedermanns frischem Andenken ist, über das Schlachtfeld von Solferino, das sich von den Ufern des Gardasee's, zwischen Desenzano und Peschiera nach Süden über Guidizzolo hinaus, erstreckt. Hier

fand, am 24. Juni 1859, die mörderische Schlacht zwischen den Oesterreichern und den vereinigten Franzosen und Sardiniern statt. Die Oesterreicher verloren in der Schlacht 22.300, die Franzosen 11.700 und die Sardinier 5521 Mann, in Summa: 39.521 Mann. Von dem Schlachtendonner mag sich der geneigte Leser einigermaßen eine Vorstellung machen, wenn er bedenkt, daß die französische Armee über 520 und die österreichische über 688 Kanonen verfügte — 1208 Kanonen sind doch gewiß ein riesiges Orchester zur Aufführung des Schlachtenkonzertes. Oesterreich verlor die blutige Schlacht und mit ihr die Lombardei (mit Ausnahme von Mantua und Peschiera), die es an Napoleon III. abtrat, der dann dieses herrliche, fruchtbare Land Sardinien zum Geschenk machte.

Um 6 Uhr hatte der Zug Verona erreicht. Hier wurde ich von einer großen Versuchung angefochten. Ich war nämlich noch nie in Verona, und jezt befand ich mich auf dem Bahnhof dieser prächtig gelegenen und besonders an Altertümern reichen Stadt, und sollte es mir versagen, dieselbe, wenigstens flüchtig, das heißt, während eines Tages, zu besichtigen. Wie verführerisch winkte mir nicht die porta vescovile (bischöfliches Tor), die sich gerade vis-à-vis vom Bahnhof befindet! Ich hielt in aller Eile Kriegsrat. Zwei Mächte standen einander hadernd gegenüber — Geist und Herz waren mit einander in

Konflikt geraten, Verstand und Gemüt machten einander Konkurrenz und rangen um den Sieg. Ich erwog alle Gründe pro und contra, ich hörte die Sentenzen meines Geistes an und trug den Impulsen meines Herzens Rechnung. Ich war einige Zeit unschlüssig und schwankte hin und her; da führte der Kondukteur die Entscheidung herbei, er rief in den Salon der II. Restauration: „Montare nello treno!“ das heißt: den Zug besteigen. Wehmütig wendete ich Verona den Rücken — das Herz hatte den Geist aus dem Feld geschlagen, das Gemüt gesiegt über den Verstand, der Sohn über den Reisenden und Weltbürger. Am Schlusse des Kriegsrates sagte ich zu mir selbst: Je länger du dich unterwegs aufhaltest, desto kürzer muß dein Aufenthalt in der teuern Heimat werden; jede Stunde Verzögerung ist eine Rücksichtslosigkeit, ja eine Grausamkeit gegen deine Eltern, die mit bangem und sehnsüchtigem Herzen deiner Ankunft entgegenharren. Endingen am Kaiserstuhl war mir doch tausendmal lieber als Verona an der Etsch, meine Eltern hatten doch unvergleichlich mehr Anspruch auf Rücksichten, Verehrung, Sympathie und Liebe von meiner Seite als Verona mit seinen alten san Zeno- und san Fermo maggiore-Kirchen, mit der antiken Arena und dem Sarkophage Pipins, Königs von Italien, der ein Sohn Karl des Großen war.

Nördlich von Verona verengt sich das Etschtal, die Berge türmen sich hoch auf, und bis nach Kufstein, und noch darüber hinaus, fährt man ohne Unterbrechung in einem Tal, das eine sehr reiche Abwechslung, herrliche Ansichten, bald hochromantische und liebliche, bald schauerliche und groteske Bilder darbietet. Die Tiroler Eisenbahn fährt durch 4 äußerst interessante Täler: das Etsch-, Eisack-, Sill- und Inntal und überschreitet einen hohen Berg, den Brenner. Um nicht weitschweifig zu werden, kann ich mich auf eine Beschreibung dieser interessanten Fahrt durch Tirol nicht einlassen, ich beschränke mich daher auf wenige kurze Notizen.

Von Verona bis Trient unterhielt ich mich sehr angenehm mit einem Priester der Kongregation des Seminars für auswärtige Missionen in Verona. Er war mehrere Jahre in Indien gewesen, wo er eine englische und französische Kolonie pastorierte, und unsäglich Vieles zu dulden und zu leiden hatte. Eine Krankheit nötigte ihn, nach Verona, seiner Heimat, zurückzukehren, da die Aerzte erklärt hatten, er könne nur in dem, von Jugend auf gewohnten Klima seiner Heimat auf Wiederherstellung seiner Gesundheit hoffen. Jetzt war er bereits wieder hergestellt und darum willens, nächster Tage nach Indien zurückzukehren — gewiß ein heldenmütiger Entschluß! Ich erzählte demselben auch meine Er-

lebnisse im deutsch-französischen Krieg, die sein Interesse in hohem Grad in Anspruch nahmen.

Wir hatten Trient bald erreicht. Die Stadt trägt ein ganz italienisches Gepräge zur Schau. Ich hörte auf dem Bahnhof kein deutsches Wort. Die Lage Trients ist romantisch, lieblich und großartig zugleich. Trient ist eine uralte Stadt, und wurde das Christentum in dieser Gegend schon im ersten christlichen Jahrhundert verbreitet, und zwar zuerst von Hormagoras, Bischof von Aquileja, der später seinen Schüler Jovinus als ersten Bischof nach Trient schickte.

Der „Catalogus cleri dioecesis tridentinae“ pro 1887 führt 116 Bischöfe von Trient mit Namen an — gewiß ein altes Bistum! Hier wurde das berühmte Concil von 1545—1563 gehalten. In der Kirche santa Maria maggiore, wo die meisten Sizungen des Concils abgehalten wurden, befindet sich ein kolossales Wandgemälde, das die Poträts der Conciliums-Väter zeigt.

Der Zug fährt bei Lavis auf einer 920 Meter langen Brücke über den aus dem Fleimstal kommenden Avisio, in der Regel ein ganz zahm und scheinheilig dahinschleichendes Bächlein, das aber nicht selten zu einem reißenden Flusse anschwillt, der alle Dämme zerstört und schreckliche Verheerungen anrichtet.

Bei der Station Neumarkt-Tramin erheben sich die steilen Kalkwände des Monte Roën, der, laut Amthor's „Tirolerführer", 6681′, und nach Bädekers „Südbaiern, Tirol und Salzburg", 2053 Meter hoch ist. Am Fuße dieses Berges wächst der berühmte „Traminer", ein Weißwein mit angenehmem Bouquet. Hier, am Fuße dieser schauerlich-schönen Kalkwände, wohnt, seit 6 Jahren, als Pensionär, der Verfasser dieser „Erlebnisse", 600′ über der Talsohle der Etsch, in einem Dörflein, das aus ganz zerstreuten Häusern und 200 Seelen besteht, in der Nähe eines romanischen Kirchleins, das aus altersgrauer Zeit stammt. Seine Wohnung ist rings von Rebhügeln umgeben und von mächtigen Feigen- und Mandelbäumen beschattet. Aus dem nahen Sandsteinfelsen quillt ein chemisch reines, krystallhelles und frisches Wasser hervor, und im nahen Walde singen und jubeln Nachtigallen, Amseln, Drosseln und Grasmücken um die Wette. Im kleinen Hausgarten blühen auch im Winter, unter freiem Himmel, Levkoien, Rosen und Goldlack. Seit 6 Jahren fiel das Thermometer im Winter nie unter — 6° nach Réaumur. Bei der größten Hize im Sommer steigt dasselbe höchstens auf + 26°. Söll hat, was klimatische und meteorologische Verhältnisse anbelangt, eine günstigere Lage als die berühmten Kurorte Meran und Gries bei Bozen. Vor meinen Fenstern hat die Natur ein

herrliches Panorama entfaltet, dessen Glanzpunkte das Joch Grimm (nach Amthor 7722′, nach Bädeker 2437 Meter hoch), auf dem linken, und der Monte Roën auf dem rechten Etschufer, ferner der Kalterer See, die durchs Tal sich windende Etsch, die Ruinen Leuchtenburg und Caldif, das Schloß Egna und Gschnon, der Sommerfrischort der Kapuzinerpatres von Neumarkt, sind. Ein Rebgütchen, das ich selbst bebaue, liefert so viel Wein als ich brauche, und versieht mich der Garten mit Gemüsen und edlem Obst. So verbringe ich denn gemächlich meine Tage in dem schönen Etschtale mit Schreiberei und Feldgeschäft — bis der Tod Feder und Rebschere meiner Hand entwindet. Der wohlwollende Leser wird gebeten, nachträglich die Existenzberechtigung dieser wenigen Zeilen anerkennen und es nicht übel deuten zu wollen, daß der Verfasser dieser „Erlebnisse" mit wenigen Pinselstrichen sein Heim an der Tiroler Eisenbahnlinie markierte. Also vorwärts nach Bozen!

Auch Bozen ist im italienischen Stile (mit engen Gassen und sogenannten Lauben, Arkaden, Bogengängen) erbaut. Seine, im gothischem Stil aufgeführte Pfarrkirche ist sehenswert. Jenseits der Talfer die im Sarntale entspringt, ligt Gries, das in kurzer Zeit einen Ruf als Winter- und Luftkurort, à la Meran, erlangt hat. Bozen erfreut sich einer äußerst romantischen Lage, seine ganze Umgebung

ist übersät mit Burgen und Ruinen, Villen und Schlössern. Im Hintergrunde des Eisacktales erhebt sich der Schlern, die Seiseralpe und der Rosengarten, und begrenzt der mächtige Rücken des Mendelgebirges den Blick gegen Westen. Bozener Trauben und Obst sind ein einträglicher Handelsartikel, der seinen Weg bis nach London, Stockholm und Petersburg findet.

Die Bahnstrecke von Bozen bis Brixen ist wildromantisch und für ein ängstliches Gemüt oder mit schwachen Nerven Behaftete Furcht erregend und unheimlich — ja, so eng ist das Tal im Kuntersweg, so steil oder überhängend sind die Felswände, so drohend ist im Winter und Frühjahr die Lawinengefahr und zur Zeit heftiger Regen jene der abrollenden Felsen und der losbrechenden Muhren!

Zwischen Bozen und Brixen befindet sich ein in geschichtlicher und landschaftlicher Beziehung sehr interessanter Ort — Säben nämlich, bei der Station Klausen. Auf dem Rücken eines steilen Felsens ragt, über der Stadt Klausen, eine Turmruine, wahrscheinlich ein ehemaliger römischer Wartturm, empor. Weiter oben steht eine Wallfahrtskirche, und den höchsten Punkt krönt ein Benediktinerinnen-Kloster. Hier auf diesem steilen Felsen residierten einst die Bischöfe von Säben bis auf den heiligen Albuin, der, im Jahre 992, den bischöflichen Siz nach Brixen verlegte.

Auf der, der Eisenbahn zugekehrten Seite des Klosterturmes befindet sich ein gemaltes, ungeheuer großes Kreuz; dasselbe erinnert an die Heldentat der Nonne Benedikta Senoner, die, im Jahre 1809, sich gerade dort in den Abgrund stürzte, wo das Kreuz sich befindet. In jenem Kriegsjahre wurden nämlich aus strategischen Rücksichten Soldaten in das von den Benediktinerinen bewohnte Kloster gelegt, und soll nun einer der Soldaten der genannten Klosterfrau nachgestellt haben, die ihre Unschuld auf keine andere Weise mehr bewahren konnte, als dadurch, daß sie sich in die schauerliche Tiefe stürzte.

Der aus den Tiroler Freiheitskämpfen wohl bekannte Kapuzinerpater Joachim Haspinger hatte dem Kapuzinerkloster Klausen angehört.

Bei Brixen erhebt sich das imposante Gebäude des Vinzentinums, eines fürstbischöflichen Gymnasiums, das der hochgelehrte und seeleneifrige Fürstbischof Vinzenz Gasser ins Leben rief.

Bald nachdem man an diesem Prachtbau vorbeigefahren ist, sieht man das 1142 gegründete Chorherrnstift, namens Neustift, das die wertvollste Klosterbibliothek Tirols besitzt. In der Stiftskirche befindet sich das Grabdenkmal des ritterlichen Minnesängers Oswald von Wolkenstein, der, nach einem höchst abenteuerlichen Leben, am 2. August 1445, auf seiner Burg Hauenstein starb und in demselben

Jahre in der Klosterkirche zu Neustift beigesezt wurde.

Sogleich oberhalb der kleinen Station Vahrn verschwindet die Rebe und der Kastanienbaum, die Region der Fichten und Lärchen beginnt, der Typus der Gegend ist rauh, und bald beginnt die eigentliche Alpenregion.

Zwei Stunden von Brixen entfernt ist die Franzensfeste, eine stark befestigte Talsperre, in welcher einige hundert Mann mit etwa 30 Kanonen der größten Armee der Welt Stillstand gebieten und den Weitermarsch verwehren können.

Von der Station Sterzing bis zur Station Brenner steigt die Bahn beständig, bis sie den Höhepunkt von 4325 Fuß erreicht hat. Dieser Punkt wird aber vom Gebirgszuge des Brenners noch um 2000 Fuß überragt. Das Ridnaun- und Pflerschtal gewähren einen überraschend schönen und großartigen Einblick in die Gletscherwelt. Es ist wohl selbstverständlich, daß der Zug auf dieser Gebirgstour durch sehr viele Tunnels (27) fährt und viele Brücken (60 größere) überschreitet.

Um 3 Uhr nachmittags waren wir in der Landeshauptstadt Tirols angekommen. Innsbruck und Salzburg sind zwei kostbare, in Gold gefaßte Juwelen — zwei von Alpen umgürtete, prächtig gelegene Städte, über welche die Natur verschwenderisch ihre Reize ausgegossen. Innsbruck, an den

Ufern des Innstromes, in einem breiten, fruchtbaren Tale gelegen, ist, soweit das Auge reicht, von Bergen umschlossen, deren Kulminationspunkt 9000 bis 10.000 Fuß erreicht. Die nördlichen Kalkwände, deren Zinnen meistens 8000 Fuß hoch sind, treten so nahe an die Stadt heran, daß man sich eines unheimlichen, beängstigenden Gefühles kaum erwehren kann. Der Abend des 24. Januar war prachtvoll, die dem Untergang sich zuneigende Sonne übergoß die zahllosen Schneefelder und firnfreien, jäh abstürzenden Felswände mit Purpur und Gold — ein majestätischer, entzückender Anblick!

Beim Bahnhof nahm ich einen Führer, da ich mit möglichster Beschleunigung vor einbrechender Nacht einige Sehenswürdigkeiten in Augenschein nehmen wollte. Ich unterlasse es, diese Sehenswürdigkeiten Innsbrucks — die Franziskanerkirche, das goldene „Dachl", die Annasäule, das Museum u. s. w. — zu beschreiben, denn auch eine kurze Beschreibung derselben würde hier zu viel Raum in Anspruch nehmen; nur bei zweien will ich eine Ausnahme machen, weil sie mich ganz besonders angesprochen haben, und diese zwei sind: die Triumphpforte in der Maria-Theresienstraße und das Kapuzinerkloster.

Die erwähnte Triumphpforte steht an derselben Stelle, wo die Bürger Innsbrucks, zur Feier der Vermälung des Erzherzogs Leopold, des nachherigen

römischen Kaisers, mit der spanischen Infantin Maria Ludovika, anno 1765, einen Triumphbogen errichtet hatten. Kaiser Franz I., der Vater Leopolds, wurde während den Hochzeitsfeierlichkeiten, am 18. August des genannten Jahres, im Theater zu Innsbruck vom Schlage gerührt, und raffte ihn diese Katastrophe in wenigen Stunden dahin. So war denn auf die Vermälung des Sohnes der Tod seines Vaters gefolgt, die Hochzeitsfeier hatte sich unversehens in eine Todesfeier verwandelt, und auf Freude und Jubel waren Schmerz und Trauer gefolgt. Die Kaiserin befahl später, daß die von den Bürgern zur Feier der Vermälung ihres Sohnes errichtete Triumphpforte abgebrochen, und an deren Stelle eine neue errichtet werde, die beide Ereignisse, die so rasch aufeinander gefolgt waren, die Vermälung ihres Sohnes und den Tod ihres Gemales, der Nachwelt verkünden sollte. Sie ordnete an, daß auf der Außenseite der Triumphpforte (gegen Süden oder Wilten) die Sinnbilder der Freude, auf der Innenseite aber (gegen Norden oder Innsbruck) die Sinnbilder der Trauer angebracht werden. Diese sinnige Idee fand in dem von Ingenieurmajor von Walter entworfenen Plane zu der zu errichtenden Triumphpforte ihren treuen und vollen Ausdruck. Balthasar Moll, ein geborener Tiroler, Architekt und Bildhauer zugleich, erbaute nach Walters Plan die merkwürdige, Hochzeit und Tod, Freude und

Schmerz, Jubel und Trauer versinnbildende Triumphpforte. Auf der Südseite derselben sind in Medaillonformat die Brustbilder Franz I. und Maria Theresias, links jene ihrer Kinder: Leopolds und Ludovikas, rechts jene ihrer Enkelin: Maria Annas und ihrer Tochter: Maria Christinas, im Durchgange jene Karls und Karolinas von Lothringen, auf der Nordseite jene Franz I., Maria Theresias und Josef II. angebracht. Diese Triumphpforte hat als Zeugin der Wandelbarkeit, Eitelkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen, einige Aehnlichkeit mit dem arco della pace auf der piazza d' armi zu Mailand.

Von den Klöstern besuchte ich blos jenes der Kapuziner, das sich neben der sogenannten Nonnenkaserne befindet. Die erwähnte Kaserne heißt darum „Nonnenkaserne“, weil sie an demselben Orte steht an welchem sich vor Kaiser Josef II. Zeiten ein Nonnenkloster befand. Josef hob das Kloster auf und erbaute an dessen Stelle eine Kaserne.

Das hiesige Kapuzinerkloster wurde schon im Jahre 1593 errichtet, es war das erste, das in Deutschland entstand. Dasselbe besizt eine Seltenheit eigener Art, und eben um diese zu sehen, besuchte ich dieses Kloster, nämlich die Eremitage des Erzherzogs Maximilian, dem Kaiser Rudolf II. Tirol zum Eigentum gab. Maximilian war der Bruder der Kaiser: Rudolf II. und Mathias'. Er errichtete beim hiesigen Kapuzinerkloster, als Anbau

desselben, für sich eine Einsiedelei, die mit der Hofburg durch einen bedeckten Gang in Verbindung stand. Hier wohnte Maximilian oft wochenlang, in völliger Abgeschiedenheit von der Welt, nur dem Gebet, der Betrachtung, der Askese und der Pflege seines Seelenheiles. Diese Einsiedelei ist noch vorhanden und zwar ganz in demselben Zustand, in welchem Maximilian dieselbe, 1618, in welchem Jahre er starb, verließ. Sie besteht aus einigen kleinen Zellen, die aus Schiefer- und Tropfstein ohne alle architektonische Kunst erbaut sind und jeder Einrichtung zur Bequemlichkeit entbehren. In einer derselben befindet sich eine Bettstatt, ein Stuhl und ein Tintenfaß aus Holz, die Maximilian selbst im reinsten Mendikantenstil verfertigte. Als die Kaiserin Maria Theresia, anno 1765, diese Einsiedelei besuchte, sezte sie sich auf den Stuhl Maximilians, seufzte und sprach tief ergriffen: „Was waren unsere Vorfahren doch für Leute!"

Im Begriffe, das Kapuzinerkloster zu verlassen, sagte ich dem Bruder, der mich in die erwähnte Einsiedelei geführt hatte, ich seie katholischer Feldpriester bei der deutschen Armee in Frankreich, der vor kurzer Zeit in Kriegsgefangenschaft geraten, sich aber jezt, aus derselben entlassen, auf der Rückreise nach Frankreich befinde. Auf diese Mitteilung hin bat mich der Bruder dringend, mich so lange im Refektorium aufzuhalten, bis er dem Pater

Guardian gemeldet, daß sich ein preußischer Feldpater in ihrem Kloster befinde. Ich erfüllte seinen Wunsch und ging in das geräumige und freundliche Refektorium, vor dessen Fenstern sich der Klostergarten befindet. Kaum war ich 2 oder 3mal auf- und abgegangen, so erschien der hochwürdige Guardian, begleitet von 6 bis 8 Patres, die alle den preußischen Feldpater sehen wollten. Sie bestürmten mich mit Fragen, die sich auf den Verlauf des Krieges, auf meine Erlebnisse, auf französische Verhältnisse ꝛc. bezogen. Ich wurde in eine wahre Erzählungsmanie hineingejagt, aus der ich mich nur vermittelst der Erwägung retirieren konnte, daß der Schnellzug, mit dem ich nach München abzureisen hatte, um Mitternacht abgeht, und daß die Abenddämmerung bereits hereinbrach. Ich hätte herzlich gerne noch etliche Stunden im trauten Kreise der ehrwürdigen Patres verweilt, allein die Zeit drängte, da ich auch die Prämonstratenser-Kirche in Wilten noch besichtigen wollte. Die gastfreundlichen Patres hatten mir Wein, Brod, Käs und Butter vorgesetzt, allein im heiligen Eifer der Erzählung machte ich kaum von ihrer Gastfreundschaft Gebrauch. Ihre herzliche, dringende Einladung, bei ihnen zu übernachten, hätte mich fast zum Falle gebracht, denn es heimelte mich so sehr in diesem Kloster an, und die Patres waren so zutrauliche, liebe Amtsbrüder, daß gar nicht viel fehlte, so hätte ich mich zum

Uebernachten in einer Gastzelle verleiten lassen. O wie schön, wie beglückend und süß ist der Aufenthalt in den gottgeweiten Räumen eines solchen Klosters, wo alles Andacht, Frieden und holde Gottesminne atmet! Ich war ganz besonders fähig und in der allergeeignetsten Lage, solches tief zu fühlen, denn seit 5 Monaten hatte ich keine bleibende Stätte, hin- und hergesprengt in Feindesland, in steter Lebensgefahr, umtobt vom Donner der Schlachten — so war mein Heim beschaffen! Trommelwirbel und Trompetensignale, Kommandorufe, das Zischen der Bomben und das Knattern der Gewehre, Jammergeschrei, das Aechzen und Stöhnen Verwundeter und Sterbender, schauerliche Flüche und Verwünschungen aus Feindesmund, rasendes Brüllen und Toben des Hasses und der Rachsucht — das waren die Psalmen und Hymnen, die in 5 langen Monden mein Ohr vernahm. Ja, es war kein Wunder, daß ich mich im Kapuziner-Refektorium zu Innsbruck heimisch und behaglich fühlte! Mögen diese Blätter, sofern dieselben in jenem Kloster Einlaß finden, den ehrwürdigen Patres eine freundliche Erinnerung an den preußischen Feldpater sein!

Bei meiner Ankunft auf dem Bahnhofe hatten mich 2 österreichische Offiziere, die hier in Garnison lagen, angeredet, und da ich ihnen mitteilte, daß ich preußischer Feldpater sei, im deutsch-französischen Krieg auf dem Schlachtfeld gefangen genommen,

dann an die italienische Grenze eskortiert und dort freigelassen worden sei, luden sie mich sehr zuvorkommend ein, heute Abend in ihre Gesellschaft im Militärkasino zu kommen und ihnen meine Erlebnisse mitzuteilen. Sie versicherten mich, daß ich ihnen eine große Freude bereiten werde, und daß sie sich zu großem Danke gegen mich verpflichtet fühlen würden, wenn ich ihnen von dem Riesenkampfe zwischen Deutschland und Frankreich, vom Bombardement Straßburgs, von dem blutigen Kampfe in Villersexel, von Werder und Bourbaki rc. rc. erzählen wollte. Ich hatte ihre Einladung angenommen, und darum ließ ich mir, nach unserer Rückkehr von Wilten, von meinem Führer das Militärkasino zeigen. Bevor ich denselben entließ, gab ich ihm einen, wie ich glaubte, angemessenen Lohn, da wir bei Beginn unserer Tour keinen fixen Preis vereinbart hatten; und siehe da: dieser Führer war ein Unikum, eine Abnormität seiner Menschenklasse — er war nämlich mit seiner Entlohnung zufrieden, ja, er bedankte sich sogar für dieselbe. Sonst gehört es zu den charakteristischen Eigenschaften dieser species generis humani, dieser durch die Epidemie der Touristerei ins Dasein gerufenen Zunft, so genannte Schweizerpreise für ihre Dienste zu verlangen und unabänderlich extra ein Trinkgeld zu begehren.

Als ich das Kasino betrat, waren schon etwa 30 Offiziere gegenwärtig. Mehrere derselben, die durch die 2 weiter oben erwähnten Offiziere von meiner Ankunft in Innsbruck in Kenntnis gesezt worden waren, kamen mir kameradschaftlich entgegen, hießen mich herzlich willkommen und luden mich ein, ihnen recht viel, recht anziehendes, interessantes und spannendes vom Kriegsschauplaze zu erzählen. Es bildete sich ein großer Kreis von Zuhörern um mich, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf meine Worte lauschten. Als ich namentlich meine und der Militärärzte Erlebnisse in Chavannes erzählte, herrschte eine solche Stille, daß man einen Streifen Postpapier hätte zu Boden fallen hören. Dann aber gaben alle ihrem Staunen, ihrer Entrüstung und ihrem gerechten Zorne über unsere himmelschreiende Behandlung beredten Ausdruck.

Als ich meine Erzählung beendet, sezten mich die Offiziere davon in Kenntnis, daß heute Abend um 8 Uhr großes Militär-Konzert stattfinde; sie luden mich zugleich ein, mit ihnen demselben anzuwohnen. Da ich selbst Musikus und ein sehr großer Freund und Liebhaber der Musik bin, nahm ich ihre Einladung bereitwilligst an. Wir begaben uns sogleich in „Krafts Veranda“, wo das Konzert stattfand. Der geräumige Saal war fast ganz mit Zuhörern besezt, nur Militär, Offiziere und deren Frauen, Töchter oder nahe Verwandte waren anwesend.

Die Musik war superb. Nach der ersten Abteilung des Konzertes wurde ich dem Höchstkommandierenden, Feldmarschall-Lieutenant Grafen Thun-Hohenstein, und einigen andern Stabsoffizieren vorgestellt. Graf Thun-Hohenstein unterhielt sich mit mir längere Zeit und zeigte großes Interesse an meinen Mitteilungen.

Nach jeder Abteilung des Konzertes wurden Erfrischungen angeboten. Nach 10 Uhr war das Konzert zu Ende, allein niemand, außer den Musikern, entfernte sich sogleich, sondern es begann jezt eine lebhafte Konversation. Im Nu bildete sich ein Kreis um mich, und stürmisch wurde ich, namentlich von den Damen, gebeten, ihnen einiges zu erzählen. Ein Entrinnen war unmöglich — also faßte ich Mut und fing an, zu erzählen. „Und die Stille ward stiller — — —

Obstupuer' omnes, intentiqu' ora tenebant." Ja, man staunte, man lauschte in lautloser Stille! Während ich mit lebhaften Farben die Schrecknisse der Totenkammer in Chavannes schilderte, da rann manche Träne der Rührung über die Wangen. Nachdem ich meine Erzählung beendet, ward mir allseits Dank gespendet und herzlich Glück gewünscht, daß ich solche Leiden und Gefahren glücklich bestanden. Einige dieser Damen konnten übrigens der Versuchung nicht widerstehen, mich, bezüglich des Erzählten, in feiner, zarter Weise zu necken. Gott

verzeihe es ihnen, ich aber habe es ihnen längst schon verziehen!

Ich hatte bei diesem Konzert, die anwesenden Damen betreffend, eine eigentümliche Wahrnehmung gemacht. Sonst bemerkt man, ohne ein großer Menschenkenner zu sein oder viele Erfahrungen in den geselligen Kreisen der Honoratioren gemacht zu haben, schon auf den ersten Blick einen großen Unterschied des Ranges, der Abstammung und der Vermögensverhältnisse zwischen den einzelnen Damen; hier aber konnte selbst der schärfste Beobachter keinen solchen Unterschied im Benehmen und Umgang der Damen mit einander wahrnehmen, es war rein unmöglich, herauszufinden, ob irgend eine Dame die Gemalin eines Generals oder eines Hauptmanns, eines Grafen oder eines Bürgerlichen, eines Millionärs oder eines Militärs war, der blos von seiner Gage lebt. Von einem steifen, gespreizten und geschraubten Wesen war absolut keine Spur zu bemerken. Alle Damen verkehrten so ungezwungen und harmlos mit einander, als gehörten sie einer großen Familie an, deren Töchter sie wären, und als seien sie hieher gekommen, um, unter Beseitigung aller Rang-, Konvenienz- und Etiquette-Schranken, einen fröhlichen, gemütlichen Abend zu verleben.

Sehr rasch war mir in so heiterer, genußreicher Gesellschaft die Zeit verronnen; die Uhr zeigte halb

12 Uhr — es war daher höchste Zeit für mich, auf den Bahnhof zu gehen. Einige Offiziere hatten die Güte, mich dorthin zu begleiten und mir bis zum Abgang des Zuges Gesellschaft zu leisten. Sie baten mich auch, diesen und jenen Offizier der deutschen Armee zu grüßen, sofern ich dazu Gelegenheit finden sollte, namentlich trugen sie mir Grüße an einen badischen Oberlieutenant, namens Weizenegger auf. Ich würde diese Privatangelegenheit nicht erwähnt haben, wenn sie nicht mit einer Begebenheit, die ein allgemeines Interesse hat, zusammenhienge. Weizenegger gehörte der Belagerungsarmee von Straßburg an. Eines Tages plazte eine Bombe in seiner nächsten Nähe. Der dadurch enstandene Luftdruck schleuderte ihn zu Boden, wo er regungs- und bewußtlos liegen blieb. Die Soldaten glaubten, ein Bombensplitter habe ihn getroffen und getötet. Sie hoben ihn vom Boden auf und sahen nach, wo der Splitter eingedrungen seie; allein sie konnten weder eine Wunde an seinem Leib, noch einen Riß oder ein Loch in seiner Montur entdecken. Sie trugen den scheinbar Toten in das Kriegslazaret zu Hönheim. Dort lag Weizenegger zwei Tage, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, in tiefem, todesähnlichem Schlafe. Nach einigen Tagen aber war er vollständig wieder hergestellt und erhielt, da er sich durch persönlichen Mut öfters ausgezeichnet hatte, vom obersten Kriegsherrn das eiserne Kreuz. Im

Lazarete zu Hönheim hatte ich diesen tapferen Offizier kennen gelernt, und in Belfort überbrachte ich ihm, Ende März, die Grüße der österreichischen Waffenbrüder.

Schlag 12 Uhr, den 25. Januar, fuhr der Schnellzug ab. Da es rabenschwarze Nacht, die Gegend also unsichtbar war, so kann ich von der Strecke Innsbruck—München, die Gegend betreffend, nichts berichten. Damit es aber nicht den Anschein gewinne, als behandle ich das Unterinntal rücksichtslos und stiefväterlich, so will ich hier an zwei Stationen — Hall und Rattenberg — zwei Notizen knüpfen, die für Nichttiroler sehr interessant sein dürften.

In Hall unterhalten die dortigen Patres Franziskaner ein Privatgymnasium, in welchem sie in allen, für Obergymnasien vom k. k. Kultusministerium vorgeschriebenen Lehrgegenständen Unterricht erteilen. Dieses Gymnasium steht in keiner Weise irgend einem Staatsgymnasium nach, wovon die durch staatliche Prüfungskommissäre öffentlich vorgenommenen Prüfungen Zeugnis ablegen. Alle Patres, die an diesem Gymnasium Unterricht erteilen, haben die Professorenprüfung an der Universität Innsbruck abgelegt. Das Gymnasium besitzt das Oeffentlichkeitsrecht, es werden dort giltige Maturitätsprüfungen abgenommen, und treten die geprüften Schüler dann an die Universität über, wo sie sich, ganz nach

freier Wahl, für irgend eine der vier Fakultäten entscheiden können. Die Patres-Professoren beziehen vom Staate keinen Heller Gehalt, und kostet das Gymnasium dem Staat keinen Pfennig.

Auch in Bozen unterhalten die Franziskaner ein Privatgymnasium, und zwar ganz unter denselben oben erwähnten Verhältnissen. Sie erbauten dort vor kurzer Zeit ein herrliches Gymnasium, dessen Kosten sich auf 66.000 Gulden beliefen, wozu der Staat nicht einen Kreuzer beisteuerte. Der Direktor des Gymnasiums, P. Vinzenz Gredler, ist eine Zelebrität in den naturwissenschaftlichen Fächern.

Am k. k. Staatsgymnasium zu Meran erteilen Patres Benediktiner von Marienberg, bei Mals, unentgeltlich Unterricht.

Das k. k. Staatsgymnasium zu Brixen wird ebenfalls ganz unentgeltlich von regulierten Chorherrn des Klosters Neustift, bei Brixen, versehen. Der Direktor des Gymasiums, Dr. Johann Chrys. Mitterutzner, ist ein um die Wissenschaft hochverdienter Gelehrter, der namentlich auf dem Gebiete der Sprachenkunde als Meister gilt.

Am fürstbischöflichen Obergymnasium zu Brixen erteilen staatlich geprüfte Weltpriester in allen Fächern Unterricht, dasselbe besizt das Oeffentlichkeitsrecht, nimmt Maturitätsprüfungen ab und entläßt die Abiturienten bedingungslos auf die Universität. Der Staat wendet für diese herrliche, trefflich geleitete

und in wissenschaftlicher und pädagogischer Beziehung außerordentliches leistende Anstalt rein gar nichts auf. Das sind Verhältnisse und Zustände, von denen man außerhalb Oesterreichs keine Ahnung hat. Die angeführten Tatsachen widerlegen übrigens auch aufs schlagendste den Vorwurf und die Verleumdung, die heutzutag so gläubig hingenommen und weiter verbreitet werden: Die Klöster seien Zufluchtsstätten mittelalterlicher Finsternis und Volksverdummung, der geistigen Stagnation und der Trägheit, und ihre Bewohner seien Ignoranten, Fanatiker und nuzlose Drohnen, die nichts produzieren, sondern nur konsumieren. Hoffentlich werden in Preußen infolge der Vereinbarung mit Rom, die durch den Kulturkampf zerstörten klösterlichen Anstalten zur Unterrichtung und religiös-sittlichen Erziehung der Jugend in Bälde und in hinreichender Zahl wiederhergestellt.

In Rattenberg wurde die heilige Notburga, im Jahre 1268, geboren. Sie trat bei dem Ritter Heinrich von Rottenburg, der auf dem Schlosse gleichen Namens, auf dem rechten Innufer, vis-à-vis der Station Jenbach, wohnte, in Dienst. Später nahm sie in dem Orte Eben, der dem Schlosse Rottenburg gegenüber ligt, in einem Bauernhause Dienst, kehrte nach einigen Jahren wieder auf das Schloß Rottenburg zurück, starb dort 1313 und wurde in der Kirche zu Eben begraben. Diese demütige Magd,

auf deren Grab mehrere Wunder geschahen, wird von den Tirolern hoch in Ehren gehalten und erfreut sich unter den Heiligen Tirols der größten Popularität.

Morgens um ½5 Uhr rief der Kondukteur, als der Zug hielt: „München, alles aussteigen!" Ich antworte: Gott sei Dank, ich bin dem Ziel meiner Reise einen großen Schritt näher gekommen!

Ich begab mich, da es noch finster war, in die Bahnhof-Restauration, wo ich einen Offizier des Etapen-Kommandos traf, mit dem natürlich sogleich ein lebhaftes Gespräch angeknüpft wurde. Wir sprachen nur über den Krieg, über die lezten Ereignisse auf dem Kriegstheater, über den mutmaßlichen Ausgang und Erfolg des gegenwärtigen Feldzuges u. s. w.

Als der Tag graute, läuteten mehrere Kirchenglocken; sie erinnerten mich daran, daß ich seit dem 17. Januar keiner heiligen Messe mehr beigewohnt hatte. Am erwähnten Tage feierte ich, wie ich weiter oben erzählte, mein Namensfest. Damals befand ich mich im Staatsgefängnisse zu Besançon und durfte, mit besonderer Erlaubnis des Direktors, der heiligen Messe beiwohnen. Ich zog ein Chorhemd an und ministrierte dem Hausgeistlichen bei der Darbringung des heiligen Meßopfers. Am darauffolgenden Sonntag, den 22. Januar, befand

ich mich in Nizza, aber ich stand als Kriegsgefangener unter der Kontrole einer sauve-garde, von der ich nicht wußte, wann sie uns zur Abfahrt auf dem, von unserem Hotel weit entfernten Bahnhof abholen würde. Wenn ich aber auch mit Bewilligung unserer sauve-garde eine heilige Messe hätte lesen wollen, so hätte ich hiezu vor allem die Erlaubnis auf der bischöflichen Kanzlei erwirken müssen. Im Winter werden aber, wie jedermann wohl bekannt ist, die Kanzleien überhaupt erst um 8 Uhr geöffnet. Ich erkundigte mich wohl in unserem Hotel nach der nächsten Kirche und erfuhr, daß sie etwa zehn Minuten weit von demselben entfernt sei; und als ich mit einem Hoteldiener in dieselbe gehen und einer heiligen Messe beiwohnen wollte, erschien unser Gendarm und versicherte mir, daß ich dazu keine Zeit mehr habe. So hatte ich denn während den sieben lezten Tagen, ohne meine Schuld, keiner heiligen Messe beigewohnt. Heute nun sollten mich die Kirchenglocken nicht vergeblich rufen. Ich ging in die St. Michaelskirche, früher den Jesuiten gehörend und auch ganz in deren Stil erbaut, und wohnte einer heiligen Messe an. Dann besuchte ich die Liebfrauenkirche, die zugleich die Kathedrale des Erzbischofes von München-Freising ist — eine in spätgothischem Stil erbaute, sehr geräumige Kirche. Es befindet sich in derselben das Grabmal des, 1347, verstorbenen Kaisers Ludwig, des Baiern —

ein würdiges, kunstreich in Erz ausgeführtes Monument.

Um 9 Uhr begab ich mich in das k. preußische Gesandtschafts-Palais, um mich dem preußischen Gesandten, dem Grafen von Werthern, vorzustellen. Derselbe empfing mich sehr leutselig und zeigte innige Teilnahme an meinen Erlebnissen während der Kriegsgefangenschaft. Er begab sich mit mir auf das Zentralbureau für die Pflege von verwundeten und kranken Soldaten und stellte mich dort dem Bureau-Präsidenten vor. Dieser übergab mir eine Legitimationskarte, die mich zur freien Fahrt auf der Eisenbahn von München bis auf den Kriegsschauplaz berechtigte. Nachdem mich Graf von Werthern in einige Militärlazarete geführt hatte, lud er mich ein, bei ihm zu speisen. Ich traf im Gesandtschafts-Palais bei Tisch eine sehr gewählte Gesellschaft und unterhielt mich ganz vortrefflich. Auf allgemeinen Wunsch mußte ich einige Episoden aus meiner Kriegsgefangenschaft erzählen.

Nach aufgehobener Tafel besorgte ich mehrere Einkäufe und kam, anläßlich dessen, auch über den Schrannenplaz, auch Marienplaz genannt. Auf diesem freien Plaze steht die Mariensäule, die, anno 1638, vom Kurfürsten Maximilian I. zum Andenken an seinen Sieg über den Böhmenkönig, Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz, auf dem sogenannten „Weißen“ Berg bei Prag, am 7. November 1620,

sowie zum Dank für die erhaltene Kurwürde und die Abwendung aller Kriegsgefahr von dem engeren Vaterlande, errichtet worden war. Seit uralter Zeit galt Maria als Beschüzerin Baierns — patrona Bavariae — wurde als solche hoch verehrt und in Zeiten allgemeiner Drangsale und Heimsuchungen angerufen. Seit Errichtung dieser Mariensäule knüpfte sich die Verehrung, die Liebe und das Vertrauen des baierischen Volkes, und namentlich der Bewohner Münchens, an dieses, wenn ich so sagen kann: Nationalheiligtum Baierns.

Als anno 1680 die Pest viele Tausende in der Umgebung Münchens dahinraffte, flohen die erschreckten Bewohner der Stadt zur Mariensäule, wohnten dort den öffentlich abgehaltenen Bittgottesdiensten bei, ließen sich in die, bei diesem Anlaß gegründete marianische Bruderschaft aufnehmen — und der Würgengel ging an München vorüber.

Anno 1683 zog der Kurfürst Max Emmanuel mit einem ansehnlichen Heere gegen Wien, um es aus der Gewalt der Türken zu befreien. Allein bevor er den Kriegszug antrat, warf er sich mit dem ganzen Heer vor der Mariensäule auf die Kniee nieder und empfahl sich dem Schuze derjenigen, die mit Recht „Helferin der Christen" und „Voll der Gnaden" genannt wird — und die Türken wurden gänzlich besiegt.

Anno 1704, als die Schrecknisse des Krieges um München tobten, zog die ganze Bevölkerung der Stadt, und an ihrer Spize die Regentenfamilie, zur Mariensäule und flehte um Rettung — und die Stadt blieb verschont.

Anno 1744, am 23 Oktober, zog der baierische Kurfürst, der zugleich deutscher Kaiser war, Karl VII., an der Spize eines siegreichen Heeres in München ein; er begab sich sogleich mit seinem glänzenden Generalstab zur Mariensäule und ließ vor derselben ein feierliches „Te Deum“ abhalten, dem er, auf den Knieen liegend, beiwohnte.

Anno 1854 wütete die Cholera in München und verschonte fast kein Haus. Ein panischer Schrecken ergriff die Bewohner dieser Stadt, die damals 260.000 Seelen zählte. Wer fliehen konnte, der ergriff die Flucht, wer aber bleiben mußte, der hob Herz, Aug und Hände zu Gott und Maria. Ja, patrona Bavariae kam damals wieder zu hohen Ehren. Es wurde vor ihrem berühmten Gnadenbilde auf dem Schrannenplaze ein feierliches Bittamt gehalten, dem eine unzählbare Menge Gläubiger aus allen Klassen der Bevölkerung, auf den Knieen liegend, anwohnte. Und wunderbar war der Erfolg dieses Hilferufes zu Maria — die Cholera hörte sogleich auf. Tausende, die seit Jahren dem religiösen Indifferentismus verfallen waren, die vielleicht seit Dezennien kein „Ave Maria“

mehr gebetet, die Maria längst vergessen, ja, ihrer und ihrer Verehrung gespottet hatten, beugten damals vor Jesu Christo im allerheiligsten Altarssakramente ihre Kniee, sie brachten seiner gnadenvollen Mutter ihre Huldigung dar und riefen sie, mit Tränen im Auge, mit gefalteten, zitternden Händen an, als „consolatrix afflictorum", als Trösterin der Betrübten, als „salus infirmorum", als Heil der Kranken und als „auxilium Christianorum", als Hilfe der Christen. Ja, damals hat Maria einen Sieg gefeiert wie kaum jemals zuvor!

Auch der deutsch-französische Krieg veranlaßte Tausende, dem Schrannenplaz einen Besuch abzustatten, sich vor dem Gnadenbilde auf die Kniee zu werfen und zur Mutter der Barmherzigkeit mit bangem und zitterndem, aber auch mit gläubigem und vertrauensvollem Herzen zu rufen und ihrer mächtigen Fürbitte die Söhne des Vaterlandes, die Kinder, die Gatten, die Väter, zu empfehlen, die sich, fern von der Heimat, fern von ihren Familien, im Feindeslande befanden, unerhörte Strapazen zu erdulden hatten, täglich in Lebensgefahr schwebten und in blutigen Schlachten mit dem Erbfeinde Deutschlands rangen.

Als ich den Schrannenplaz betrat, war die Dämmerung eingetreten. Welch ein merkwürdiges, erhebendes, rührendes Schauspiel bot sich mir dar! Vor der Mariensäule brannten zahllose Kerzen.

Rings um den Sockel der Säule erhob sich ein Wall von Hunderten großer und kleiner Bouquets, die der Himmelskönigin als ein Sinnbild der Verehrung, der Liebe und des gläubigen Vertrauens dargebracht worden wären. Eine große Schar frommer Christen kniete, in Andacht versunken und in lautloser Stille, vor dem Gnadenbilde.

Auf Befragen teilte man mir mit, daß die Bewohner Münchens, seit Beginn des deutsch-französischen Krieges, sehr zahlreich vor der Mariensäule erscheinen, Kerzen und Blumen opfern, weinen und beten. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend, befinden sich stets Hunderte dort, die heiße Gebete zum Himmel emporsenden, daß Gott die deutschen Waffen segnen, den Schrecknissen des Krieges ein baldiges Ende bereite, die Söhne des Vaterlandes in seine heilige Obhut nehme und sie gesund in den Schoß ihrer Familien zurückkehren lasse.

Auch ich warf mich vor dem Gnadenbilde nieder, ich kniete auf einen Betschemel, der soeben frei geworden war, und verharrte etwa eine halbe Stunde im Gebet. Ich hatte alle Ursache, der „Mutter mit dem Himmelskinde" von tiefstem Herzensgrunde zu danken und sie, betreffs meiner Zukunft, meines Standes und Berufs, um Schuz und Hilfe anzuflehen. Auf dem großen Plaze herrschte, trozdem Hunderte hier verversammelt waren, Grabesruhe. Ich bemerkte auch, daß alle Vorübergehenden ihr Haupt entblösten und

dasselbe 20—30 Schritte weit entblöst ließen. Man wird schwerlich auf Gottes Erdboden etwas Aehnliches sehen. Wo, frag ich, befindet sich, in einer großen Stadt, in einer Residenz, ein öffentlicher Plaz, ein Hauptplaz, den der gläubige Sinn, die Andacht und der religiöse Freimut der Bevölkerung in einen Tempel umgewandelt?

Ich bemerke noch: Auf dem Kapitäl der Säule erhebt sich eine aus Erz gegossene Muttergottesstatue. An den vier Ecken des Monumenten-Sockels befinden sich Sinnbilder in Tiergestalt, nämlich: eine Viper, ein Basilisk, ein Löwe und ein Drache, die von vier Genien bekämpft werden. Die vier Sinnbilder bedeuten: die Pest, den Krieg, die Hungersnot und den Satan.

Anno 1855 wurde die Säule prachtvoll renoviert, und hat die Regierung damals, zum Andenken hieran, sogar Geld, Zweiguldenstücke, mit dem Bildnisse Mariens prägen lassen. Zwei Jahre später wurde die Säule mit Blumenbeeten und einem zierlichen, auf einer Steinstufe ruhenden, eisernen, bronzierten Gitter umgeben.

In Erwägung, daß es fast eine Unterlassungssünde wäre, in München gewesen zu sein und keine Brauerei besucht zu haben, verfügte ich mich in das Hofbräuhaus, wo ich einen preiswürdigen Stoff und, was selbstverständlich ist, enorm viele durstige Seelen

fand. Da alles Eigenartige dieses berühmten Kneip-lokales weltbekannt ist, so verliere ich darüber kein Wort.

Zwölftes Kapitel.

Süßes Wiedersehen.

Am 26. Januar, morgens 5 Uhr, fuhr ich von München ab und kam bei sinkender Nacht in Emmendingen an, wo meine verehelichte Schwester wohnte. Ich ging sogleich in die Wohnung derselben und begegnete ihr im Hausgange. Ich redete sie an, grüßte sie und nannte ihren Namen, allein sie erkannte mich nicht, obgleich ich meine Stimme nicht im mindesten verändert hatte. Endlich platzte ich mit den Worten heraus: Kennst du denn deinen Bruder Anton nicht mehr? Da stieß sie einen Schrei der Ueberraschung und des freudigen Schreckens aus, sie fiel mir um den Hals und weinte vor Wonne und Entzücken. Mein Schwager, der sich im Zimmer nebenan aufhielt, hatte den Schrei und das Schluchzen seiner Frau vernommen, und da er nicht wußte, was das zu bedeuten hatte, öffnete er rasch die Türe und sah nun die rührende Szene des Wiedersehens zweier Geschwister, die einander innig liebten. Er war durch meinen Anblick ebenso überrascht als erstaunt und hocherfreut. Er hatte

zwei Tage vor meiner Ankunft in Emmendingen einen Brief von Endingen erhalten, der ihm meinen Tod anzeigte; kein Wunder also, wenn er bei meinem Anblicke sehr überrascht und erstaunt war. „Ja, bist du's wirklich, oder ists dein Geist? Darf ich meinen Augen trauen? Du bist ja ‚tot gemeldet!'" Ja, antwortete ich, indem ich meinen Humor wieder gewonnen, ich war so viel wie tot, ich wurde als Spion zum Tod verurteilt, und ich selbst zweifelte nicht im mindesten daran, daß ich kurze Zeit darauf erschossen werden würde; allein im Rate Gottes war es anders beschlossen. Ihr sollt das Alles erfahren. Aber jezt sagt mir: wie geht es meinen lieben Eltern? Haben Kummer und Sorgen, Angst und Schrecken sie nicht getötet? — Und nun ging das Fragen und Erzählen an und währte bis gegen Mitternacht.

Den 27. Januar verbrachte ich bei meinen Verwandten in Emmendingen. Ich benachrichtigte von hieraus meine Eltern von meiner Lebensexistenz und von meiner Absicht, sie am 28. Januar in Endingen zu besuchen. Und so geschah es auch.

Ich fuhr per Bahn von Emmendingen bis zur Station Riegel und von dort per Postwagen gegen Endingen, denn ich erreichte meine Vaterstadt nicht per Wagen, weil mir die Eltern, Verwandte, Nachbarn und eine Menge Bekannte entgegenkamen. Welch ein Wiedersehen! Ich lag lange sprachlos

in den Armen meines Vaters; dann umarmte ich meine Mutter und nach ihr meine ledige Schwester Anna. Wir konnten vor Rührung, Ergriffenheit, Wonne und Entzücken unseren Gefühlen keine Worte leihen; in solchen Momenten ist die Zunge gelähmt und das Wort erstirbt auf den Lippen. Tränen, Blicke und Gebärden sind dann der Dolmetsch und Herold des Herzens. Mein Vater gewann zuerst Fassung und zeigte sich fähig, seine Gedanken und Gefühle auszusprechen: „Bist du es wirklich" rief er, „mein lieber Sohn, du, den wir als tot beweint haben? Gott Lob und Dank, daß du noch lebst!" Wer erinnert sich bei dieser Szene nicht an die rührende Geschichte vom verlorenen Sohne und an jene von der Auferweckung des Lazarus? Beide wurden als tot beweint, der erste als geistig tot, als moralisch tot, der Zweite als leiblich tot; und mit welcher Wonne, mit welchem Entzücken, mit welch' heißen Freudenzähren wurden sie nicht, dem Tode entrissen, von den Ihrigen umarmt! Gerade so hier: ich galt für tot — unter allen Anwesenden war niemand, der nicht geglaubt hatte, ich seie in Frankreich gestorben, nun aber sahen mich alle leibhaftig, frisch und gesund vor ihnen stehen. Und, ich sage die reine Wahrheit, es blieb kein Auge tränenleer. Alle nahmen den innigsten Anteil an meiner Eltern und meiner eigenen Freude, sie betrachteten meine wunderbare Rettung und meine

Wiederkehr als ein Ereignis, an dem jede Familie Endingens beteiligt war. Ja, ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß in meiner Vaterstadt niemand war, der, troz religiöser oder politischer Meinungsverschiedenheit, das, was unserer Familie begegnet war, nicht so angesehen hätte, als wäre es seiner eigenen begegnet. Es herrscht überhaupt in meiner Vaterstadt ein eigener Korpsgeist, wenn ich so sagen kann, ein Gemeinsinn, ein lebhaftes Gefühl der Zusammengehörigkeit. Dieser Geist und dieses Gefühl wurden durch den deutsch-französischen Krieg noch mächtig gehoben und gesteigert, denn der Patriotismus überhaupt wurde durch denselben geweckt, die Einigung aller deutschen Länder, die Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme zeigte sich in jenem Kriege verkörpert, da die Söhne Deutschlands in Einer ungeheueren Armee vereinigt waren und unter Einem obersten Kriegsherrn standen. Jede Familie war bei dem deutsch-französischen Kriege interessiert, da von einer jeden wenigstens ein Glied in den Reihen des deutschen Heeres kämpfte, und da die Furcht und Hoffnung, die Leiden und Freuden, die Gefahren und Opfer gemeinsam waren. Welche deutsche Familie wäre an jenem Kriege nicht beteiligt gewesen? Das hier Angeführte wand ein festes Band um alle und rückte alle einander näher.

Alles drängte sich an mich heran, jedes wollte mich grüßen und von mir gegrüßt sein, jedes sein

Staunen und seine Verwunderung an den Tag legen, jedes fragen und gefragt werden; wir kamen deßwegen auch nur sehr langsam vorwärts; und als wir endlich Endingen erreicht hatten, gab es bei jedem Hause Zuwachs, so daß mich schließlich eine sehr große Volksmenge zu meinem elterlichen Haus begleitete.

Das Erste, was mich lebhaft interessierte, bestand darin: zu erfahren, wie es gekommen, daß ich „tot gemeldet" wurde. Da erhob sich mein Vater, er nahm das Familienbuch zur Hand, legte dasselbe vor mich auf den Tisch, öffnete es und deutete feierlich und mit Tränen im Auge auf folgende Worte, die er unter dem 26. Januar eingetragen hatte: „Heute, abends um 6 Uhr, haben wir die traurige Nachricht erhalten, daß unser lieber Sohn Anton im Kriege umgekommen sei. Mein Gott, stehe mir bei in meinem Schmerze und in meiner Trauer! Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm!" Dann holte er ein großes, steifes Papier herbei, das offenbar als Emballage gedient hatte und mit vielen Siegeln versehen war. Auf diesem Papiere stand meine Adresse und eine Menge Militärpost-Aviso aus Frankreich. Auf vier verschiedenen Militärkanzleien des 14. Armeekorps wurden folgende Gründe der Unbestellbarkeit des Packetes angegeben:

„Vermißt.“
„Gestorben.“
„In Besançon gefangen.“
„Tot.“

Nun, das war doch gewiß ein ziemlich authentischer Todesschein!

Meine Eltern hatten in den ersten Tagen des Monates Januar ein Packet unter meiner Adresse der Post übergeben. Dasselbe fand richtig den Weg zum 30. Infanterie-Regiment. Allein als es bei demselben ankam, war ich auf dem Schlachtfelde von Chavannes schon in die französische Kriegsgefangenschaft geraten. Niemand wußte genau anzugeben, wohin ich gekommen, und was aus mir geworden sei; die Einen sagten: er wurde auf dem Schlachtfelde getötet, die Andern: er wurde verwundet und von den Franzosen, die Herrn des Schlachtfeldes geblieben waren, in eines ihrer Lazarete gebracht, und wieder Andere behaupteten: er wurde in Ausübung seines Berufes auf dem Schlachtfelde gefangen genommen. Jedenfalls war so viel gewiß: ich war verschwunden. Das Packet wurde von Kommando zu Kommando, von Truppenteil zu Truppenteil gesendet, allein es war und blieb unbestellbar, weil ich verschollen war. Bei jedem Truppenteil wurde der Grund der Unbestellbarkeit auf die Adresse geschrieben, und das Packet schließlich als „unbestellbar“ nach Endingen zurückgesendet

weil der Adressate „vermißt“, „gestorben“, „in Besançon gefangen“ und „tot“ sei. Es läßt sich denken, mit welchen Augen, Gefühlen und Empfindungen meine Eltern das verhängnisvolle Packet anstarrten, wie sie, angesichts desselben, weinten und weheklagten. Mein Vater begab sich nach erhaltener Schreckenskunde sogleich ins Pfarrhaus und meldete dort, daß ich in Frankreich gestorben sei. Er ersuchte zugleich den Herrn Pfarrer, am nächsten Sonntag, den 29. Januar, von der Kanzel ein Seelenamt für mich zu verkündigen. Der Pfarrer meinte aber: es habe damit keine solche Eile, es seie doch ratsam, mit der Abhaltung des Selenamtes so lange zuzuwarten, bis eine offizielle Todesanzeige vom großherzoglichen Kriegsministerium in Karlsruhe erfolgt sei. Wenn auch zweimal auf der Adresse des Packetes bemerkt sei, der Adressate sei gestorben, so könne diese Angabe dennoch, und zwar mit gutem Grunde, bezweifelt werden, weil eine Kommandostelle angegeben: der Adressate befinde sich in Besançon in Kriegsgefangenschaft. Meinem Vater wollte dieser Trostgrund gar nicht einleuchten, er meinte: „Vermißt, gestorben und tot, damit ist einem Menschen mit aller Zuverlässigkeit das Leben abgesprochen. Ich würde selbst am Tode meines Sohnes zweifeln, wenn die Angabe: ‚In Besançon gefangen‘, als lezter Grund der Unbestellbarkeit des Packetes angeführt wäre, allein als lezter Grund ist der Tod meines Sohnes

angegeben. Wenn die betreffende Kommandostelle darüber keine Gewißheit besessen hätte, so würde sie gewiß nicht mit aller Bestimmtheit behauptet haben, daß mein Sohn tot sei. Wenn Sie übrigens der Ansicht sind, es sei mit der Abhaltung des Seelenamtes noch so lange zuzuwarten, bis ein offizieller Todesschein eingetroffen, so stehe ich von meinem Verlangen, daß schon am nächsten Montag ein Seelenamt für meinen Sohn gehalten werde, vorläufig ab."

Ich hatte von Besançon und von Lyon aus an meine Eltern geschrieben, allein keiner dieser Briefe kam ihnen noch vor meiner Rückkehr nach Endingen zu, sie erhielten dieselben erst anfangs Februar. Jeder regelmäßige Postverkehr zwischen Frankreich und Deutschland war damals unterbrochen, und wurden überdieß alle nach Deutschland adressierten Briefe, die im mindesten verdächtig waren, auf der Post geöffnet und dann, je nach Gutdünken, Meinung und Befund, entweder vernichtet oder wieder geschlossen und abgesendet. Dieses Verfahren auf der Post zog selbstverständlich eine erhebliche Verspätung für die zur Absendung bestimmten Briefe nach sich.

Mein Vater befand sich übrigens blos Einen Tag in Todestrauer, er trug blos einen Tag Leid um seinen verstorbenen Sohn, denn am 26. Januar hatte er das fatale Packet und am 27. meinen Brief

von Emmendingen erhalten. Ha, wie jubelte der gute, fromme, alte Mann auf, als er auf der Adresse meine Handschrift erkannte! Mit welcher Hast öffnete er den Brief und verschlang gierig den Inhalt desselben! „Mein Sohn lebt, unser lieber Anton lebt, ja morgen eilt er in unsere Arme; wir werden ihn sehen", sagte er mit Wonne zu meiner Mutter, die unfähig war, ein Wort zu sprechen, die mit gefalteten Händen vor dem Kruzifixbild stand und, mit Freudentränen im Auge, Gott ihren Dank dafür darbrachte, daß er ihr den teuern Sohn, ihr liebes Kind, wieder geschenkt hatte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von meiner Ankunft in der ganzen Stadt, eines rief sie dem Andern zu, und jedes wollte mich sehen und mit mir sprechen, ganz besonders aber jene, die einen Sohn, einen Bruder, einen Vater, einen Mann oder einen nahen Verwandten hatten, der den Feldzug in Frankreich mitmachte. Meines Vaters Haus wurde förmlich umlagert und mit Sturm genommen; Verwandte und Bekannte, Vettern und Basen ohne Zahl erschienen, um mir ihre Glückwünsche darzubringen und dafür Neuigkeiten in Empfang zu nehmen. Auch der Herr Pfarrer erschien, um den von den Toten Auferstandenen zu begrüßen und ihn einzuladen, morgen das Hochamt zu zelebrieren. Der Herr Bürgermeister und Gemeinderäte fanden sich ein, um dem Endinger Bürgerskinde zu gratulieren. Ich

hätte mich notwendig sollen verzehnfachen können, um bis in die tiefe Nacht hinein allen Audienz zu erteilen. Es war ein schweres Stück Arbeit, das ich zu vollbringen hatte, aber so geht es eben, wenn man „tot gesagt wird“ und mit dem Leben davon kommt, dadurch wird man zu einem Mirakel und gleichzeitig zu einem spectaculum.

Am 29. Januar (Sonntag) hielt ich am Vormittag das Hochamt und am Nachmittag die Vesper in der St. Peters-Pfarrkirche. Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, den Nachmittag und Abend ungestört im Schoße meiner Familie verweilen und ihr meine Erlebnisse erzählen zu können, allein — weit gefehlt! Es meldeten sich zahllose Besuche, obschon mich alle Bewohner meiner Vaterstadt entweder beim vor- oder nachmittägigen Gottesdienste leibhaftig gesehen und gehört hatten. Doch, ich konnte den Leuten nicht zürnen und habe ihnen auch nicht gezürnt. Ich suchte ein Jedes zu befriedigen, ich erzählte aus dem ff, fing immer wieder „von vorne“ an und hatte für jedes ein freundliches Wort und einen Händedruck. Aber froh, herzlich froh war ich, als wir — Vater, Mutter, Schwester und ich — endlich allein waren, als wir so recht familiär und urgemütlich bei einem Glas Wein — Eigenbau, in der Gemarkung Endingen gewachsen — uns gegenseitig aussprechen konnten.

Noch an demselben Tage kam die Kunde hieher, daß gestern, den 28. Januar, zwischen dem deutschen Kaiser und dem Bevollmächtigten Frankreichs, Jules Favre, in Versailles eine Konvention und ein Waffenstillstand auf 21 Tage, also bis zum 19. Februar, abgeschlossen worden sei. Infolge dieser Konvention mußten sämmtliche, Paris umgebende Forts, also seine Hauptbollwerke, ohne welche die Festung selbst unhaltbar war, an die deutsche Armee übergeben werden; Paris hatte also dem Wesen nach so viel als kapituliert. Während des Waffenstillstandes sollte eine Demarkationslinie die deutschen und französischen Truppen trennen, und es sollte eine französische Nationalversammlung nach Bordeaux berufen werden, die einen endgiltigen Entschluß über die Kriegs- oder Friedensfrage zu fassen hatte. Von allen Departements, die von deutschen Truppen besezt gehalten wurden, waren jedoch drei, nämlich Jura, Côte d'Or und Doubs, vom Waffenstillstand ausgenommen; die kriegerischen Operationen sollten also dort vorläufig fortdauern. In jenen Departements stand aber das 14. Armeekorps, dem ich zugeteilt war. Die allgemeine Ansicht sprach sich jedoch dahin aus, daß der abgeschlossene Waffenstillstand der Vorbote des Friedens sein werde, daß es in den drei genannten Departements auch bald zu einem Waffenstillstand kommen, und Paris in kurzer Zeit kapitulieren müsse. Vox populi war in diesem Falle vox Dei.

Die hochwichtige Kunde von dem mit Frankreich abgeschlossenen Waffenstillstand und der Kapitulation von Paris (wie man damals die Uebergabe der Festungsbollwerke von Paris allgemein nannte) rief in ganz Deutschland einen unbeschreiblichen Jubel hervor. Die Häuser wurden beflaggt, alle Glocken ertönten, Pöller donnerten, Musikbanden durchzogen die Straßen, und Bankette wurden gehalten. So auch in Endingen — die ganze Stadt prangte im Festschmuck, alle Häuser waren beflaggt und mit bunten Teppichen, statt der Blumen, verziert, alle Glocken läuteten, Pöller knallten, die Feuerwehrmusik spielte und, auf abends 8 Uhr, wurde ein Bankett veranstaltet, zu welchem selbstverständlich auch ich eingeladen wurde.

Der 30. Januar ward also dem Patriotismus, der Festfeier, der Hoffnung auf den nahen Friedensschluß und dem Jubel geweiht. Am Abende erschienen die zwei Digentäre der Stadt, der Herr Pfarrer und der Herr Bürgermeister, in meinem Vaterhause, nahmen mich in Empfang und geleiteten mich in „den Pfauen“, wo das Bankett in einem geschmackvoll dekorierten Saale stattfinden sollte. Und wahrlich: es war eine erhebende, würdige Festfeier und ein fröhlicher, an geistigen Genüssen reicher Abend!

Sehr bald ließen sich einzelne, bald mehrere, bald viele Stimmen vernehmen, die den Wunsch

äußerten, ich möchte einige interessante Partien aus dem reichen Schaze meiner Erlebnisse erzählen. Allein mir graute vor dem ewigen da capo, hatte ich doch gestern und vorgestern stundenlang erzählt und die Tränendrüsen meiner Zuhörer stark in Mitleidenschaft gezogen; und nun sollte ich öffentlich und feierlich vor mehreren Hunderten Neugieriger eine Repetition und Rekapitulation meines zurückgelegten Kreuzwegs von Straßburg bis Mentone vortragen! Meine Erlebnisse eigneten sich sehr wenig zu der fröhlichen Feststimmung, zu den heitern Stücken der gutgeschulten Musikkapelle und zu der reichen Dekoration des Bankettsaales, sie wären vielmehr ein schreiender Mißton von all Dem gewesen. Ich erinnerte mich, da man mich fort und fort aufforderte, dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen: etwas zu erzählen, lebhaft an die Bänkelsänger, die von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehen, eine drei bis vier Meter hohe Tafel mit sich führen, auf welcher in drastisch-packender Weise eine grausige „Morritat" abgebildet ist, die sie dann in Knittelversen nach der bekannten herzbrechenden Melodie „Sie hat ihr Kind, sie hat ihr Kind mit einem Messer umgebracht. O du geliebtes Publikum, bring du nur keine Kinder um!" gar „anmutiglich" besingen und den herz- und ohrenzerreißenden Gesang mit einer kannibalisch verstimmten Drehorgel begleiten. Mußte ich nicht fürchten, entweder selbst als ein solcher

Bänkelsänger zu erscheinen, oder durch ein öffentliches Auskramen meiner Erlebnisse irgend einem unternehmenden Kopf die Idee einzugeben, daß er die grausige Totenkammer in Chavannes in Oel malen ließe und mich in Lebensgröße und mit photographischer Treue als ein Opfer der Rache, des Hasses und der Blutgier der Franzosen darstellte, mein tränenreiches Schicksal in Knittelversen besänge und mit der Drehorgel ableierte? Das wäre echte Tragikomik gewesen, und wer entsezt sich nicht vor derselben?! Ich lehnte daher mit aller Entschiedenheit das Eingehen auf den allgemeinen Wunsch ab, und führte ich dabei namentlich das als Grund meiner Renitenz an, daß ich die allgemeine Freude nicht stören und in den Jubel keinen Mißton bringen wolle; denn was ich zu erzählen hätte, sei, wie ja den Meisten schon bekannt wäre, höchst wehmütiger und trauriger Natur. Da erhob sich aber der Herr Bürgermeister und hielt folgende originelle und fulminante Ansprache an mich: „Bei Ihrer ersten heiligen Messe fungierte ich als Ihr geistlicher Vater. Ich betrachtete damals jenes Amt nicht als eine leere Formalität, nicht als eine blose Ehrenstelle, sondern als eine mit Pflichten umgebene Würde. Aber eben deswegen war ich bisher der Ueberzeugung, daß mir jenes Amt und jene Würde auch Rechte verliehen, von denen ich vorkommenden und nötigen Falles Gebrauch

machen dürfte und müßte. Bis jezt hat sich ein derartiger Fall niemals ereignet, gegenwärtig aber ist ein solcher ganz entschieden eingetreten. Ich mache darum jezt von meinem Rechte, das mir Amt und Würde eines geistlichen Vaters verleihen, Ihnen, meinem geistlichen Sohne gegenüber, zum ersten Male Gebrauch. Ich verlange von Ihnen Gehorsam auf Grund des vierten Gebotes Gottes. Und wann hat ein braver, gut erzogener, frommer Sohn seinem Vater in einer erlaubten Sache den Gehorsam verweigert? Ich glaube deßwegen, daß auch Sie, ein Priester, der an gewissenhafte kirchliche Obedienz, und ein Feldpater, der an strenge militärische Disziplin und Subordination gewöhnt ist, mir, Ihrem geistlichen Vater, den Gehorsam nicht verweigern werden. Ich verlange nichts Unerlaubtes und Unrechtes, sondern etwas, das zur Ehre Gottes und zu unser Aller Erbauung gereicht; ich verlange, daß Sie etwas von ihren Gefangenschaftserlebnissen erzählen. Ich gebe Ihnen zugleich die Zusicherung, daß Ihre Erzählung uns ein teures Andenken an einen allgeliebten und hochverehrten Bürgerssohn der hiesigen Stadt sein wird, der in heiliger Begeisterung, aus Nächstenliebe und Patriotismus und ganz aus freiem Antriebe auf das blutige Schlachtfeld eilte, um den verwundeten und sterbenden Söhnen unserer gemeinsamen Mutter, des deutschen Vaterlandes, Hilfe und Trost zu spenden; ich gebe Ihnen

die Zusicherung, daß wir Ihnen für die gemachten Mitteilungen sehr dankbar sein werden, daß wir aus der Geschichte Ihrer wunderbaren Errettung aus Feindeshand das Walten der göttlichen Vorsehung erkennen und die allmächtige Hand segnen werden, die Sie den trauernden Eltern wiedergeschenkt und Sie wohlbehalten in unsere Mitte zurückgeführt hat. Fürchten Sie ja nicht, die Erzählung Ihrer Gefangenschaftserlebnisse werde einen störenden Mißton in unsere Festfeier und Festfreude tragen, im Gegenteil: sie wird ihnen eine höhere, religiöse Weihe geben und im Herzen aller Anwesenden ein bleibendes Gedächtnis sichern. Ich glaube im Sinne aller Anwesenden zu sprechen und dem Wunsche aller Ausdruck zu geben, wenn ich, Ihr geistlicher Vater, Ihnen befehle, und wenn ich, im Namen aller Anwesenden, Sie ersuche und bitte, uns etwas von Ihren Erlebnissen zu erzählen!" „Ja," brauste und donnerte es durch die weiten Räume des Saales, „ja, wir bitten um die Erzählung Ihrer Erlebnisse!"

Ich erhob mich und sprach: Ich habe nicht im entferntesten vermutet, daß ich, während selbst auf dem Kriegsschauplaz die Kanonen schweigen und Waffenruhe herrscht, hier, hier in meiner Vaterstadt, in ein solches Kreuzfeuer geraten würde, wie es gegenwärtig von allen Seiten auf mich gerichtet wird. Was vermag Ein Mann gegen so viele! Ich ergebe mich daher, ich kapituliere, ich strecke das

Gewehr, da es mit Ehren geschehen kann. Ihre klassische Rede, Herr Bürgermeister, hat einen durchschlagenden Erfolg gehabt, da Sie sich hinter den geistlichen Vater verschanzten und eine furchtbare Batterie — das vierte Gebot Gottes — gegen mich spielen ließen, und überdieß an die Uebung der kirchlichen Obedienz und der militärischen Disziplin appellierten. Ja, Ihr an Religion, Herz und Patriotismus ergriffener Rekurs hat Sie die Schlacht gewinnen und mich dieselbe verlieren lassen; trozdem aber hoffe ich, daß ich als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen werde, und zwar aus dem Grunde: weil die Uebung des Gehorsams ein Sieg über Eigenliebe und Selbstsucht ist, und weil ich dessen sicher und gewiß bin, daß ich mir durch die Erzählung meiner Erlebnisse als Feldpater im Herzen der lieben Endinger ein Monument, ein Denkmal sezen werde — aere perennius, haltbarer als aus Erz gegossen — dessen Fuß vielleicht selbst eine Träne des Mitleids, der Teilnahme und der Liebe befeuchtet, wohl auch ein Sieg, ein Sieg über das sonst kurze Gedächtnis der Menschen. Nun erzählte ich, während die tiefste Stille herrschte, eine volle Stunde lang von meinen Erlebnissen, und ich bin überzeugt, daß ich mir im Herzen eines jeden Anwesenden ein bleibendes Denkmal der Erinnerung gesezt habe; sah ich doch, während meiner Erzählung, manches Auge von Tränen umflort, hörte ich doch manchen halb unterdrückten

Seufzer, und drückten mir alle, nachdem ich meine Erzählung beendigt, tief gerührt die Hand.

Daß während des Bankettes mehrere Toaste ausgebracht wurden, bedarf wohl keiner speziellen Erwähnung.

Als die Mitternacht herannahte, begab ich mich mit meinem Vater nach Hause, denn des andern Tags, morgens um 5 Uhr, wollte ich wieder abreisen — „aber", wirst du mir wohl in die Rede fallen, „sicherlich nicht auf den Kriegsschauplaz, eher in ein Kloster oder in ein Zuchthaus!" Lieber Leser, ich gestatte dir, dich hier ganz unumwunden auszusprechen. Nicht wahr: als du das fünfte und sechste Kapitel dieser Erlebnisse lasest, da hast du gedacht: „Nun, der Feldpater war nach solchen Erlebnissen und Erfahrungen sicherlich von seinen abenteuerlichen Plänen radikal geheilt. Er hat, mit knapper Not dem Tod entronnen, ohne allen Zweifel, und, von seiner Seite, ohne allen Kummer, die Feldpaterei mit sammt allem, was d'rum und d'ran hängt, mit den erträumten Lorbeeren, Orden und Feldzugsmedaillen, an den Nagel gehängt; denn welcher auch nur halbwegs normal veranlagte Mann wird freiwillig solch einen Beruf ergreifen, bei welchem von einem geordneten, geregelten Leben absolut keine Rede sein kann, bei dem man in steter Lebensgefahr schwebt und solchen Strapazen ausgesezt ist, die notwendig auch eine eiserne Gesundheit untergraben, das Leben verkürzen,

oder ein unheilbares Siechtum nach sich ziehen? Die Zivilpastoration ist ohne alle Frage tausendmal der Militärseelsorge im Krieg vorzuziehen. Das ist denn doch ein himmelweiter Unterschied: Nachdem es ordnungsmäßig zusammengeläutet hat, mit dem Gefühle persönlicher Sicherheit, die Kanzel zu besteigen und bei lautloser Stille das Wort Gottes zu verkündigen und dann das heilige Meßopfer ohne alle Störung darzubringen — und: mit Furcht und Zittern, während die Kanonen donnern, und Bomben in den Dachstuhl der Kirche einschlagen, zu predigen und Messe zu lesen! Welcher Unterschied: in seinem gewohnten Beichtstuhl zu sizen und seine Pfarrkinder im Trocknen und fadengerade Beicht zu hören — und: umtobt von den Schrecknissen der Schlacht, grauenhaft Verstümmelte, unter furchtbaren Schmerzen Aechzende und Stöhnende, knieend im Schnee, der vom Blute gerötet ist, Beicht zu hören! Welch ein Unterschied: nach getaner Arbeit einen Spaziergang zur Erholung und Zerstreuung zu unternehmen — und: von Spießgesellen des „Gott sei bei uns“, von rohen Henkersknechten, unter Flüchen und Verwünschungen, über Glatteis eskortiert und dabei durch Fußtritte und Kolbenstöße zur Eile angetrieben zu werden! Und welch ein Unterschied: Von jedem anständigen, gebildeten und religiösen Menschen mit Achtung behandelt zu werden — und: von wutschnaubenden, rachsüchtigen

und blutgierigen Kannibalen und Furien als Spion und Verräter beschimpft, bedroht und mißhandelt zu werden!" Ganz recht, entgegne ich dir: es ist ein so großer Unterschied zwischen der Zivilpastoration und der Militärseelsorge im Krieg, wie zwischen Tag und Nacht, aber wer nun einmal den Beruf als Feldpater von Gott erhalten hat, und zur Uebernahme dieses beschwerlichen und gefährlichen Amtes Lust und Liebe nebst den sonst noch dazu nötigen Eigenschaften des Geistes, Herzens und Körpers besizt, der ist vor Gott und seinem Gewissen verpflichtet. nötigen Falls Feldpater zu werden. Sollten denn die armen Soldaten auf dem Schlachtfeld und im Lazaret ohne Hilfe und Trost, ohne Sakramente und priesterlichen Beistand elend sterben müssen? Es ist eben nicht alles für alle, zahllos sind die verschiedenen Berufsarten, und gar oft sind die Lebenswege, die Gottes Vorsehung die Menschen führt, in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Ich würdige vollkommen all deine gegen die freiwillige Uebernahme der Militärseelsorge im Krieg vorgebrachten Gründe und fühle recht lebhaft, wie gut gewählt und schlagend deine Vergleichungen und Antithesen sind, aber dennoch ist all das von dir Vorgebrachte, so schwerwiegend es auch an und für sich ist, an dem Stahlpanzer meiner Feldpaternatur wirkungslos abgeprallt. Nur eine Situation wäre allenfalls im Stand gewesen, Zweifel an meinem Berufe in mir wachzurufen,

mich zur Reue zu disponieren und mich zur Fahnenflucht zu verleiten, nämlich der Aufenthalt in der Totenkammer zu Chavannes. Wenn mir damals, als ich in der Nacht vom 13. auf den 14. Januar über die toten Soldaten hinwegkroch und heißhungerig ihre Tornister und Brodbeutel visitierte, der Ge-Gedanken in den Sinn gekommen wäre: Entsagst du unter der Bedingung deinem Beruf als Feldpater, daß dir das Leben geschenkt wird? ja, damals in jener entsezlichen Lage hätte ich wahrscheinlich gestrauchelt und wäre zu Fall gekommen, aber ich versichere auf Ehre und Gewissen, daß mir damals nichts ferner lag als solch ein Gedanken, solch eine Frage, solch ein Hirngespinnst, da ich nicht im mindesten an unserer Exekution um 5 Uhr zweifelte.

Dreizehntes Kapitel.

Rückkehr auf den Kriegsschauplaz.

Sobald ich, nach meiner Ankunft in Endingen, mit meinen Eltern allein war, ergriff der Vater meine Hand und sagte weich und treuherzig zu mir: „Aber nicht wahr, lieber Sohn, du kehrst nicht mehr in den Krieg nach Frankreich zurück? Du hast uns durch deinen unglückseligen Entschluß: Feldpater zu werden, namenlos viel Kummer und Sorgen, Schmerzen und Jammer bereitet; ich und deine

Mutter wären nicht im stand, ein zweites Mal eine solche Heimsuchung zu bestehen — sie stürzte uns in's Grab. Gott hat dich durch deine Erlebnisse ernstlich gewarnt, nimm diese Warnung zu Herzen! Spiel nicht leichtsinnig und frevelhaft mit deinem Leben! Du hast deine Gelüste und deine Kaprizen teuer büßen müssen, laß es also dabei bewendet sein! Nicht wahr, mein lieber Sohn, mein lieber Anton, teures Schmerzenkind, du kehrst nicht nach Frankreich in den Krieg zurück?" Das waren Keulenschläge, die mein Herz wuchtig trafen. Was sollte ich dem zwischen Furcht und Hoffnung hin- und herschwankenden, geängstigten, liebevollen Vater antworten? Ich befand mich in einer peinlichen Verlegenheit, ich zögerte mit der Antwort. Mein Entschluß war unwiderruflich gefaßt: auf den Kriegsschauplaz zurückzukehren, aber vor mir stand derjenige, der nach Gott meinem Herzen am teuersten war, der mich innig und zärtlich liebte, dem ich Gehorsam schuldig war, und der mir soeben die Versicherung gegeben hatte, daß, sollte ihn nochmals ein Schlag wie der soeben erlebte und glücklich überstandene treffen, das sein sicherer Tod wäre. Hätte ich ihm, durch eine rücksichtslose Eröffnung meines Entschlusses, nicht gleichsam einen Dolch in's Herz gestoßen? Mein Schweigen war übrigens beredter als viele Worte, es verriet dem Vater meinen gefaßten Entschluß. Ich sah, wie er sich entfärbte, wie

sein Antliz kreideweiß wurde, wie seine Lippen sprachlos zitterten. Voll Mitleid und Erbarmen sagte ich daher zu ihm: Es steht nicht mehr in meiner Macht, den von mir gefaßten Entschluß rückgängig zu machen, da ich mich bei meiner Anstellung dem k. preuß. Kriegsministerium gegenüber verbindlich gemacht habe, das freiwillig übernommene Amt eines Feldpaters bis zu Ende des deutsch-französischen Krieges zu versehen; ich bin also gebunden, mein Wort ist verpfändet, es ist eine Ehrensache für mich, auf den Kriegsschauplaz zurückzukehren. Würde ich nicht als Feigling erscheinen, wenn ich jezt meinen Abschied nähme; man würde, und zwar mit Fug und Recht, vermuten, daß ich mich aus Angst und Furcht vor ähnlichen Erlebnissen, wie ich sie soeben überstanden, vom Kriegsschauplaz zurückziehe, ja man würde hohnlachend mit dem Finger auf mich deuten und sagen: „Sehet da den Fahnenflüchtigen, den Hasenfuß, den Feigling!“ Ich glaube übrigens, Euch die beruhigende Versicherung geben zu dürfen, daß Ihr keine Ursache mehr habt, um mein Leben besorgt zu sein, da, wie allgemein verlautet, nach abgelaufenem Waffenstillstand, Frieden geschlossen werden wird. Ich weiß, daß Ihr, als Mann von Religion, Gewissen und Ehre, über Wortbrüchigkeit, Treulosigkeit und Feigheit den Stab brechet; ich weiß, daß Ihr keinen Feigling zum Sohn haben wollt, und darum bitte ich Euch um die Erlaubnis, auf den Kriegsschauplaz

zurückkehren zu dürfen, und um den väterlichen Segen. Ich kniete nieder. Mein Vater trat festen Schrittes zu dem Weihbrunnen, tauchte seinen Finger in das gesegnete Wasser, besprengte mich damit und sprach: „Mit schwerem Herzen lasse ich dich scheiden. Gott und die allerseligste Jungfrau nehmen dich in ihre heilige Obhut, damit du bald und wohlbehalten in die Arme deiner Eltern zurückkehrest!"

Da also die Angelegenheit in betreff meiner Rückkehr auf den Kriegsschauplaz schon am ersten Tage meines Aufenthaltes im elterlichen Hause in Ordnung gebracht worden war, ging der Abschied verhältnismäßig leicht von statten. Wir vertrösteten uns auf ein baldiges, frohes Wiedersehen. diese Hoffnung linderte den herben Schmerz der Trennung und ließ meine Eltern beim Abschiede unter Tränen lächeln.

Am 31. Januar, morgens 5 Uhr, fuhr ich von Endingen ab, da ich von meinen Leidensgefährten, troz des mir von denselben in Genua gegebenen Versprechens, kein Telegramm erhalten hatte, das mir ihre Rückkehr nach Straßburg angezeigt hätte. Ich vermutete, sie möchten durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall irgendwo zwei bis drei Tage an der Fortsezung der Rückkehr auf den Kriegsschauplaz gehindert worden sein. Meine Vermutung erwies sich, wie ich in Straßburg erfuhr, wohl begründet.

Sogleich nach meiner Ankunft in Straßburg begab ich mich auf das Telegraphen-Bureau und fragte nach, ob nicht im Lauf der zwei lezten Tage ein Telegramm an mich nach Endingen aufgegeben worden sei? Während nun der Telegraphist im Verzeichnisse der aufgegebenen Telegramme Umschau hält, öffnet sich die Türe des Bureaus, und es tritt einer meiner Leidensgefährten herein, Stabsarzt Dr. Coulon. Er ist überrascht, erfreut, mich hier zu treffen, denn soeben wollte er ein Telegramm an mich nach Endingen aufgeben, das mir ihre Ankunft in Straßburg melden und mich auffordern sollte, am 1. Februar hierher zu kommen. Herr Coulon teilte mir nun in Kürze mit, wie es ihm und seinen zwei Kollegen auf der Reise von Genua bis hierher ergangen war. Vom jüngsten Militärarzte, Dr. Aenstoots, habe ich früher schon, als ich unserer Ankunft in Genua Erwähnung tat, berichtet, daß er sich schon damals unwohl fühlte. Dieses Uebelbefinden steigerte sich nun so rasch, daß er nur noch München mit knapper Not erreichen konnte und sich dort sogleich in ein Militärlazaret aufnehmen lassen mußte. Er litt in bedenklicher Weise an einem heftigen Magenkatarrh. Ich erwähne hier jedoch, meiner sonst chronologisch geordneten Erzählung vorgreifend, daß Dr. Aenstoots seiner Krankheit nicht erlegen ist, sondern in verhältnismäßig kurzer Zeit vollkommen wiederhergestellt wurde und bald darauf seine „innig=

geliebte, süße Braut", um die er, in der Schreckens-
nacht vom 13. auf den 14. Jan., in der Totenkammer
zu Chavannes gejammert hatte, heiratete. Im Jahre
1872, Mitte September, befand ich mich auf dem
Rigi. Ich wollte gerade den Zug besteigen, um nach
Vitznau hinabzufahren; da klopft mir jemand auf
die Schulter und begrüßt mich mit meinem Familien-
namen. Ich drehe mich um, und vor mir steht ein
elegant gekleideter, ungemein blühend aussehender
Herr, der ein bildschönes Frauenzimmer am Arme
führt. Der Herr kommt mir allerdings sehr bekannt
vor, doch kann ich mich im Augenblicke weder an
seinen Namen, noch an den Ort erinnern, wo ich
ihn kennen gelernt. Der Herr sucht mich nun,
behufs der Wiederkennung, auf eine sichere Spur zu
leiten; er sagt: „Ich habe die Ehre, Ihnen meine
werte Gemahlin vorzustellen, die Ihnen par renommée
bekannt ist. Wir sind gerade auf unserer Hochzeits-
reise begriffen. Ich finde nicht Worte genug, Ihnen
meine große Ueberraschung und Freude auszudrücken,
Sie wieder zu sehen. Geht Ihnen denn kein Licht
auf, erkennen Sie denn meine Stimme nicht mehr,
wenn auch mein Bild aus Ihrem Gedächtnis ver-
schwunden sein sollte?" Ich ziehe hierauf alle Register
meines sonst nicht schlechten Gedächtnisses, ich durch-
fliege die ganze Registratur und Nomenklatur meiner
Freunde, allein alle Findigkeit, aller Spürsinn und
alle Witterung waren mir abhanden gekommen. Da

hielt es denn mein vis-à-vis an der Zeit, mir mit dem Zaunpfahl zu winken, er sagte: „Aber Sie erinnern sich doch sicherlich noch jenes jungen Mannes, der in heftigem, an Verzweiflung grenzendem Affekt geseufzt und gejammert: ‚Ach meine inniggeliebte, süße Braut!‘ Diese Person hier ist jene Braut, die mir das Sterben so schwer machte.“ Leidensgefährte, Todeskandidat von Chavannes! rief ich und breitete meine Arme aus und sank dem lieben, teuern Freund an die Brust. Kein Wunder, sagte ich dann, daß ich Sie nicht wieder erkannte, denn ich sah Sie früher nur in Uniform, mit feldzugsmäßig verwildertem Bart und nie so blühend und strozend von Kraft und Gesundheit. — Wie schade, daß wir uns sogleich trennen mußten, denn mein Zug sezte sich in Bewegung.

Dr. Coulon teilte mir ferner mit, daß er seiner Frau geschrieben und sie zu einer Zusammenkunft in Straßburg eingeladen habe. Dasselbe habe Dr. Scholl getan. Sie seien dann ihren Frauen bis Heidelberg entgegengefahren und hätten sie von dort heute Vormittag mit dem Schnellzug hierher gebracht. Sie beabsichtigten nun, heute und morgen hier zu bleiben und übermorgen mit mir auf den Kriegsschauplaz abzureisen. Dr. Coulon lud mich ein, mit ihm in das Hotel Maison rouge zu gehen, wo er und Dr. Scholl wohnten. Ich nahm selbstverständlich diese Einladung an und begrüßte aufs freudigste

meinen Leidensgefährten Dr. Scholl und die beiden Frauen meiner lieben Kriegskameraden.

Nachdem wir zu Mittag gegessen hatten, besuchte ich die mir befreundete Familie des Herrn Josef Pascal, die in der Kinderspielgasse wohnte. Ich kannte diese liebwerte Familie schon seit mehreren Jahren, hatte sie früher öfters besucht und war bei ihr, nach der Kapitulation Straßburgs, einquartiert. Auch für heut und morgen nahm ich bei ihr mein Absteigquartier, ich war dort gleichsam zu Hause und verlebte zwei sehr angenehme Tage im Schoße dieser Familie, von der man mit Recht sagen kann: Eltern und Kinder sind Ein Herz und Eine Seele.

Am 1. Februar aß ich im Hotel Maison rouge mit den beiden Stabsärzten und ihren Frauen zu Mittag, und nach demselben machten wir gemeinschaftlich einen größeren Spaziergang nach Schiltigheim, Bischheim, Hönheim und Ruprechtsau, wo die Herrn Stabsärzte ihren Frauen an mehreren Orten ihre Erlebnisse während der Belagerung von Straßburg erzählten. Ich habe schon früher erwähnt, daß beide Stabsärzte dem 4. rheinischen Infanterie-Regimente Nr. 30 zugeteilt waren.

Die Stabsärzte begrüßten im Vorbeigehen ihre früheren Quartierherrn nebst deren Familien. Ich selbst wollte die Herrn Pfarrer von Bischheim und Ruprechtsau, die ich, während der Belagerung Straßburgs, öfters besucht, und in deren Kirchen ich wieder-

holt Militärgottesdienst gehalten, einen Besuch abstatten, allein ich traf dieselben leider nicht zu Hause an, was ich aufrichtig bedauerte. Beide Herrn hatten sich stets sehr amtsbrüderlich, entgegenkommend und wohlwollend gegen mich gezeigt. An ihnen war keine Spur von engherzigem Nationalitätenstolz, von französisch-katholischer Exklusivität und Verkezerungssucht, von Abneigung, Mißtrauen und steifer Zugeknöpftheit zu entdecken. Sie haben alles aufgeboten, damit der Militärgottesdienst würdig und feierlich gehalten werden konnte, und öfters haben sie mir mit größter Bereitwilligkeit Aushilfe im Beichtstuhle geleistet, wofür ich ihnen hiemit öffentlich meinen wärmsten Dank abstatte.

Wir besuchten auch den Gottesacker in Ruprechtsau. Hier ruhen viele deutsche Soldaten von der 1. preußischen Reservedivision, namentlich vom 30. Infanterie-Regiment, die ich beerdiget hatte. Wir nahmen mit großem Wohlgefallen wahr, daß auf ihren Gräbern große, mit Oelfarbe weiß angestrichene Kreuze aufgepflanzt sind, auf welchen die Namen, die Charge, die Truppenabteilung, der sie angehört hatten, und ihr Todestag in großer, schwarzer Schrift angegeben sind.

Nachdem, am 2. Februar, die beiden Frauen der Herrn Stabsärzte in aller Frühe abgereist waren, fuhren auch wir per Eisenbahn ab, zunächst nach Nanzig. Von dort nach Süden geriet unsere Reise sehr ins

Stocken, sie erlitt täglich Verzögerungen, weil auf dem Kriegsschauplaz von einem regelmäßigen Fahrtenplan gar keine Rede sein konnte; es gab damals nur Lokaï- und Militärzüge. Man brauchte, um eine Strecke zurückzulegen, die man in Friedenszeiten in einem halben Tage, das heißt, in 6 Stunden durcheilt, mindestens eine Woche. Von Nanzig bis Vesoul z. B. brauchten wir 2 volle Tage. Von Vesoul bis Dôle, dem Ziel unserer Reise, war jede Eisenbahnverbindung unterbrochen, wir mußten meistens per Bauernwagen unsere Weiterreise bewerkstelligen, und darum brauchten wir, um von Vesoul nach Dôle zu gelangen, 4 volle Tage! Das war, mitten im Winter, bei sehr schlechtem, naßkaltem Wetter, gewöhnlich auf offenem Bauernwagen, eine höchst langweilige und beschwerliche Reise, überdieß gerieten wir, während derselben, einmal im höchsten Grad in Lebensgefahr.

Auf der Strecke zwischen Epinal und Vesoul überbrückt die Bahn ein tiefes Tal. Die Brücke war aber von den Franzosen gesprengt worden, um das schnelle Vordringen der deutschen Armee zu verhindern. Da die deutschen Genietruppen die Notbrücke noch nicht ganz hergestellt hatten, mußte man aussteigen, die außer Betrieb gesezte Strecke auf einem Notsteg zu Fuß zurücklegen und jenseits des Tales den nach Vesoul bestimmten Zug besteigen. Hier nun, bei dieser gesprengten Brücke, ereignete

sich ein großes Unglück, das auch uns mit dem Tod bedrohte.

In dem Zuge, mit dem wir von Epinal abfuhren, waren keine Personenwagen angehängt, wir mußten also mit einem Gepäckwagen fürlieb nehmen. Als nun unser Zug in die Nähe der gesprengten Brücke kam, war dort eine Menge Personen- und Güterwagen in langen Reihen auf dem Bahngeleise aufgestellt. Infolge eines falsch gegebenen oder überhörten Signals fuhr unser Zug mit starker Fahrgeschwindigkeit in eine Wagenreihe hinein. Es entstand durch den heftigen Anprall und die Zertrümmerung vieler Wagen ein heftiges Krachen und Donnern, und gleichzeitig wurden wir plözlich an die Rückseite des Gepäckwagens mit solcher Wucht geschleudert, daß uns Hören und Sehen verging, daß wir einige Augenblicke, wegen der fürchterlichen Kontusion der Brust- und Bauchhöhle, nicht zu atmen vermochten, und jeder von uns glaubte, Arm und Bein gebrochen zu haben. Der Anprall war so gewaltig, daß einem der Stabsärzte der Degen aus der Scheide und in die gegenüberstehende Wand fuhr, wo er in wagrechter Richtung stecken blieb. Und dennoch kamen wir mit dem Leben und mit ungebrochenen Gliedern davon. Allerdings hatte jeder von uns einige schwere Püffe, Beulen, Schrammen, Quetschungen und Hautabschürfungen davongetragen. Auch unsere Montur war übel zugerichtet

— sie hatte Aehnlichkeit mit den geschlizten Puffärmeln des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Wir sollten also offenbar mit allem Mißgeschick, mit allen Gefahren und Leiden des Kriegslebens heimgesucht werden.

Nicht alle, die bei dieser Katastrophe beteiligt waren, sind so wohlfeil durchgekommen wie wir — es gab vielmehr schwer Verwundete und Tote unter ihnen. Unser Zug war in einige Personenwagen, die mit Kriegsgefangenen besezt waren, hineingefahren und hatte dort großes Unglück angerichtet. Man trug, nachdem wir ausgestiegen waren, aus einem einzigen jener Wagen 6 französische Soldaten und legte sie auf die Böschung des Bahndammes. Alle waren bewußtlos, und 2 derselben entweder schon leblos oder in den lezten Zügen liegend. Blut floß allen aus Mund, Nase und Ohren, einige hatten verrenkte Arme oder Beine, gebrochene Gliedmaßen oder Löcher in der Hirnschale. Sie boten einen erschütternden Anblick dar. Ich erteilte in aller Eile sämmtlichen die Generalabsolution; denn ihre Kameraden bezeugten, daß alle 6 Katholiken seien. Wir konnten uns nur kurze Zeit an dieser Unglücksstätte aufhalten, da man uns dringend aufforderte, den Notsteg zu passieren und den nach Vesoul abfahrenden Zug zu besteigen. Steif und krämpfig, hinkend und schwerfällig schleppten wir uns über den Steg und ließen uns dann in einem Per-

sonenwagen nieder. Abends erreichten wir Vesoul, eine Stadt mit 9000 Seelen, und wurden dort einquartiert.

Ich hatte schon früher (am 7. November 1870 und 1. Januar 1871) in Vesoul meines Amtes als Feldpater gewaltet, nämlich feierlichen Militärgottesdienst gehalten und die Lazarete besucht, weßwegen ich in dieser Stadt kein Neuling war. Uebrigens ist von Vesoul selbst nichts von besonderem Interesse zu berichten, wohl aber von seiner Umgebung. Es erhebt sich nämlich in unmittelbarer Nähe der Stadt ein isolierter, schön abgerundeter, fast zuckerhutförmiger, 1391 Fuß hoher Berg, La Motte genannt, auf welchem eine kolossale Statue der Muttergottes — Notre-Dame de la Motte — aufgestellt ist, die weithin die ganze Gegend beherrscht. Diese Muttergottes-Statue wurde anno 1854 errichtet, und zwar zum Danke gegen Gott, der in dem genannten Jahre die Cholera, die in der ganzen Umgegend zahllose Opfer forderte, auf die Anrufung und Fürbitte Mariens, von Vesoul fernhielt. Am 6. November des vorigen Jahres bestieg ich bei herrlichem Wetter, in Gesellschaft des Feldpredigers Spreer, den genannten Berg, und genossen wir auf dessen Gipfel eine ganz außerordentlich schöne, großartige Aussicht. Genannter Feldprediger, mit dem ich oft ein und dasselbe Quartier teilte, ist protestantischer Geistlicher, ein nobler Charakter und Ehrenmann durch

und durch. Herr Spreer ist ein Protestant, der sich die volle Unbefangenheit der Ansicht, des Urteils und der Ueberzeugung gewahrt hat, der, weil frei von Vorurteilen und unbeirrt durch die zahllosen Geschichtslügen, die der studierenden Jugend auf den protestantischen Studienanstalten eingetrichtert werden, eine objektiv und subjektiv wahre Anschauung von der katholischen Kirche erlangt hat, der gegen Andersgläubige durchaus tolerant und im Umgang äußerst rücksichtsvoll und liebenswürdig ist. Herr Spreer war und ist mir noch ein lieber Freund, mit dem ich, seitdem er seine Entlassung als Feldprediger erhalten hat, in Korrespondenz stehe. Derselbe ist gegenwärtig Pfarrer in Caseburg auf der Insel Usedom, die zur preußischen Provinz Pommern gehört, in einer Gegend, wo es nur Wasser, Sand, Himmel und Fische gibt. Herr Spreer wird sich gewiß oft mit Wehmut an die prachtvolle, entzückende, Aussicht von Notre-Dame de la Motte erinnern.

Was dies mein freundschaftliches Verhältnis mit einem Andersgläubigen anbelangt, sage ich, gestützt auf meine Erfahrung: Gemeinschaftlich bestandene Leiden und Gefahren sind ein starker Magnet, Elemente, die unter den gewöhnlichen, alltäglichen und spießbürgerlichen Verhältnissen getrennt waren, zu vereinigen, sie sind ein feuerfester und wetterharter Kitt, der Menschen, die infolge religiöser Differenzen, einander apathisch und selbst antipathisch gegenüber=

standen, einträchtig und friedfertig stimmt, sie mit Achtung und Liebe erfüllt und ein festes Band um ihre Herzen schlingt.

Am 5. Februar fuhren wir bei heftigem Regen, der mit Schneeflocken untermischt war, in schneidendem Wind, auf einem gewöhnlichen, offenen Bauernwagen, dessen Räder oft bis an die Achsen in den Kot einschnitten, nach Granvelle, einem armseligen Nest, an einem miserablen Vizinalwege nach Gray gelegen. Dem Wetter, Weg und Wagen glich unser Quartier so auffallend wie ein Ei dem andern.

Des andern Tags, den 6. Februar, hauderten wir, unter Jammer und Elend, abermals auf einem Bauernwagen, bei, wo möglich, noch schlechterem Wetter und auf wahrhaft himmelschreiend miserablem Weg, nach Gray. Mein Mantel troff vom Regen, und waren unsere Gesichter und Hände von der Kälte und Feuchtigkeit so aufgedunsen, als wären wir in hohem Grade wassersüchtig. Aber, lieber Leser, stelle dir das Schicksal der armen Soldaten lebhaft vor, die sich bei solchem Wetter, auf solchen Straßen, durchnäßt bis auf die Haut, sehr oft schlechte, zerrissene Schuhe an den Füßen, den schweren Tornister auf dem Rücken, das Gewehr auf der rechten Schulter, den Brodbeutel an der Seite, die Patrontasche am Gurt, 12—14 Stunden weit marschieren müssen, des Nachts, und oft auch

untertags, nichts Warmes zu essen bekommen und entweder auf Stroh in einer Scheuer, in einem Stall, Schuppen, Hausgang oder auch ohne Stroh, im freien Feld, unter dem freien Himmel, auf der hart gefrorenen oder schneebedeckten Erde liegen müssen! Das Alles wird jedem Soldaten während eines jeden Feldzuges unzählige Male zu theil. Ja, der Soldat hat im Krieg furchtbare Strapazen auszuhalten, und nicht selten unterligt er denselben — Lagertyphus, Lazaretfieber und Ruhr raffen gewöhnlich in jedem Kriege ebenso viele Soldaten dahin als Pulver und Blei, Lanze und Schwert.

Am 7. Februar verließen wir Gray. Heute fuhren wir nobel, flott und äußerst originell. Einige badische Offiziere fuhren nämlich in einem langen gedeckten Wagen, à la Omnibus, nach Pesmes. Da noch 3 Pläze unbesezt waren, luden die Offiziere uns ein, mit ihnen nach Pesmes zu fahren. Wir akzeptierten das Anerbieten unverzüglich und mit großem Dank.

Unser Wagen war ein alter, ausrangierter Jagdwagen irgend eines badischen Landesvaters, schwerlich aber des jezt regierenden Großherzogs, denn dazu sah der Wagen viel zu ehrwürdig und patriarchalisch aus. Er hatte eine ganz auffallende, sehr altmodische, wahrscheilich dem XVIII. Jahrhundert angehörende Form: er war nämlich außerordentlich lang, so zwar, daß auf jeder Seite 9 bis

10 Personen sizen konnten. Auf den vorderen und hinteren Achsen erhoben sich in einem kühnen Bogen geschwungene Federn, an deren Enden gewaltige, eiserne Ringe befestigt waren. Durch diese Ringe liefen breite, starke, drei= und vierfach auf einander genähte Riemen, die an den unteren Seiten des großmächtigen Nimrodkastens befestiget waren. Während der Fahrt schaukelte und baumelte dieses antike Raritätenmonstrum hin und her, hinüber und herüber wie eine Gondel auf sturmbewegten Wellen, und wenn man bei den immerwährenden Schwankungen dieser Schaukel für große Kinder die leidige Seekrankheit nicht bekam, so konnte man sich allerdings der festen Ueberzeugung hingeben, daß Nerven und Magen sich in einem bombenfesten Zustande befinden. Also mit diesem schon längst in den wohlverdienten Ruhestand versezt gewesenen Inventarstücke des grauen Altertums, das der deutsch=französische Krieg wieder reaktiviert, renoviert und wie eine alte Jungfrau frisch lackiert, schreiend geschminkt und elastisch gepolstert hatte, fuhren wir nobel und flott von Gray nach Pesmes. Die Unterhaltung ließ nichts zu wünschen übrig. So folgt denn in der Regel Freud auf Leid — gestern und vorgestern wurden wir von armseligen, kotigen Bauernwägen malträtiert, heute aber schaukelten wir uns in einer großherzoglich badischen Jagdwagengondel — darum, meine Seele, verzage nicht:

post nubila sol! Auf Regen folgt Sonnenschein! Go ahead!

Pesmes ist ein so winzig kleines und unbedeutendes Städtchen, daß ihm wahrscheinlich auch seine Todfeinde nichts nachsagen können, folglich ist auch mir tiefstes Stillschweigen auferlegt. Obgleich nun allerdings Schweigen — Gold und Reden nur Silber ist, so will ich trozdem, bezüglich Pesmes', auf das Gold verzichten und nach dem Silber greifen. Ich will nämlich drei Abenteuer erzählen, die ich bei meinem ersten Besuche dieses kleinen Städtchens erlebt habe.

Mitte Oktober 1870 rückten große Truppenmassen des 14. Armeekorps von Pesmes aus vor die feindliche Festung Auxonne. Ein Parlamentär wurde von dem Höchstkommandierenden in die Festung gesendet. Er hatte den Befehl, die Besazung unter den schwersten Androhungen aufzufordern, die Festung bis längstens mittags 12 Uhr zu übergeben. Der Festungskommandant ließ durch den Parlamentär melden, bis 12 Uhr werde bestimmt Antwort erfolgen. Was geschah zur bestimmten Stunde? Schlag 12 Uhr fingen alle Glocken in Auxonne zu läuten an, alle Kanonen wurden abgefeuert und ein Hagel von Bomben und Granaten sauste auf die deutschen Truppen. Da dieselben aber gedeckte Stellung eingenommen hatten, blieb das feindliche Feuer wirkungslos. Das war

auch eine Antwort, und zwar eine sehr deutliche und kräftige Antwort. Da wir weder den Willen, noch hinlänglich Mannschaft besaßen, die Festung mit Sturm zu nehmen oder sie zu belagern, zogen unsere Truppen teils in der Richtung nach Dijon, teils nach Pontarlier ab.

Am 22. Oktober 1870 rückten unsere Truppen von Pesmes aus wieder gegen Auxonne vor. Da machte die Besazung der Festung einen Ausfall gegen dieselben. Es entspann sich ein hartnäckiges Gefecht, das unsere Artillerie zu Ungunsten der Franzosen entschied. Die ausgefallene Besazung mußte sich, nach erlittenem schweren Verluste, in die Festung zurückziehen. Wir bezogen nun im Umkreise Auxonnes Quartiere, um die Festung teils zu beobachten, teils ihre Besazung im Zaum zu halten. Drei Kompagnien des 30. Regimentes hielten Pesmes besezt, und die neunte Kompagnie, der ich mich anschloß, besezte, durch eine Abteilung Husaren verstärkt, ein Eisenwerk, das eine Viertelstunde von Pesmes entfernt ist und am Oignon ligt. Oberlieutenant Kluge war der Kommandant der Kompagnie, und Rittmeister von Hancke war der Eskadrons-Chef der Husaren. Das Eisenwerk bildete einen Komplex von mehreren großen Gebäulichkeiten. Da ein Ueberfall von der Festung Auxonne aus sehr zu befürchten war, so wurden alle Vorkehrungen zur wirksamen Verteidigung des Eisenwerkes getroffen. Alle Brücken,

die über Bäche und Kanäle nach dem Eisenwerk führten, wurden zerstört, und alle Zugänge, Türen und Tore der Gebäulichkeiten verbarrikadiert, überdieß wurden auf allen Seiten Doppelposten aufgestellt. Kein Soldat durfte sich des Nachts auskleiden, und alle Pferde mußten gesattelt bleiben. Doch die Nacht ging vorüber, ohne daß wir überfallen wurden. Am nächsten Tage, den 23. Oktober, einem Sonntag, verblieben wir in dem verbarrikadierten Eisenwerk. Nachmittags um 1 Uhr erschien nun der Pfarrer von Pesmes mit seinem Vikar vor dem Eisenwerk und verlangte, mich zu sprechen. Er hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß sich ein katholischer Feldpater in dem Eisenwerk befinde, und nun war er gekommen, um denselben einzuladen, im Pfarrhause Quartier zu beziehen. Ich dankte dem Herrn Konfrater aufs verbindlichste für seine Einladung, erklärte ihm aber, daß es mir unter den obwaltenden Umständen unmöglich seie, von seiner Einladung Gebrauch zu machen.

Gegen Abend gingen 20 Mann von der Besazung unserer improvisierten Festung, unter Anführung eines Feldwebels und eines Unteroffiziers, über den Oignon, teils um zu rekognoszieren, teils um Lebensmittel zu requirieren, in ein nahe gelegenes Dorf. Dort wurden sie aber von Franktireurs und bewaffneten Bauern in großer Ueberzahl angegriffen und genötigt, die Flucht zu ergreifen.

Während der Nacht kehrten 15 Mann vereinzelt in das Eisenwerk zurück. Sie waren von den Franktireurs und Bauern so rasch und hartnäckig verfolgt worden, daß sie sich nur durch den Rückzug auf dem kürzesten Weg zum Eisenwerk retten konnten und sich genötigt sahen, durch den Oignon zu schwimmen. Einer von ihnen erhielt, während er hinüber schwamm, einen Schuß in die rechte Seite der Brust. Die Kugel hatte die ganze Brusthöhle durchbohrt. Der Verwundete kam in unser Zimmer, da er dazu unsere Erlaubnis erhalten hatte, und sezte sich vor das Kaminfeuer. Nachdem er uns sehr lebhaft erzählt hatte, daß sie von Franktireurs und bewaffneten Bauern in großer Ueberzahl überfallen worden und zur Flucht genötigt worden seien, daß er über den Oignon geschwommen und dabei einen Schuß in die Brust erhalten habe, befahlen ihm die Offiziere, seinen Waffenrock und das Hemd auszuziehen und seine Wunde untersuchen zu lassen. Wir waren ihm bei der Entkleidung seines Oberkörpers behilflich. Als wir sodann seine Wunde untersuchten, sahen wir, daß die Kugel auf der einen Seite in die Brust gedrungen und auf der andern wieder herausgeflogen war. Sein Waffenrock war natürlich ebenfalls doppelt durchlöchert. Die beiden Wunden bluteten nur sehr wenig, auch fand sich im Hemd nur eine unbedeutende Blutspur. Der Verwundete fühlte nicht den geringsten Schmerz,

und fiel ihm das Sprechen nicht beschwerlich. Wir boten ihm Speise und Trank an, allein er lehnte beides dankend ab, doch bat er, ihm eine Zigarre zu geben, da er sich darnach sehne, zu rauchen. Wir gaben ihm eine Zigarre, er zündete dieselbe an, rauchte mit großem Wohlbehagen und erzählte sehr lebhaft und ausführlich die näheren Umstände, die bei dem von den Franktireurs und den Bauern ausgeführten Ueberfalle stattgefunden. Plözlich ließ er aber die erhobenen Arme sinken, die Zigarre entfiel seinem Mund, und lautlos glitt er vom Stuhl auf den Boden. Wir hoben ihn schnell auf und sezten ihn wieder auf den Stuhl, aber mit Schrecken gewahrten wir, daß er plözlich gestorben. Des andern Tages wurde er auf dem Gottesacker zu Pesmes beerdiget.

Wir hofften umsonst, die fehlenden sieben Soldaten würden wenigstens am andern Morgen zurückkehren — sie waren und blieben aber verschwunden.

Am 24. Oktober verließen wir das Eisenwerk und marschierten mit den drei Kompagnien, die in Pesmes im Quartier gelegen waren, nach Gray zurück. In der Nähe eines Dorfes, das zwischen Pesmes und Gray ligt, wurde plözlich „Halt“ kommandiert. Sogleich sprangen einige Soldaten über den Straßengraben, schlugen das Gewehr auf eine mächtige Eiche an und schritten behutsam auf dieselbe zu, indem einer von ihnen, welcher der französischen Sprache mächtig war, schrie: „Mettez bas

le fusil!“ Da sah ich denn zu meinem größten Staunen einen Mann hinter der Eiche stehen, der eine doppelläufige Jagdflinte auf die Truppen angeschlagen hatte, allein er hatte nicht den Mut, respektive die Tollkühnheit, Feuer zu geben. Er sezte das Gewehr ab, lehnte es an die Eiche und ließ sich verhaften. Der Bataillons-Kommandant nahm nun sogleich ein Verhör mit dem Franzosen vor, dessen Tollkühnheit an Wahnsinn grenzte. Es stellte sich heraus, daß der Arrestant der Bürgermeister des nahe gelegenen Ortes war, der, um sich und Frankreich an den Preußen zu rächen, wenigstens zwei derselben töten wollte. Der Kommandant verurteilte den racheburstigen Bürgermeister, der aber jezt wie Espenlaub zitterte, zum Tod und befahl, weil derselbe angegeben hatte, verheiratet zu sein, ihn in das nächste Dorf mitzunehmen, damit er dort von seinen Angehörigen, namentlich von Weib und Kind, Abschied nehmen könne. Ich war Augenzeuge dieser erschütternden Szene. Es war herzzerreißend, wie die Frau des Unglücklichen ihm um den Hals fiel, sich an ihn hing und sein Antliz mit Tränen und Küssen bedeckte. Sie riß sich dann, Verzweiflung auf dem geisterbleichen Antliz, aus der Umarmung ihres Mannes, fiel vor den Soldaten nieder, hob ihre Hände flehentlich empor und bat um Gnade und Barmherzigkeit. Unterdessen hingen sich die drei Kinder, von denen das älteste ein Mädchen von

circa 12 Jahren war, an ihren unglücklichen, zum Tod verurteilten Vater und weinten, jammerten und wehklagten, daß es einen Stein hätte erweichen können. Dieser schrecklichen Szene machte der Kommandierende dadurch ein Ende, daß er befahl, den Verurteilten zu ergreifen, ihn aus dem Haus zu führen und seine Angehörigen zu verhindern, das Haus zu verlassen. Dieser Befehl wurde sogleich ausgeführt. Die Soldaten ergriffen den Verurteilten, drängten seine Angehörigen zurück, führten ihn dann aus dem Hause, stellten ihn zwischen zwei Reihen Soldaten und besetzten dann das Haus auf allen Seiten, so daß Frau und Kinder dasselbe nicht verlassen konnten und verhindert wurden, der Exekution beizuwohnen. Nun wurde kommandiert: „Vorwärts, marsch!“ Ich glaubte nicht anders als: der arme Wicht werde sogleich, nachdem wir das Dorf verlassen haben würden, erschossen werden. Ich begab mich also an seine Seite, marschierte neben ihm her und forderte ihn auf, sich auf den Tod vorzubereiten. Ich teilte ihm mit, daß ich katholischer Feldpater seie und bereit wäre, ihn Beicht zu hören, auf den Tod vorzubereiten und ihm bis zur Exekution beizustehen. Da ritt aber der Adjutant zu mir heran und benachrichtigte mich, daß die Exekution nicht sogleich, sondern erst in Gray vorgenommen werde, daß ich also dort hinlänglich Zeit hätte, den Verurteilten auf den Tod vorzubereiten. Nachdem wir in Gray

eingerückt waren, eröffnete der Kommandant demselben, daß er ihn begnadigen, ihm also Leben und Freiheit schenken werde, wenn er Willens und im stande sei, über den Verbleib jener sieben Soldaten, die gestern von Franktireurs und Bauern überfallen worden und in das Eisenwerk nicht zurückgekehrt waren, bestimmte Angaben zu machen, namentlich wenn es ihm gelingen sollte, ihnen die Freiheit zu verschaffen, sofern sie gefangen genommen worden wären. Ueber diese Eröffnung zeigte sich der Bürgermeister hoch erfreut und versicherte und versprach hoch und heilig, daß er, seine Frau und seine ganze Verwandtschaft alles aufbieten werden, um ihm (dem Kommandanten) sichere Kunde über das Schicksal der vermißten sieben Soldaten zu verschaffen. Sollten dieselben noch am Leben sein, so zweifle er nicht daran, daß sie gegen ihn ausgewechselt würden. Er bezeichnete sodann mehrere Bürger seines Dorfes, die er, unter Darlegung des ganzen Sachverhaltes, schriftlich auffordern werde, so rasch und umsichtig als möglich alle Anstalten zu treffen, damit die sieben vermißten Soldaten ausfindig gemacht und gegen ihn ausgewechselt würden. Dieses Schreiben wurde, auf Befehl des Kommandanten, von einem Staffetten unter starker militärischer Bedeckung in das Dorf des verurteilten Bürgermeisters gebracht und den Betreffenden übergeben. Und richtig! Es waren noch keine 24 Stunden

verflossen, als die mit dem Vollzug der Requisition beauftragten Bürger in Gray erschienen und meldeten: die sieben Soldaten seien beim Ueberfalle verwundet worden, sie befänden sich noch an demselben Orte, in welchem sie überfallen wurden, und seien die Franktireurs und Bauern erbötig, den zum Tod verurteilten Bürgermeister durch die Freilassung der sieben verwundeten Soldaten von der Exekution loszukaufen. Des andern Tags trafen die verwundeten Soldaten zu Wagen in Gray ein, worauf der Bürgermeister in Freiheit gesezt wurde und frohlockend heimkehrte. Ich bin fest überzeugt, daß ihm die Jagd auf Preußen gründlich entleidet war, und daß er sich auch in dem Fall sorgfältig vor derselben gehütet haben würde, wenn ihm der Kommandant sein konfisziertes Jagdgewehr zurückgegeben hätte. Es sind den Franzosen während des Feldzugs 1870—71 geradezu unzählige Waffen, namentlich Jagdgewehre, abgenommen worden, die jezt in ganz Deutschland als Andenken an jenen Feldzug aufbewahrt und, sofern sie sich zur Ausübung der Jagd eignen, fleißig benüzt werden. Ueberdies wurden gegen 500.000 Militärgewehre von den deutschen Armeen erbeutet. — Das meine Erlebnisse in der Umgebung von Pesmes im Spätjahr 1870.

Die Herrn Stabsärzte und ich kamen, am 7. Februar, erst nachts nach Gray und wurden in

einem Wirtshause einquartiert. Hier erfuhren wir nun, daß der Stab der Brigade, die unter dem Kommando des Generals von der Goltz stand, und der Stab des 4. rheinischen Infanterie-Regimentes Nr. 30, das zur Brigade des genannten Generals gehörte, und dem ich zugeteilt war, sich gegenwärtig in Dôle befinden. Wir waren also vom Ziel unserer Reise nicht mehr weit entfernt.

Am 8. Februar fuhren wir auf einem Bauernwagen, der aber mit preußischen Militärpferden bespannt war, nach Dôle, der Hauptstadt des Departement Jura (früher zur Provinz Franche-Comté gehörend). Dôle ligt wunderschön in einem lieblichen Tale am Doubsflusse und dem Rhône-Rheinkanal und beherbergt 12.000 Einwohner. Die Stadt lehnt sich, terrassenförmig aufgebaut, an eine mit Weingärten bepflanzte Anhöhe. Dôles Umgebung ist so reizend schön und lieblich, daß sie allgemein „val d'amour", Tal der Liebe, genannt wird. Dôles Geschichte reicht in das graue Altertum hinauf, es war den Römern lange vor Christi Geburt bekannt und wurde von ihnen Dola-Sequanorum genannt. Es sind noch ansehnliche Ueberreste von Wasserleitungen, Tempeln und einem Amphitheater vorhanden, die aus jener Zeit stammen, da Dôle unter römischer Herrschaft stand. Es wurden in Dôle selbst und in seiner Umgebung bedeutende Funde an Antiquitäten aller Art, namentlich an Münzen,

gemacht, die sich jezt in dem städtischen Museum befinden. Das hiesige Jesuiten-Kollegium hatte einen sehr guten Ruf, es zählte vor dem Krieg in seinem Internate über 500 Zöglinge. Nachdem die Deutschen Dôle besezt hatten, wurde das Jesuiten-Kollegium in ein Militärlazaret verwandelt, in welchem sich, als ich nach Dôle kam, mehrere hundert deutsche Soldaten befanden, die teils verwundet, teils an den Blattern oder am Typhus erkrankt waren.

Nach unserer Ankunft in Dôle begaben wir uns zuerst auf die Kommandantur und ließen uns Quartiere anweisen. Mein Quartier war sehr armselig, allein ich nahm dennoch mit demselben fürlieb, da Dôle mit Militär überfüllt war, und da mich die erlebten Antezedentien an Genügsamkeit gewöhnt hatten.

Vierzehntes Kapitel.

Militärseelsorge in Dôle.

Am 9. Februar, vormittags, meldete ich mich bei General von der Goltz zurück. Derselbe empfing mich auf das allerliebenswürdigste und war hoch erfreut über meine glückliche, ganz unerwartete Rückkehr. Er bat mich, ihm meine Erlebnisse seit dem 13. Januar zu erzählen. Ich entsprach seinem Wunsche und erstattete ihm in gedrängter Kürze

darüber Bericht, wie es mir und meinen 3 Leidensgefährten nach unserer Gefangennehmung ergangen. Von der Goltz hörte mir mit gespanntester Aufmerksamkeit zu und legte oft durch unverkennbare Zeichen an den Tag, wie sehr er über die uns wiederholt von französischen Militärpersonen zu teil gewordene Behandlung erstaunt, empört und entrüstet sei. Als ich meinen Bericht beendet, ergriff er gerührt meine Hand und versicherte mich, daß er tief bedauere, daß wir so Entsezliches zu erdulden gehabt, und daß er den innigsten Anteil an unseren traurigen Erlebnissen nehme. Von der Goltz bewies mir überhaupt, bei jedem sich darbietenden Anlaß, große Gewogenheit. Er war es auch, wie ich später bestimmt erfuhr, der bei dem Höchstkommandierenden des 14. Armeekorps, General von Werder, den Antrag stellte, daß mir die Dekoration des Eisernen Kreuzes verliehen werde. Er erstattete auch dem Armee-Bischof von Namszanowski Bericht über mein Verhalten und meine Leistungen als Feldpater und gab dadurch den ersten Anstoß dazu, daß mir von der deutschen Kaiserin eine Ehrenstola verliehen wurde.

Von der Goltz wies mich an, bis auf weiteres hier in Dôle zu bleiben und die Seelsorge der hiesigen Lazarete zu übernehmen, da sich kein ständiger katholischer Militärgeistlicher hier befand. Es lagen in den hiesigen Lazareten über 400 deutsche Sol=

daten, die, wie ich weiter oben schon bemerkte, meistens von den Blattern und vom Typhus ergriffen worden waren. Es gab nur sehr wenig leicht Erkrankte unter ihnen, die Meisten waren sehr gefährlich krank, und starb über die Hälfte derselben in den Lazareten.

Nachdem ich mich bei General von der Goltz verabschiedet hatte, machte ich dem Oberst, dessen Regiment ich zugeteilt war, dem Herrn von Nachtigal, meine Aufwartung. Ich habe schon im zweiten Kapitel dieses Herrn und seiner Gesinnung gegen mich Erwähnung getan, und deßwegen wird es kaum nötig sein, zu erwähnen, daß mich Herr von Nachtigal mit großer Freundlichkeit und Herzensgüte empfing. Dasselbe gilt von seinem Adjutanten, Herrn von Tiedemann. Nachdem ich den beiden Herrn einige Episoden aus meiner Kriegsgefangenschaft (denn der ausführliche Bericht wurde einem der nächstfolgenden Tage vorbehalten) erzählt hatte, erkundigte ich mich nach meiner Kutsche und Feldkapelle, nach meinen Pferden und Burschen. Mit freudiger Ueberraschung erfuhr ich, daß alles in der hiesigen Dragonerkaserne untergebracht worden sei und sich in bestem Zustand befinde.

Nachdem ich vom Besuche des Herrn von Nachtigal in mein Quartier zurückgekehrt war, erschien eine Ordonnanz mit der Meldung, daß der Höchstkommandierende des 14. Armeekorps, General von

Werder, mich auf morgen, vormittags um 10 Uhr, zu sich bitten lasse. Ich wurde bei meinem, dem Herrn General gemachten Besuche empfangen, begrüßt und behandelt gerade wie ein Sohn von seinem Vater — so freundlich, herablassend und liebevoll war Herr von Werder gegen mich. Er ersuchte mich, ihm meine Erlebnisse während der Kriegsgefangenschaft ganz ausführlich mitzuteilen. Bei allen ihn besonders interessierenden Begebenheiten und Verhältnissen stellte er noch extra Fragen, die ganz ins Detail eingingen. Er zeigte große Freude, als er durch mich die sichere Kunde erhielt, daß jene zwei Offiziere des 28. Infanterie-Regimentes, von denen man glaubte, sie seien im Schlosse Grammont bei Villersexel in den Flammen umgekommen, noch am Leben seien und sich im Lazaret zu Besançon auf dem Wege der Besserung befänden. Ich übergab Herrn von Werder die Erkennungsbrustbleche jener deutschen Soldaten, die in den 9 Lazareten Besançons vor dem 18. Januar gestorben waren, und ferner ein genaues Verzeichnis der 42 kranken oder verwundeten Soldaten, die ich in den dortigen Lazareten angetroffen hatte. Herr von Werder sprach mir in warmen Worten seinen verbindlichsten Dank für alles ihm Mitgeteilte und Uebergebene aus und ersuchte mich, das Verzeichnis jener 42 verwundeten oder kranken Soldaten, die ich in den Lazareten Besançons angetroffen, aus meiner

Brieftasche abzuschreiben, aber unter genauer Angabe der Schlacht oder des Gefechtes, worin sie verwundet wurden, der Art ihrer Verwundung oder Krankheit und der Truppenteile, denen sie angehören, und dann dieses Schriftstück dem Bureau des General-Kommandos zu übergeben. Dieses Schriftstück wurde alsbald, nachdem ich dasselbe der genannten Militärbehörde übergeben hatte, bei den betreffenden Truppenteilen in Zirkulation gesezt und mit hohem Interesse zur Kenntnis genommen. Mehrere der erwähnten 42 Soldaten waren, wie das bei mir selbst und den zwei Offizieren vom 28. Infanterie-Regiment der Fall war, offiziell „tot gemeldet"; es läßt sich also leicht ermessen, mit welcher Freude und mit welchem Dank mein Verzeichnis der 42 verwundeten oder kranken Soldaten und der zwei verwundeten Offiziere beim 14. Armeekorps begrüßt wurde. General von Werder billigte auch die Anordnung des Brigadekommandos, die mich mit der Militärseelsorge in Dôle betraute.

Ich erwähne hier noch speziell, daß die Generäle von Werder und von der Goltz, sowie Oberst von Nachtigal die Militärseelsorge auf alle mögliche Weise unterstützten und ihr Vorschub leisteten, daß sie die Soldaten zum Besuch des Gottesdienstes und Empfang der hl. Sakramente, so viel in ihrer Macht stand, anhielten, und daß sie durch ihr Benehmen in der Kirche, durch eine würdevolle Haltung beim

Gottesdienst und durch ihren häufigen Umgang mit Militärgeistlichen an den Tag legten, daß sie selbst Religion besaßen, und daß Gebet, Frömmigkeit und Besuch des Gottesdienstes ein heiliges Anliegen ihres Herzens war. Die Soldaten waren diesen drei Vorgesezten aber auch mit hoher Verehrung und Liebe zugetan.

Am nämlichen Tage wurde mir ein anderes Quartier angewiesen, ein Quartier, wie ich es während des ganzen Feldzuges nur noch Ein Mal gefunden hatte, nämlich zu Gray, im Schlosse des Grafen von Coligny. Mein neuer Quartierherr hieß Valois ainé; er war ein fein gebildeter, sehr vernünftiger und religiöser Mann. Ich fand hier wirklich eine Heimat, Gemütlichkeit, Aufrichtigkeit, Herzensgüte und Wohlwollen.

In Dôle wartete Arbeit über Arbeit auf mich. Es waren hier vier Militärlazarete, das erste befand sich, wie ich schon erwähnte, im Jesuiten-Kollegium, das zweite in einem Flügel des sehr großen Ursulinerinen-Klosters, das dritte im Stadttheater, und das vierte in einem ärarischen Gebäude. In diesem zulezt genannten Lazarete befanden sich blos Franzosen, die jedoch von eigenen Geistlichen pastoriert wurden, die Seelsorge der andern drei Lazarete lag dagegen mir allein ob, und diese Seelsorge nahm alle meine Zeit in Anspruch.

An den Werktagen las ich die heilige Messe, fast ohne Ausnahme, in der Hauskapelle des Ursulinerinnen-Klosters. Dann besuchte ich von Zimmer zu Zimmer die Kranken und Verwundeten, hörte Beicht, spendete das heilige Sakrament des Altares und die lezte Oelung und stand den Sterbenden bei. Der Nachmittag war stets dem Besuch der beiden andern Lazarete gewidmet, und in der Regel war ich hier bis in die tiefe Nacht beschäftigt.

Jeden Tag, nachmittags um 3 Uhr, hielt ich feierliche Beerdigung mit Militärmusik. Alle Diejenigen, die im Verlauf der vorausgegangenen 12 Stunden gestorben waren, beerdigte ich auf Ein Mal und hielt dabei an dem offenen, gemeinschaftlichen Grabe eine Leichenpredigt. Ich beerdigte also, um ein Beispiel anzuführen, am Montag alle Diejenigen, die in der Zeit von 2 Uhr nachmittags am Sonntag bis 2 Uhr nachmittags am Montag gestorben waren. Es waren in der Regel 6—10. Die Leichname derjenigen Soldaten, die im Kloster der Ursulinerinen und im Stadttheater gestorben waren, wurden stets in das Jesuiten-Kollegium getragen, und dann um 3 Uhr von dort aus beerdiget. Zu jeder Beerdigung war eine größere Truppenabteilung und einige Offiziere kommandiert. Das war also meine Tagesordnung während mehreren Wochen. Wer es nicht mitgemacht hat, der weiß absolut nicht, was das heißen will, wochen-

lang bei Blattern- und Typhuskranken Tag für Tag und sehr oft noch einen großen Teil der Nacht als Priester, namentlich als Beichtvater, sein heiliges Amt verwalten. Ich will von der drohenden Gefahr der Ansteckung nicht einmal reden; es ist etwas ganz Anderes, was dem Priester ein unsäglich schweres Opfer auferlegt und seinen Heroismus auf eine harte Probe stellt — nämlich: der tägliche und stündliche Anblick von so viel Jammer und Elend, Schmerz und Weh ist für ein teilnehmendes, mitleidiges und gefühlvolles Herz ein namenloses Martyrium, das an den Grundfesten der stärksten Natur rüttelt, ihr den Todeskeim ins Herz senkt und sie ins Grab stürzt. Mir war es oft zu Mut, als müßte mein Herz brechen vor Weh und Leid, vor Jammer und Schmerz beim Anblick des höchsten menschlichen Elendes, stets umgeben vom Aechzen und Stöhnen, vom Wimmern und Röcheln der schwer Verwundeten und Sterbenden. Der Mensch ist und bleibt Mensch troz persönlichen Mutes, troz religiöser Begeisterung, troz energischer Willenskraft, und ich glaube nicht, daß ein Priester solch einen aufreibenden Dienst, wie ich ihn in den Lazareten von Dôle während 4 Wochen versah, monatelang versehen könnte, ohne demselben zu erliegen. Solch ein Dienst nagt am Lebensmarke und untergräbt die Gesundheit selbst einer Riesennatur. Man wird durch den steten Aufenthalt in den Krankensälen,

durch den steten Anblick der furchtbar entstellten Leichname der an der Blatternkrankheit Gestorbenen, und durch die erschütternden Szenen an Riesengräbern entweder völlig abgestumpft und gefühllos, oder man bricht selbst zusammen und sinkt ins Grab. Ich erlebte manchen Tag, an dem ich, infolge heftiger Gemütsbewegung und Nervenerschütterung, keinen Bissen genießen konnte, und manche Nacht vermochte ich entweder aus demselben Grunde oder wegen allzugroßer körperlicher und geistiger Ueberanstrengung und Erschlaffung nicht zu schlafen. Aber auch wenn ich schlief, träumte ich von Kranken und Sterbenden und war umgaukelt von Leichen und Särgen.

Meine einzige Erholung bestand bisweilen darin, daß ich mich, am späten Abend, nach des Tages Mühen und Beschwerden, während einer Stunde, mit meinen Leidensgefährten Dr. Coulon und Dr. Scholl, ferner mit den Feldärzten Dr. Schwärzle, einem geborenen Endinger, und Dr. Schürmayer, einem geborenen Emmendinger, unterhielt. Bei diesen sogenannten Unterhaltungen fehlte aber, fast ohne Ausnahme, die frohe Stimmung und der Humor; es machte sich eine gewisse Melancholie, Gedrücktheit und Niedergeschlagenheit geltend — offenbar die Folge der Erschöpfung von Leib und Seele.

Im Lazarete des Jesuiten-Kollegiums lag auch ein Landsmann von mir, namens Albert Zink. Er war ein Sohn des Endinger Bürgers Paul Zink, und litt am Nervenfieber. Dr. Schwärzle führte mich schon am ersten Tage nach meiner Ankunft in Dôle an das Krankenlager unseres Landsmannes. Zink erkannte mich sogleich und äußerte eine große Freude, mich zu sehen. Ich tröstete den Armen und versprach ihm, seine Eltern in meinem nächsten Briefe, den ich meinem Vater schreiben würde, von ihm zu grüßen. Dr. Schwärzle behandelte den Kranken mit größter Sorgfalt und erlebte auch die Freude, ihn durch die ärztliche Kunst gerettet zu haben. Im Sommer 1872 traf ich Albert Zink in Endingen, vollständig wiederhergestellt, als einen strammen, blühend aussehenden Mann. Dr. Schwärzle dagegen kam, nach beendigtem Kriege, sehr leidend nach Haus. Er hatte sich, infolge der ausgestandenen Strapazen des Feldzuges und seines aufreibenden Dienstes in den Lazareten, eine schleichende Schwindsucht zugezogen. Troz aller ärztlichen Kunst, troz Schonung und sorgfältig eingehaltener Diät, schwand er immer mehr dahin und sank vor 5 Jahren ins Grab.

Als wir am 4. März zu Mittag speisten, wurden urplözlich alle Glocken des hiesigen Domes geläutet — das erste Mal, daß ich hier eine Glocke läuten hörte. Daß in Feindesland, während eines

Krieges, die Glocken nicht geläutet werden dürfen, habe ich weiter oben erwähnt. Wir alle waren in hohem Grade erstaunt, sämmtliche Domglocken läuten zu hören; denn niemand von uns wußte den Grund dieses jedenfalls bedeutungsvollen Ereignisses anzugeben. Eines fragte das Andere, doch keines wußte bestimmte Antwort zu geben; man erschöpfte sich in Vermutungen und verfiel bald auf diese, bald auf jene Lösung des Glockenrätsels. Von der Straße her ließ sich ein animiertes Leben und Treiben vernehmen, man hörte springen, rufen, singen, jauchzen. Da öffnete unser Quartierherr das Fenster und fragte einen vorübergehenden Bekannten: „Was gibts denn, was ist los?“ Der Gefragte antwortete: „Es wurde Frieden geschlossen!“ Wenn nach einem rasenden Gewitter, während dessen der Sturmwind tobte, und Blize sich entluden, die Menschen und Tiere niederstreckten und Wohnungen in Brand steckten, während dessen Wolkenbrüche niedergingen, die alles unter Wasser sezten, und der Hagel wie mit eisernen Ruten Felder und Wiesen, Gärten und Weinberge peitschte, der siebenfarbige Regenbogen majestätisch am Himmel sich aufbaut und das Ende des Gewittersturmes und den Frieden verkündet, den die mit einander in Kampf geratenen Naturkräfte geschlossen; so kann dieser Anblick keine innigere Rührung, keine größere Freude und keinen verbind=

licheren Dank gegen Gott hervorrufen als diese Botschaft: „Es wurde Frieden geschlossen!" Frieden — dieses Wörtlein besteht aus sieben Buchstaben, aber welche Wirkung übten diese sieben Buchstaben aus auf zwei große Nationen und Länder, auf 77 Millionen Einwohner und namentlich auf die deutsche und französische Armee! Welche Worte, welche Feder, welche Presse ist im stand, den Jubel zu schildern, der damals Deutschland und Frankreich durchbrauste, als die Glocken und die Salutschüsse verkündeten: „Frieden!" Man muß das erlebt, man muß das gesehen haben: welches Frohlocken, welche Glückseligkeit diese Nachricht hervorrief: „Der Frieden ist geschlossen!" Es dürfte schwer sein, auch nur annäherungsweise zu bestimmen, ob die Kriegserklärung mehr Tränen der Trauer, als die Friedensbotschaft Freudentränen ausgepreßt hat. Man sah damals, als die Friedensglocken läuteten, Tränen über Wangen rinnen, die seit den Tagen der Jugend von diesem edlen Naß nie mehr befeuchtet worden waren; man sah damals Männer weinen, denen man nicht zu nahe getreten wäre, sofern man sie kaltblütige Amphibien genannt hätte — auch ihnen preßte das goldene Wort: „Frieden" und der Anblick des majestätischen Regenbogens, der sich nach dem Schlachtendonner und der ausgelöschten Brandfackel des Krieges über Deutschland

und Frankreich, als Symbol der Versöhnung und des Friedens, aufgebaut hatte, Tränen aus.

Unbeschreiblich war auch die Wirkung, welche die Friedensbotschaft auf uns ausübte. Wir waren wie elektrisiert, wie berauscht von Freude und Entzücken. Alle Familienglieder brachen in Jubel aus, sie weinten und schluchzten wie Kinder und fielen, im Uebermaß der Freude, mir und dem badischen Divisions-Auditor von Böckh, der in demselben Quartiere lag, um den Hals. Wir traten dann zum Fenster und betrachteten ein Schauspiel, so rührend, wahrhaft human und kosmopolitisch, daß man mit Recht sagen kann: es steht ohne allen Zweifel als ein Unikum in der Weltgeschichte da — Franzosen und Deutsche sanken einander in die Arme, so sehr waren sie überwältigt von dem Zauber, den das Wörtlein „Frieden“, nach einem furchtbar blutigen Krieg, auf die Gemüter ausübte. Was ich nie für möglich gehalten hätte, das sah ich jezt mit eigenen Augen: Franzosen und Deutsche lagen einander in den Armen, sie waren Brüder geworden! Ach, möchten sie einander nie mehr in die Haare geraten, und la guerre à la vengeance et à l'outrance — der Rachekrieg, der Krieg bis aufs Messer — diese Lieblingsidee Gambettas — erst ad graecas Calendas geführt werden, das heißt: niemals entbrennen!

Von 12—1 Uhr ertönten die Friedensglocken, und als der feierliche Hymnus, den die ehernen Zungen jubelnd zum Himmel gesendet und zugleich den glücklichen Bewohnern Dôles verkündet, verstummt waren, da ertönten von der obersten Gallerie des Domturmes majestätische, feierliche Choräle der Militärmusik, sie klangen so holdselig und süß wie Sphärenmusik und Aeolsharfentöne, so wonnig und weich wie das Engelslied auf Bethlehems Fluren: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“

Die eingetroffene Nachricht: „Der Frieden sei geschlossen“, war damals allerdings verfrüht, denn es war noch nicht förmlich zum Friedensschluß gekommen, sondern es waren blos Friedenspräliminarien zwischen der kaiserlichen Regierung in Versailles und der französischen Nationalversammlung in Bordeaux vereinbart worden.

Nachdem Gambetta, am 6. Februar, die Diktatur niedergelegt hatte, wurde Thiers, ein gewiegter Staatsmann und Diplomat, am 17. Februar von der Nationalversammlung zum Chef der Exekutivgewalt der französischen Republik ernannt und beauftragt, mit der kaiserlichen Regierung zu Versailles, das heißt: mit dem Reichskanzler, dem Grafen Bismarck, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Thiers reiste, am 21. Februar, mit

den Ministern Favre und Picard, und mit einer von der Nationalversammlung gewählten diplomatischen Kommission, die aus 15 Mitgliedern bestand, nach Versailles, um mit dem genannten Reichskanzler einen Friedensvertrag abzuschließen. Graf Bismarck verlangte als unerläßliche Bedingung des abzuschließenden Friedens die Abtretung von Elsaß-Lothringen mit Straßburg, Metz und Belfort und eine Kriegskosten-Entschädigung von 7 Milliarden Franken. Nach Anhörung dieser Bedingungen überliefen den Franzosen allerdings die Augen, und ihr Nationalstolz sträubte sich heftig gegen dieselben, allein sie mußten in den sauern Apfel beißen und die Suppe ausessen, die sie sich eingebrockt hatten. Mit Bitten und Betteln, Feilschen und Markten minderten sie, mit Hilfe englischer Diplomaten, die 7 Milliarden auf 5 herab und sezten es durch, daß die Festung Belfort bei Frankreich bleiben durfte. Dieser Präliminarfrieden wurde am 26. Februar von den Kontrahenten unterzeichnet, doch hatten die französischen Unterhändler der Nationalversammlung in Bordeaux ausdrücklich das Recht vorbehalten, denselben durch Abstimmung zu genehmigen oder zu verwerfen. Am 28. Februar legte Thiers den Präliminarvertrag der Nationalversammlung vor und empfahl dessen Genehmigung. Am 1. März wurde über denselben abgestimmt, und ergab die

Abstimmung folgendes Resultat: Der Vertrag wurde mit 546 gegen 107 Stimmen angenommen.

Freilich war damit der Frieden noch keine vollendete Tatsache, allein es konnte mit mathematischer Gewißheit angenommen werden, daß der definitive Friedensschluß bald erfolgen werde, denn Frankreich war total erschöpft und absolut unfähig, den Krieg fortzusezen. Am 1. März rückten 30.000 deutsche Soldaten in Paris ein, und die einzige kleine Armee, die unter General Chanzy noch im Felde stand, aber gänzlich demoralisiert war und an allem Not und Mangel litt, hatte sich in die Betragne zurückgezogen, das heißt: kampfunfähig erklärt. Alle französischen Armeekorps waren entweder kriegsgefangen oder interniert (auch die Armee von Paris). Als die Friedenspräliminarien mit 546 Stimmen angenommen wurden, hatte Frankreich von sämmtlichen Armeekorps noch 5 Infanterie- und 6 Kavallerie-Regimenter im Feld stehen!! Unter solchen verzweifelten Umständen war der Abschluß eines definitiven Friedens nur noch eine Frage der Zeit, und zwar sehr kurzer Zeit, der eigentliche Krieg, das Morden, Schlachten-Liefern, Belagern und Bombenwerfen aber hatte faktisch und definitiv sein Ende erreicht. Am 28. März traten die beiden Kontrahenten zum definitiven Abschluß des Friedens in Brüssel zusammen, und glaubte man damals allgemein, daß

der Frieden innerhalb weniger Tage geschlossen werden würde, allein Frankreich erhob nun urplötzlich Schwierigkeiten und zeigte sich bockbeinig. Doch nahm es alsbald Raison an, als der Aufstand in Paris ausbrach. Am 6. Mai wurde die Konferenz oder der Kongreß nach Frankfurt am Main verlegt, und ward dann schon am 10. Mai der definitive Frieden geschlossen, der dem deutsch-französischen Riesenkampf von 1870—1871 ein End machte. Das zur Orientierung des geneigten Lesers über die Friedens-Präliminarien und den wirklichen Friedensschluß.

Die kirchliche Feier der Friedens-Präliminarien nahm in Dôle folgenden Verlauf: Am Sonntag, den 5. März, wurde im Dom, einem herrlichen, in gothischem Stil aufgeführten Tempel, ein hochfeierlicher Militär-Dank-Gottesdienst gehalten. Die beiden, der badischen Division angehörenden Feldgeistlichen, Schäfer und Lindauer, die in der Nähe der Stadt im Quartier lagen, wurden, zur Abhaltung dieses Dank-Gottesdienstes, hierher kommandiert. Ebenso rückten starke Truppenabteilungen von badischen Regimentern in Dôle ein, auch sie hatten den Befehl erhalten, an dem abzuhaltenden Dank-Gottesdienst teil zu nehmen. Der sehr geräumige Dom war bis in den lezten Winkel, Mann an Mann, mit Militär besezt. Während des Gottesdienstes spielten zwei badische Regiments-Musiken

und die Kapelle des vierten rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 30.

Zum Schlusse des Gottesdienstes wurde von der ganzen Mannschaft, unter Begleitung der drei Regiments-Kapellen, das „Te Deum“ gesungen. Die Militärbehörde hatte drei Strophen dieses Hymnus drucken und jedem Soldaten ein Exemplar einhändigen lassen. Ha, wie dieser ambrosianische Lobgesang unter solcher Musikbegleitung durch die weiten, hohen Hallen brauste! Es ist wohl noch selten ein Lied mit solcher Begeisterung und so innigem Dankgefühl zum Himmel emporgestiegen wie dieses Friedens-„Te Deum“. Ich werde in meinem Leben niemals diesen Militärgottesdienst mit seinem jubelnden, erschütternden „Te Deum“ vergessen.

Weil wir uns denn doch gerade im Dome zu Dôle befinden, so will ich dir, geneigter Leser, etwas von jenem kostbaren Schatze erzählen, den jene Kirche besitzt.

In einer Seitenkapelle derselben wird, seit mehr als 250 Jahren, eine heilige Hostie aufbewahrt und von den Gläubigen hoch verehrt. Mit dieser heiligen und wunderbaren Hostie hat es folgende Bewandtnis. Am 25. Mai 1608 fand in Favernay, im Bistum Besançon, ein Ereignis statt, das der damalige Erzbischof von Besançon, namens Ferdinand de Rye, nach sorgfältigster, strengster und gewissenhaftester Untersuchung, und nachdem er 50 der glaubwürdigsten

Augenzeugen eidlich darüber vernommen hatte, in einer öffentlichen Urkunde als ein eigentliches, wahres Wunder erklärte. Am Pfingstfeste, das im Jahre 1608 auf den 25. Mai fiel, verbrannte der provisorisch unter dem Schwebebogen der dortigen Abteikirche errichtete Altar, auf welchem das Hochwürdige Gut in der Monstranz ausgesezt gewesen. Es war nämlich in jener Kirche gebräuchlich, auf das hohe Pfingstfest, beim Eingang in den Chor, einen Altar zu errichten, denselben reich und geschmackvoll zu verzieren und auf demselben das Hochwürdige Gut in der Monstranz zur Anbetung auszusezen. Während der Nacht ergriff nun Feuer diesen Altar und verzehrte alles, was aus brennbaren Stoffen bestand, die Monstranz jedoch, in welcher sich zwei konsekrierte Hostien befanden, die zwischen zwei Krystallgläsern eingeschlossen waren, blieb, obgleich der Altar verbrannt war, ohne jede Unterlage, in freier Luft schweben, und zwar 33 Stunden lang. Dieses offenbare Wunder zog während seiner Dauer von 33 Stunden eine sehr große Menge Volkes aus weiter Umgebung Favernays herbei, die voll Staunen und Ehrfurcht die wunderbare in der Luft schwebende Monstranz betrachtete und den unter der Brodsgestalt gegenwärtigen Heiland anbetete. Nachdem die Monstranz 33 Stunden lang in freier Luft geschwebt war, ließ sie sich, während ein Priester auf dem Hochaltare die heilige Messe las, sogleich nach der

Wandlung langsam herab und auf dem Korporale nieder, das man fürsorglich unterhalb derselben auf dem Boden ausgebreitet hatte. Ein Priester ergriff nun die auf dem Boden stehende Monstranz und trug sie auf den Hochaltar, wo sie noch längere Zeit ausgesezt blieb.

Eine der wunderbaren Hostien erbat sich die Stadt Dôle. In feierlicher Prozession wurde dieselbe von der Geistlichkeit, von den Staatsbeamten, vom Stadtmagistrat, einer großen Anzahl Bürger und einer unübersehbaren Volksmenge in Favernay in Empfang genommen und nach Dôle verbracht. Dort wurde sie bisher in einer Seitenkapelle als ein kostbares Kleinod und Heiligtum aufbewahrt, und seit jener Zeit ist Dôle ein Wallfahrtsort, da Tausende gläubiger Christen alljährlich dorthin pilgern und Jesum unter der Brodsgestalt anbeten. Ich selbst habe diese wunderbare Hostie gesehen und auf demselben Altare die heilige Messe gelesen, auf welchem sie aufbewahrt wird.

Nun, mein lieber Leser, was sagst du zu diesem Wunder? Das ist, nach meiner Meinung, leicht zu erraten. Bist du nämlich ein gläubiger Christ, ist dir die Bibel ein heiliges, göttliche Offenbarung enthaltendes Buch, glaubst du die von der Bibel erzählten Wunder, und bist du ein treues, unterwürfiges Kind der heiligen Kirche; dann wirst du es ganz in der Ordnung finden, daß der all=

mächtige, unter der Brodsgestalt gegenwärtige Sohn Gottes bisweilen solch ein Wunder wirkt, zur Bestätigung, Bekräftigung und Bezeugung der Transsubstantiation, die mit der Hostie bei jeder heiligen Messe, während der Wandlung, vor sich geht, zur Bezeugung, daß er wahrhaft, wirklich, wesentlich und so gewiß unter der Brodsgestalt gegenwärtig ist, als er beim lezten Abendmahl gesprochen: „Das ist mein Leib." Es ist zwar kein Glaubensartikel, den der Katholik unter einer schweren Sünde anzunehmen und zu bekennen hat, daß das, was ich von Favernay erwähnte, wirklich geschah und ein Wunder war, aber das sind Glaubensartikel, denen jeder Katholik unter einer Todsünde sich zu unterwerfen hat, daß Gott allmächtig ist und Wunder wirken kann und schon oft Wunder gewirkt hat; daß ferner Jesus Christus der wahrhaftige Sohn Gottes ist, gleicher Natur und Wesenheit wie der Vater und der heilige Geist; daß Jesus Christus unter der Brodsgestalt im allerheiligsten Sakramente des Altares gegenwärtig ist und so lange gegenwärtig bleibt, als die Gestalten des Brodes vorhanden sind; daß Jesu Christo unter der Brodsgestalt Anbetung gebührt, und daß er, der katholische Christ, der von Jesu Christo gestifteten, vom heiligen Geist geleiteten und vom Stellvertreter Jesu Christi regierten Kirche Gehorsam schuldig ist. Nun ist aber das zu Favernay geschehene Wunder kirchlich

aufs genaueste untersucht und geprüft und dann als glaubwürdig erklärt worden. Unsere heilige Kirche hat gebilligt und gutgeheißen, daß die wunderbaren Hostien in Favernay und Dôle ausgesezt werden, und daß die Gläubigen zu beiden Gnadenorten pilgern. Es will mir also durchaus nicht einleuchten, daß ein Katholik über das erwähnte Wunder bedenklich die Achseln zucken, den Kopf schütteln oder als zweifelsüchtiger Thomas erklären könnte: „Ich war am 25. Mai 1608 nicht dabei, als die Monstranz in der Abteikirche zu Favernay 33 Stunden lang in freier Luft schwebte oder geschwebt haben soll, und darum glaub ich nicht an dieses Wunder." Wenn du solch ein Thomas sein solltest, der nichts glauben will, als was er selbst gesehen, selbst gehört, selbst gerochen und mit den Fingern berührt hat; dann wird es dir ohne Zweifel dereinst vor dem Richterstuhle Gottes sehr schlecht ergehen. Glaubst du denn, die Menschen vor dir haben keine Augen und Ohren und Finger gehabt, oder sie haben diese Auskultanten, Revisoren und Kontroleurs nicht in Anwendung gebracht? Glaubst du denn, der Erzbischof von Besançon, Ferd. de Rye, der das Wunder aufs gewissenhafteste prüfte und durch Sachverständige, durch Professoren der Naturwissenschaft, namentlich der Physik, untersuchen ließ, seie ein Schwindler und Betrüger oder ein auf den Kopf gefallener Mensch gewesen? Glaubst du denn, jene 50 Bürger, die

zur erwähnten Zeit in der Abteikirche zu Favernay waren und die Monstranz in freier Luft schweben sahen, und die dann eidlich bekräftigten, was sie mit ihren Augen gesehen, seien Schurken oder abgefeimte oder durch Geld bestochene Spizbuben oder fürs Narrenhaus reife Subjekte gewesen? Glaubst du denn, 10.000 Personen ließen sich am Narrenseile herumführen, oder sie seien so blind und einfältig, daß sie glaubten, eine etwa an einem feinen Draht hängende Monstranz schwebe in freier Luft? Ich will dir als Gewährsmann für die Wahrheit dieses Wunders einen Mann anführen, der in höchstem Grade zuverlässig ist, den heil. Franz von Sales nämlich, einen wissenschaftlich gebildeten, wahrheitsliebenden und vielerfahrenen Mann. Franz von Sales, dessen wahrhaft goldenes Büchlein du hoffentlich besizest und fleißig liesest — die „Philothea" — wurde im Jahre 1567 geboren und starb im Jahre 1622. Er wurde im Jahre 1602 Bischof von Genf, wo er aber, da Genf fast ganz kalvinisch war, seinen Siz nicht aufschlagen konnte; er residierte daher in Annecy in Savoyen. Dieser gelehrte, fromme, berühmte, heilige Mann war schon Bischof, als sich das erwähnte Wunder in Favernay ereignete. Nachdem er sich über dasselbe aufs genaueste verlässiget hatte, unternahm er mit einer großen Schar seiner Bistumsangehörigen eine Wallfahrt nach Favernay, zog dort genaue Erkundigung über das Wunder ein,

sprach selbst mit vielen Augenzeugen desselben und betete dann, nachdem er sich von der Glaubwürdigkeit und Wahrheit desselben vollkommen überzeugt hatte, Jesum Christum in der wunderbaren Hostie an. Ich bin der Ansicht, Franz von Sales sollte dir als Gewährsmann und Bürge genügen. Mir wenigstens genügt er vollständig, und bin ich überhaupt der Ansicht, daß man viel besser und sicherer dabei fährt, wenn man auf die Autorität dieses Einen Heiligen hin etwas glaubt, als wenn man sich durch das Phrasengeklingel und die Sophistereien ganzer Legionen von Renan, David Strauß und Konsorten das Christentum hinwegdisputieren läßt.

Ich bemerke hier noch, daß es durchaus eine Todsünde ist, so jemand über ein von der Kirche untersuchtes und approbiertes Wunder spottet, davon verächtlich redet oder dasselbe als eine absichtliche Täuschung, als Schwindel und Betrug erklärt. Und diese Sünde ist um so schwerer, weil sie vor andern begangen und ihnen dadurch Aergernis und ein schlechtes Beispiel gegeben wurde. Der echte, wahre Katholik, der treue Sohn der heiligen Kirche, stellt sich selbst nie höher als die Kirche, er unterfängt sich nie, dieselbe zu tadeln oder zurechtzuweisen oder gar sie zu verspotten und zu verhöhnen. Wer solches tut, der hat den Stab über sich selbst gebrochen, er ist in religiöser Beziehung ein Revolutionär, er hat sich selbst von der Kirche losgesagt.

Bist du aber kein positiv gläubiger Christ, sondern ein klapperdürrer Deist, der Gott nur darum für existenzberechtigt erklärt, weil er (der Deist) auf Grund und nach Maßgabe seiner eigenen Vernunft erkennt, daß es ein persönliches, überweltliches, höchstes Wesen, Gott genannt, geben muß; so wirst du sicherlich über dieses Wunder vornehm lächeln oder spöttisch den Mund verziehen und ärgerlich zwischen den Zähnen murmeln: „Dieses mittelalterliche Hirngespinnst! Ein Wunder, ha, ha, welch ein Wahn!" Guter Freund, du machst es dir sehr leicht und bequem, dieses und überhaupt alle Wunder aus dem Wege zu räumen! Du sagst eben einfach: „Es darf kein Wunder geben, es kann kein Wunder geben. Es läßt sich alles auf natürliche Weise erklären, und was etwa nicht auf natürliche Weise erklärt werden kann, das ist deswegen noch lange kein Wunder; es ist entweder eine Täuschung der Sinne, oder es harret noch der Erklärung durch die stets fortschreitende Wissenschaft." Ich halte diese Erklärung aber teils für sehr naiv, teils für sehr absurd; denn es ist doch gewiß sehr naiv und absurd, Gott, an den du ja als Deist glaubst, verbieten zu wollen, von seiner Allmacht und Weisheit, von seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit in auffallender Weise Gebrauch zu machen, d. h. den Menschen zu beweisen, daß er allmächtig und allweise, heilig und gerecht ist. Was wäre denn das für ein Gott, der keine Wunder wirken könnte und

dürfte, nachdem er unzählige Wunder durch die Erschaffung von Himmel und Erde gewirkt hat! Was wäre das für ein Gott, dem die Natur dreist entgegenrufen dürfte: „Noli me tangere! Ich bin zwar von dir geschaffen, allein ich habe mich von dir emanzipiert! Auch dulden es die Herrn Atheisten, Pantheisten, Deisten, Nihilisten und Anarchisten nicht, daß du unmittelbar in mein Reich, den Weltenlauf und das Weltgericht der Geschichte eingreifst und dich, à la Bosco, als Zauberer und Meister in den Künsten der höheren Magie produzierest! Dein Reich ist nicht von dieser Welt, du hast auf unserem Planeten nichts mehr zu befehlen!" Sieh, das ist deine Sprache, Gott gegenüber, sofern du überhaupt die Wunder leugnest. Gott ganz und frischweg zu leugnen, halte ich für viel konsequenter, als an einen, unter Kuratel gestellten, deposedierten, mediatisierten und pensionierten Gott zu glauben. Dein Gott ist ja ein purer Fetisch und ein erbärmliches Gözenbild, die sich nicht rühren und mucksen dürfen. Und das, was du von der fortgeschrittenen Wissenschaft erhoffst, das ist eigentliches Hirngespinnst und Wahn; denn die Wissenschaft wird es niemals dahin bringen, die Auferweckung des Lazarus, der schon vier Tage im Grab gelegen, und die Brodvermehrung in der Wüste auf natürliche Weise zu erklären. Solltest du aber diese zwei von der heiligen Schrift erzählten Begebenheiten für Schwindel und Betrug erklären, dann

mußt auch du es dir gefallen lassen, als Schwindler und Betrüger verzollt zu werden; denn wer Christo, den Aposteln und Evangelisten den Vorwurf der Schwindelei und des Betrugs in's Gesicht schleudert, der verdient mit Recht als Schwindler, Betrüger und Verleumder an den Pranger gestellt zu werden.

Da ich es für höchst unwahrscheinlich halte, daß ein völlig Ungläubiger nach einem Buche greift, das den Titel führt: „Erlebnisse eines deutschen Feldpaters", das also vom katholischen Standpunkte aus geschrieben ist; so lasse ich mich darauf nicht ein, was einem solchen Leugner der Möglichkeit der Wunder zu entgegnen wäre, denn ich bin kein Freund vom Dreschen leeren Strohes.

Bevor wir Dôle verlassen, lade ich dich ein, mit mir drei Besuche zu machen, der eine führt uns auf einen Berg in eine Wallfahrtskirche, und die zwei andern in Frauenklöster.

Eine starke Stunde von Dôle entfernt, erhebt sich auf dem Berge Roland eine elegante, in gothischem Stile erbaute, der unbefleckten Empfängnis Mariä geweihte Kirche. Das Innere ist geschmackvoll dekoriert und stimmt zur Andacht. Das Gnadenbild der Muttergottes steht auf dem prachtvollen Hochaltar, die Wände sind mit einer großen Menge der verschiedenartigsten Votivgegenstände geziert. Neben der Kirche befindet sich das Wohnhaus der Priester, die bei dieser Wallfahrts-

kirche angestellt sind. Sie haben den Gottesdienst zu halten und die zahlreichen Wallfahrer, die nicht blos an den Muttergottesfesten, sondern das ganze Jahr über hierher pilgern, Beicht zu hören.

Ich habe diese Gnadenstätte auch besucht und auf dem Muttergottes-Altar eine heilige Messe gelesen.

Die Wallfahrtskirche ist von einem Turme überragt, von dessen Gallerie man eine herrliche Aussicht auf die liebliche und anmutige Umgebung genießt. Namentlich präsentiert sich die Festung Auxonne so schön wie eine reich verzierte Pastete aus der Zuckerbäckerei. Die Festung ligt prächtig an beiden Ufern der Saône und scheint so nahe zu sein, daß man glaubt, man könnte einen Stein in sie schleudern. Allerdings war die Luft ganz rein, der Himmel wolkenlos, und lächelte hier die Sonne fast so mild und freundlich wie an den prangenden Ufern der Riviera.

In Dôle befinden sich sechs Frauenklöster: Karmeliterinen, Franziskanerinen, Ursulinerinen, Schwestern von der Heimsuchung Mariä, Schwestern vom guten Hirten und Schulschwestern. In der Klosterkirche der Schwestern von der Heimsuchung Mariä habe ich einige Male die heilige Messe gelesen. Da ich in Erfahrung gebracht hatte, daß sich unter den Nonnen dieses Klosters eine Landsmännin, eine Würtenbergerin, die Schwester Fran-

çoise Marie, befinde, ließ ich die Vorsteherin um die Erlaubnis bitten, mit genannter Schwester im sogenannten Sprachzimmer reden zu dürfen. Die Vorsteherin erteilte dazu ihre Einwilligung. Ich begab mich also in das Sprachzimmer; bald darauf erschien die Schwester, von zwei Mitschwestern begleitet, die aber kein deutsches Wort verstanden. Wir sprachen mit einander, aber durch ein schweres Doppelgitter von einander getrennt. Die Ordensregeln der Schwestern von der Heimsuchung Mariä sind nämlich sehr strenge: sie verlangen ein ununterbrochen asketisches Leben und strengste Klausur.

Jeanne Françoise Fremiot de Chantal gründete diesen Orden, im Jahr 1610, zu Annecy in Savoyen, unter der Leitung des heiligen Franz von Sales, Bischofs von Genf. Papst Paul V. bestätigte, im Jahre 1618, diesen Orden, jedoch mit der näheren Bestimmung, daß derselbe sich an Unterricht und Erziehung der weiblichen Jugend beteilige. Papst Klemens XIII. sprach die Stifterin, im Jahre 1767, heilig.

Die erwähnte Schwester zeigte eine außerordentliche, kindliche Freude über meinen Besuch und bat mich, sie vor dem Abmarsche von Dôle nochmals zu besuchen, sie beabsichtige nämlich, mir ein kleines, von ihrer Hand gefertigtes Andenken mitzugeben. Ich erfüllte auch diesen ihren Wunsch, und beim

Abschied übergab sie mir ein von ihr in Goldbrocat äußerst kunstreich und zart gesticktes Herz Jesu.

Ich habe weiter oben erwähnt, daß sich in einem Flügel des Ursulinerinen-Klosters ein Lazaret befand, und daß ich fast täglich in der Hauskapelle dieses Klosters die heilige Messe las. Da die Ursulinerinen keine strenge Klausur haben, machte ich der Superiorin bisweilen einen Besuch. Ich lernte in ihr eine geistreiche, fein gebildete und vielerfahrene Frau kennen. Sie teilte mir mit, daß das Ursulinerinen-Kloster in Freiburg von Dôle aus gegründet worden sei, daß also jene Ursulinerinen, die sich im Jahre 1695 in Freiburg im Breisgau niederließen, von Dôle ausgesendet worden seien, und daß das Kloster St. Ursula längere Zeit seine Novizinen von Dôle erhalten habe. Hierin irrte sich die Superiorin allerdings einigermaßen, denn die ersten Ursulinerinen, die sich in Freiburg niederließen, waren nicht unmittelbar von Dôle, sondern von Luzern gekommen. Da meine „Erlebnisse" namentlich im Großherzogtum Baden einen Leserkreis finden werden, so dürfte es manchen Badenser interessieren, hierüber etwas Näheres zu erfahren. Ich führe deswegen in Kürze folgendes an.

Der Orden der Ursulinerinen wurde, im Jahre 1535, von der heiligen Angela Merici zum Unterricht und zur Erziehung der weiblichen Jugend gestiftet. Papst Paul III. bestätigte denselben, im

Jahre 1544, und Papst Pius VII. sprach die Stifterin desselben heilig, im Jahre 1807. Dieser Orden, der sich um die Bildung und Erziehung der weiblichen Jugend hohe Verdienste erworben hat, verbreitete sich so rasch, daß er schon im XVIII. Jahrhundert über 380 Klöster mit 20.000 Nonnen zählte. Es bildeten sich nach und nach im Orden selbst 6 Kongregationen, die, obgleich sie in der Hauptsache und dem Wesen nach an der Regel des St. Ursulaordens festhielten, in untergeordneten Dingen sich von einander unterschieden. Eine dieser Kongregationen wurde von Anna von Xaintonge zu Dôle gegründet (Anna von Xaintonge war 1557 geboren und starb 1611). Von Dôle aus wurde, im Jahre 1659, ein Ursulinerinen-Kloster in Luzern gegründet, und aus jenem Kloster zogen, 1695, vier Ursulinerinen nach Freiburg im Breisgau, wo sie ein Privathaus mieteten, eine Mädchenschule einrichteten und ein Pensionat eröffneten. Schule und Pensionat wiesen in kurzer Zeit so vortreffliche Leistungen auf, daß der Andrang zu beiden derart wuchs, daß sich das von den Nonnen gemietete Privathaus als viel zu zü klein erwies. Sie erbauten daher, im Jahre 1716, das sogenannte „schwarze Kloster". Die Kaiserin Maria Theresia war ihnen eine mächtige Protektorin und Wohltäterin. Von Freiburg aus wurden dann Ursulinerinen-Klöster in Breisach und Villingen gegründet. Leider ist das Mutterhaus zu

Freiburg den modernen Schulgesezen und dem Kulturkampf zum Opfer gefallen.

Die Ursulinerinen in Dôle trugen mir auf, ihre Mitschwestern in Freiburg i. Br. zu grüßen. Diesem Auftrage entsprach ich auch nach meiner Rückkehr in die Heimat. Bald nach dem deutsch-französischen Kriege wurde das Ursulinerinen-Kloster in Freiburg aufgehoben, und bei diesem Anlaß zeigte sich das Mutterkloster in Dôle sehr großmütig und legte rühmlichen Korpsgeist an den Tag. Kaum hatten nämlich die Ursulinerinen in Dôle von der Aufhebung ihres Tochter- oder vielmehr Enkelin-Klosters Kenntnis erhalten, so ermittelten sie durch meinen ehemaligen Quartierherrn in Dôle, Balois ainé, meine Adresse und ersuchten mich brieflich, der Superiorin des aufgehobenen Ursulinerinen-Klosters in Freiburg mitzuteilen, daß sie herzlich gerne bereit seien, ihre Freiburger Mitschwestern in ihr Kloster aufzunehmen. Es war in diesem Briefe bemerkt, daß sie die Superiorin, Frau Pia, schon direkt, schriftlich eingeladen hätten, sich mit ihrer ganzen Klosterfamilie in ihr Stammkloster nach Dôle zurückzubegeben, allein sie wendeten sich jezt auch noch an mich, damit ich ihre, an die Freiburger Klostergenossenschaft gerichtete Bitte unterstüze; sie hofften dann um so eher, daß ihre Einladung von ihren Mitschwestern angenommen würde. Sie ersuchten mich ferner, der genannten Superiorin alle von der-

selben gewünschten Aufschlüsse über die Verhältnisse in Dôle, über dessen anmutige Lage, sowie über das dortige Kloster, die mir ja sehr wohl bekannt seien, zu erteilen. Das heißt man edelmütig handeln und Werke der Barmherzigkeit üben!

Ich entsprach aufs bereitwilligste dem Wunsch und der Bitte der Ursulinerinen in Dôle, erhielt aber nach kurzer Zeit von der ehemaligen Superiorin zu St. Ursula, der nunmehr laisierten Frau Emilie Wasmer, die Antwort, daß sie den Ursulinerinen in Dôle schon geantwortet und ihre Einladung abgelehnt habe; daß sie ferner einen ähnlichen Antrag von Ursulinerinen in England ebenfalls abgelehnt habe, da ihr Plan: eine höhere Töchterschule mit Internat in Freiburg zu errichten, bereits in Ausführung begriffen sei.

Fünfzehntes Kapitel.

Heimkehr.

Schon nach dem Abschluß der Friedenspräliminarien wurden einzelne Truppenkorps in ihre Heimat entlassen. Nachdem aber der definitive Friedensschluß, am 10. Mai, zustande gekommen war, wurden alle Armeekorps, die nicht zur Besezung jener französischen Departements bestimmt worden waren, die als Unterpfand für die von Frankreich zu bezahlende

Kriegskostenentschädigung und bis zur wirklichen Tilgung der Schuld okkupiert blieben, zum Rückmarsch nach Deutschland beordert.

Nachdem der deutsche Kaiser am 2. März die Friedenspräliminarien unterzeichnet und am 7. desselben Monates von Versailles abgereist war (der Reichskanzler Bismarck hatte sich schon am 6. März auf den Heimweg begeben), wurde die Brigade von der Goltz, der ich seit der Uebergabe von Straßburg angehört hatte, am 10. März aufgelöst, und damit hatte auch meine Militärseelsorge ein Ende erreicht.

Ich hatte, in Erledigung einer Dienstsache, Dôle am 9. März verlassen und mich nach Vesoul, wo der Brigadestab sich befand, begeben.

Am 10. März lud mich General von Werder zum Nachtessen ein. Außer mir waren mehrere Stabsoffiziere, unter ihnen auch General von der Goltz, eingeladen. Während des Essens erhob sich General von Werder und hielt eine kurze Ansprache des Inhaltes an mich, daß mir Seine Majestät, der deutsche Kaiser, für die von mir als Feldpater geleisteten Dienste das eiserne Kreuz verliehen habe. Er übergab mir dann dasselbe mit der Versicherung, daß es ihm zur Freude gereiche, daß der oberste Kriegsherr meine Leistungen auf dem Gebiete der Militärseelsorge, auf dem Schlachtfelde und in den Lazareten, gebührend anerkannt und gewürdiget habe. Er forderte sodann die Anwesenden auf, ein

dreimaliges Hoch auf den jüngsten Ritter des eisernen Kreuzes unter ihnen auszubringen. Ich erinnerte mich bei dieser Feierlichkeit öfters recht lebhaft an Chavannes, an die Begegnung mit dem wütenden Offiziere in Celle, an die Furien des Dorfes bei Celle und an mein Hundeloch im Wartsaal dritter Klasse auf dem Bahnhof in Besançon. Was ich damals Grauenhaftes, Bitteres und Schmerzliches erlebt hatte, brachte meiner Seele und meinem Herzen einige tiefe Scharten bei, das eiserne Kreuz aber, das ich mit innigem Dank gegen Gott in Empfang nahm, wezte jene Scharten wieder aus. Es ist eben dem Menschenherzen das Gefühl angeboren, daß es sich darob freut und darin eine Satisfaktion erkennt, wenn es für redliches Bestreben und Bemühen Anerkennung und Dank findet. Ich nahm die mir erwiesene Ehre nicht für mich in Anspruch, sondern ich erkannte sie demjenigen zu, der stark ist in den Schwachen, und ohne den wir nichts vermögen. Ich wollte dieses Ehrenzeichen in der Absicht tragen, stets dessen zu gedenken, was der Herr in seiner Güte und Barmherzigkeit an mir getan, und als eine Mahnung: ihm für alle Gnaden, für allen Schuz und Beistand tatsächlichen Dank zu erweisen und mit dem königlichen Sänger zu bekennen: „Non nobis Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam!“ (Psalm CXIII. 9.), das

heißt: Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen (gib) gebührt die Ehre!

Als die Brigade von der Goltz aufgelöst war, meldete ich mich zuerst bei meinem höchsten Militär-Befehlshaber, bei General von Werder, und dann bei meinem unmittelbar Vorgesezten, General von der Goltz, ab. Beide Herrn versicherten mich, daß sie mir für mein uneigennüziges und sehr ersprießliches Wirken in der Militärseelsorge zu großem Danke verpflichtet seien, und daß sie mit tiefem Bedauern mich aus meinem Wirkungskreise scheiden sehen, für den ich von Gott offenbar berufen sei. Beide Herrn forderten mich wiederholt auf, mich beim königlichen Kriegsministerium um definitive Anstellung als Divisionspfarrer zu bewerben, und zugleich versprachen sie, daß sie eine solche Bewerbung aus allen Kräften bevorworten und unterstüzen würden. Ich erwi erte auf dieses wohlwollende Anerbieten, daß ich allerdings sehr große Lust und Liebe zur Militärseelsorge habe, und daß ich sehnlichst wünsche, in derselben Verwendung zu finden, allein es ständen der Erfüllung dieses Wunsches sehr große Schwierigkeiten im Wege. Eine Hauptschwierigkeit bestehe darin, daß ich noch dem Bistum Buffalo angehöre, daß ich noch amerikanischer Pfarrer sei, daß mein Reiseurlaub in Bälde abgelaufen, und daß ich keine Hoffnung habe, der hochwürdigste Bischof von Buffalo werde mich aus

seiner Diözese entlassen. Beide Herrn vernahmen zu ihrem Leidwesen diese, ihrem und meinem Plane sich in den Weg stellenden Hindernisse. General von Werder, der mich beim Abschied väterlich liebevoll umarmte, sagte noch zu mir: „Mein lieber Herr Pfarrer, ich möchte gern für Sie etwas tun. Aeußern Sie deßwegen einen Wunsch, und wenn es in meiner Macht steht, so werde ich denselben von Herzen gern erfüllen.“ Ich antwortete meinem großmütigen Vorgesezten: Euer Exzellenz haben durch väterliches Wohlwollen, Liebe und Güte alle meine Wünsche schon erfüllt; ich bitte nur noch um die Gnade, mir ein huldvolles Andenken zu bewahren.

Schwer, sehr schwer wurde mir der Abschied vom 14. Armeekorps, von der Brigade von der Goltz, und ganz besonders vom 30. Infanterie-Regiment, mit dem ich während mehreren Monaten, in allen Wechselfällen des Feldzugs, Leid und Freud, Gefahren und Mühen geteilt hatte. Ich nahm tief ergriffen Abschied namentlich von diesen und jenen Stabsoffizieren, die, ohne jede Ausnahme, sich sehr freundschaftlich, wohlwollend und kameradschaftlich gegen mich gezeigt hatten. Mehrere derselben äußerten sich gegen mich in den Worten: „Wir werden Sie sehr schmerzlich vermissen, denn Sie sind geborener Feldpater und ein Ritter Bayard, der keine Furcht kennt. Bewerben Sie sich doch recht bald beim k. k. Kriegsministerium um eine definitive

Militärseelsorgs-Stelle, eine solche wird Ihnen sicherlich zu teil, namentlich da Sie Ritter des eisernen Kreuzes sind, und da es an einer Empfehlung von Seite unseres Armeebischofes gewiß nicht fehlen wird. Wir hoffen, Sie recht bald als definitiven Divisionspfarrer zu begrüßen."

Dieser Gedanke war, ich gestehe es, auch schon in meinem Kopfe aufgedämmert, und im stillen Kämmerlein meines Herzens hatte sich schon oft der Wunsch geregt und die Hoffnung eingenistet, definitiver Militärpriester zu werden. Aber es erhoben sich dagegen doch allerlei Bedenken und Zweifel. Es wollte mir oft scheinen: der Weg, der zwischen der freiwilligen, provisorischen und der definitiven Feldpaterstelle liege, dürfte so weit für mich sein, wie der Weg von Belfort bis Berlin für Bourbaki war. „Deus providebit", Gott wird schon sorgen, war übrigens mein Losungswort, als ich Abschied nahm.

Ich hatte meinen Dienst als freiwilliger Feldpater ganz umsonst, ohne allen Lohn, ohne Gehalt und Entschädigung versehen. Ich war nie um eine Gratifikation eingekommen, und all die schweren Opfer an Geld, die ich während des Feldzuges gebracht hatte, legte ich als patriotische Gabe, wie man zu sagen pflegt, auf den Altar des Vaterlandes.

Nach der Kapitulation von Straßburg waren mir, ohne daß ich darum gebeten hätte, 300 Mark

als Gratiale und Anerkennung meiner Leistungen aus der Kriegskasse ausbezahlt worden, — das war mein ganzer Lohn. Allein ich war damit mehr als zufrieden, da ich gar nichts verlangt und erwartet habe.

Ich hatte nun einen der denkwürdigsten Feldzüge mitgemacht, ich hatte vieles erlebt und reiche Erfahrungen gesammelt, ich war zahllosen Gefahren entronnen und, obgleich schon zum Tode verurteilt, der Hand eines rachesüchtigen und blutgierigen Barbaren entrissen worden. Ich hatte schon vor Beendigung des Krieges vom hochwürdigen Armeebischof von Namszanowski ein huldvolles Schreiben erhalten, in welchem er mit hoher Befriedigung die Dienste anerkannte, die ich als freiwilliger Feldpater auf dem Gebiete der Militärseelsorge in der Kirche, in den Lazareten und auf dem Schlachtfelde geleistet. Es war mir überdies die Dekoration des Eisernen Kreuzes zuerkannt worden. Wenn es mir also blos um die Bestehung von Abenteuern und um Sammlung von reichen Erfahrungen zu tun gewesen wäre, und wenn ich überhaupt aus Ruhmsucht und Ehrgeiz Feldpater geworden wäre; dann hätte ich mich jezt vollkommen befriedigt zurückziehen können, denn mein Ziel wäre erreicht gewesen. Aber mein Entschluß, Feldpater zu werden, war kein schnell aufflackerndes Strohfeuer, war keine blinde, stürmische Leidenschaft und entsprang nicht

Ruhmsucht und Ehrgeiz, sondern er hatte eine solidere Grundlage: den von Gott verliehenen Beruf, und eben darum hing ich mit Leib und Seel an der Militärseelsorge und wünschte, kaum verabschiedet, zu derselben zurückkehren zu können. Doch überstürzte ich mich, bezüglich dieser wichtigen Angelegenheit, durchaus nicht. Ich kehrte also zunächst nach Endingen zu meinen Eltern zurück, wo ich am 19. März ankam.

Unbeschreiblich war ihre Freude, ihr Entzücken, ihr Jubel, den „verlorenen" Sohn wieder zu besitzen. Ich verlebte damals sehr glückliche Tage in meiner Heimat und genoß in vollen Zügen die mir längst abgegangene Ruhe und Erholung.

Sechzehntes Kapitel.

Das Triumphfest in Berlin.

Die heimkehrenden Krieger wurden überall in Deutschland, namentlich in den Residenzstädten, mit großer Begeisterung und Jubel empfangen und gastlich bewirtet. Das Großartigste leistete in dieser Beziehung die Hauptstadt des neu erstandenen Kaiserreiches — Berlin. Dort wirkte alles: der Hof und Adel, die Beamten und Bürger, Kunst und Industrie, Reichtum und Geschmack zusammen, um ein Triumph- und Friedensfest zu feiern, wie die

Geschichte an Großartigkeit und Eleganz kein zweites in ihren Annalen zu verzeichnen hatte. Dieses in der Geschichte des deutschen Volkes einzig dastehende Triumphfest war auf den 16. Juni festgesezt. Die neue Reichshauptstadt scheute weder Kosten noch Mühe, damit dieses Fest mit aller Pracht und Herrlichkeit gefeiert werden konnte, und damit die aus ganz Deutschland herbeiströmenden Festgäste, die nach Hunderttausenden zählten, sowie die Fremden, die aus aller Herren Ländern herbeieilten, um dieses großartige Schauspiel zu sehen, sich eine Vorstellung davon machen konnten, was Berlins Reichtum und Kunst, Geschmack und Begeisterung zu leisten im stande sind.

Nachdem ich in Erfahrung gebracht hatte, daß am 16. Juni ein Triumphfest in Berlin gefeiert werde, da war alsbald mein Entschluß gefaßt: hatte ich den Feldzug mit all seinen Mühen und Strapazen, mit all seinen Gefahren und Schrecknissen mitgemacht; so wollte ich auch an der Sieges- und Friedensfeier teilnehmen. Nachdem ich während der Dauer meines Dienstes als Feldpater mehrere hundert Mark geopfert, konnte es mir nicht darauf ankommen, noch einige Zwanzig-Markstücke hinzugeben, um mir dadurch den Anblick eines so interessanten Schauspieles zu verschaffen. Hatte ich während des Krieges mein Leben in die Schanze geschlagen, so war ja, im Vergleiche

damit, das Opfer einiger Goldstücke eine wahre Bagatelle. In meinem Gewissen aber war ich, bezüglich dieses Geldopfers und der Verwendung der Zeit, ganz beruhigt, denn ich sagte mir ganz einfach: Hat Gott während des Krieges so sichtbar schüzend seine Hand über dich ausgestreckt, hat er dich dem Tode entrissen und vor Krankheit und Verwundung bewahrt, hat er dein Bemühen auf der Kanzel und am Grabe, in den Lazareten und auf dem Schlachtfeld gesegnet; so wird er dir's nicht zur Sünde anrechnen, wenn du dem Schlußakte des Krieges — der Sieges- und Friedensfeier in Berlin beiwohnst. Er wird es dir nicht verargen, mit einzustimmen in den Siegesjubel und in die Friedenshymnen, die ja im Grunde genommen nur zu seiner Ehre, zur Ehre des Lenkers der Schlachten, des Herrn der Heerscharen erschallen und zum Himmel emporsteigen. Das Triumphfest in Berlin war, seinem Wesen nach, eine, der göttlichen Barmherzigkeit und Vorsehung dargebrachte Huldigung, — denn die Weltgeschichte ist das Weltgericht, durch das sich die göttliche Heiligkeit und Gerechtigkeit, die göttliche Weisheit und Vorsehung offenbart, das Weltgericht, in dem nicht der blinde Zufall, das Ungefähr, das Fatum, sondern derjenige waltet, der die Sterne regiert am Himmelszelt und das Schicksal aller Völker und eines jeden einzelnen Menschen lenkt. Das Triumphfest in Berlin war für jeden religiösen

Menschen und gläubigen Christen ein imposantes „Te Deum“, weil der religiöse Mensch und gläubige Christ alles auf Gott bezieht und in allem Gott die Ehre gibt. In dieser heiligen Absicht wollte ich das Triumphfest in Berlin feiern, und mit dieser religiösen Weihe im Herzen, reiste ich dorthin. Und es hat mich nie gereut, an jenem Feste teilgenommen zu haben. Es kann jemand alt, sehr alt werden, es kann jemand alle fünf Weltteile bereisen und zu allen Schauspielen hineilen, die in denselben aufgeführt werden, er wird gewiß nichts Interessanteres, Großartigeres und Erschütternderes zu sehen bekommen, als das Triumphfest, das zu Berlin gefeiert wurde.

Ganz Berlin, nicht blos die eigentliche Triumphstraße, prangte im reichsten Festschmucke. Unter den jubelnden Klängen zahlloser Musikkapellen waren die Gewerke und Vereine mit ihren Bannern, Symbolen und Marschallstäben aufmarschiert, um rechts und links an der Siegesstraße Spalier zu bilden. Alle Fenster, Balkone und Tribünen längs der Siegesstraße waren mit neugierigen Zuschauern dicht besezt, und unübersehbar wogte eine freudig erregte und festlich gestimmte Volksmenge in der Siegesstraße selbst und in jenen Straßen, die in jene einmünden, auf und ab.

Bevor der Triumphzug begann, hielt der Kaiser, vormittags 11 Uhr, auf dem Tempelhofer Felde

Heerschau über 42.000 Mann. Es defilierten vor ihm, den Prinzen des kaiserlichen Hauses, sämmtlichen fürstlichen Gästen und den Abgesandten der fremden Staaten, das gesammte Gardekorps, ein Bataillon des Königsgrenadier-Regimentes Nr. 7, ein Bataillon, dessen Soldaten und Offiziere aus der Mannschaft aller Regimenter der deutschen Staaten ausgewählt worden war, aus einer ditto Schwadron und Batterie, ja, das waren Elitetruppen im eigentlichen Sinne des Wortes! Man hatte aus allen Regimentern der nichtpreußischen Bundesglieder, die den deutsch-französischen Krieg mitgemacht hatten, die schönsten, größten und mustergiltigsten Männer ausgewählt und daraus ein Bataillon Infanterie, eine Eskadron Kavallerie und eine Batterie Artillerie gebildet. Es waren lauter Prachtexemplare von Söhnen des Mars, die Offiziere trugen meistenteils mehrere Orden, und alle, sowie sämmtliche Soldaten, das Eiserne Kreuz auf der Brust. Ferner defilierten bei der Parade: Sanitäts-Detachements, Ponton-, Munitions- und Proviant-Kolonnen, Train u. s. w. Nachdem die Parade abgenommen war, marschierten die Truppen nach Berlin, das sie auf der Belle-Alliancestraße betraten. Dann nahm der militärische Festzug seinen Weg nach dem ehemaligen Halle'schen Tore, wo eine kolossale Statue, die Berolina vorstellend,

den Einziehenden einen goldenen Lorbeerkranz entgegenhielt.

Als die Spize des Zuges bei der Berolina angekommen war, läuteten alle Glocken der Stadt, und brachen die Volksmassen in stürmisches Hurrahrufen aus. Es regnete förmlich Blumen, Bouquets, Kränze und Guirlanden auf die wettergebräunten Krieger. Der Festzug marschierte nun durch die Königgrätzer Straße. Unter wehenden Fahnen und Laubgewinden waren auf prächtigen Schilden die Hauptmomente des siegreichen Feldzuges, die Schlachten und Gefechte, in welchen sich die deutschen Truppen unverwelkliche Lorbeeren errungen hatten, angegeben.

Am Askanischen Plaze erhob sich eine Riesentribüne, die mit 10.000 Schülern Berlins besezt war, welche die siegreichen Krieger mit dem Liede: „Die Wacht am Rhein" begrüßten. Inmitten einer architektonischen Schöpfung waren daselbst imposante Trophäengruppen zur Verherrlichung der Siege von Weißenburg, Wörth und Spichern angebracht. Prachtvoll war der Anblick des Potsdamer Plazes, auf dem sich gigantische Monumente zur Verherrlichung der Eroberung von Straßburg und Metz und der Entscheidungsschlacht von Sedan erhoben. Auf einem terrassenförmig emporsteigenden Postamente, das von bekränzten eroberten Kanonen umgeben war, erhob sich eine Kolossalstatue, die Göttin Viktoria vorstellend. Zur rechten und linken Seite

derselben saßen zwei allegorische Frauengestalten, welche die eroberten Festungen Straßburg und Metz vorstellten. Hier waren auch neun, in Neubreisach eroberte, mit Guirlanden geschmückte Riesengeschüze aufgestellt. Die Fortsezung der Triumphstraße versinnbildete von hier aus den Kriegszug von Sedan bis Paris. Als Trophäen dieses Siegesmarsches waren zu beiden Seiten der Straße die eroberten Kanonen aufgestellt, und rahmten dieselben die Triumphstraße bis zu ihrem Endpunkte am Friedrichsdenkmal „Unter den Linden" in würdiger, aber furchtbar ernster Weise ein. Den Glanzpunkt der feenhaften Straßendekoration bildete das Brandenburger Tor.

Es war halb 1 Uhr geworden, bis der Kaiser durch dieses Tor ritt und auf dem Pariser Plaz erschien. Hier stand die Tribüne mit den Ehrenjungfrauen, deren Sprecherin den Kaiser mit einem vorgetragenen kurzen Gedicht begrüßte. Sodann ritt der Kaiser zu den verwundeten Offizieren, welche hier versammelt waren, während die in Berlin anwesenden verwundeten Soldaten zu beiden Seiten der Lindenallee saßen. (Im deutsch-französischen Kriege wurden verwundet: 3795 Offiziere und 87.722 Unteroffiziere und Soldaten, in summa: 91.517 Mann. Getötet wurden: 1165 Offiziere und 18.131 Unteroffiziere und Soldaten, in summa: 19.296 Mann. Vermißt, das heißt: gefangen ge-

nommen wurden: 30 Offiziere und 6165 Unteroffiziere und Soldaten, in summa: 6195 Mann.)

Der Triumphzug gliederte sich folgendermaßen. Eine glänzende Kavalkade von Generalstäben, denen sich eine Menge fremdländischer Offiziere angeschlossen hatte, eröffnete den Zug, an dessen Spize sich der älteste Feldmarschall Preußens, Graf Wrangel, ein Kriegsheld von 87 Jahren, der aber noch fest im Sattel saß, befand. Rechts und links von Wrangel ritten: Freiherr von Gablenz, österreichischer General der Kavallerie, und von Mayendorff, russischer General. Dann folgten die Generäle: Herwarth von Bittenfeld, Vogel von Falkenstein, von Bonin, von Rosenberg-Gruszynski, von Fabrice u. s. w.

Dann folgte eine kleine, aber unberechenbar schwer ins Gewicht fallende Gruppe, nämlich: Feldmarschall Moltke, gewöhnlich „der Schlachtendenker" genannt, jedenfalls die Seele des ganzen Feldzugs, und des großen Generalstabes, der intellektuelle Urheber aller getroffenen Dispositionen und Schachzüge auf den verschiedenen Kriegsschaupläzen — jedenfalls der größte Taktiker und Strateg seit Napoleon I. An seiner rechten Seite ritt Fürst Bismarck, der Reichskanzler, ein Taktiker und Strateg erster Größe auf dem diplomatischen, staats- und völkerrechtlichen Gebiet. Diesen zwei Männern sind in erster Linie die ungeheuren Erfolge des deutsch-französischen Krieges zu verdanken. Ihr Genie,

ihr Scharfblick, ihre Kühnheit, ihre Energie hat die Schlachten gewonnen und den deutschen Kaisertron wieder aufgerichtet. Zur linken Seite Moltkes ritt Kriegsminister Graf Roon.

Dann folgte der Kaiser, enthusiastisch begrüßt und nach allen Seiten hin grüßend.

Hinter dem Kaiser ritten neben einander: der Kronprinz Friedrich und Prinz Friedrich Karl, jeder mit dem Marschallstab in der Hand.

Eine Regimentsmusik ging den 81 eroberten französischen Fahnen voran, worauf die einzelnen Truppenteile in kompakten Massen folgten. — Zuerst Infanterie, dann Kavallerie, nach ihr Artillerie und schließlich der Train. Jede vorübermarschierende Truppenabteilung und Waffengattung wurde akklamiert und mit Blumen überschüttet. Am sympathisten jubelte aber das Volk dem kombinierten Truppenkorps entgegen. Man konnte sich allerdings kein prächtigeres militärisches Bild und Schauspiel vorstellen als diese Elitenkorps Infanterie, Kavallerie und Artillerie, aus Baiern, Sachsen, Württenbergern, Badensern, Hessen, Mecklenburgern, Braunschweigern, Hanseaten, ꝛc. zusammengesezt.

Eine der großartigsten Partien dieser Triumphstraße war „Unter den Linden". Zwischen dem Spalier der eroberten französischen Kanonen, Mörser und Mitrailleusen erhoben sich vergoldete Kandelaber und dreieckige Pfeiler, auf denen in purpurroten

Lettern die amtlichen Kriegsdepeschen oder, was damals ganz dasselbe war, die Siegesberichte prangten. Auf hohen Säulen, deren Kapitäle mit Siegesgöttinen geschmückt waren, ruhten fünf riesige Ehrenpforten. Zwischen diesen Säulen hingen Tableaux, die Szenen und symbolische Darstellungen aus dem lezten Feldzug zur Anschauung brachten.

Das kronprinzliche Palais und die Akademie glänzten unter allen Palästen durch ihre zauberhaft geschmückten Façaden hervor. Vor dem Königsschlosse erhob sich die Kolossalstatue der Germania, die zu ihrer linken und rechten Seite ihre wiedergefundenen Töchter: Elsaß und Lothringen hatte.

Bei dem Blüchermonumente nahm der Kaiser Aufstellung, um die Truppen an sich vorbeidefilieren zu lassen.

Am Abend dieses denkwürdigen Tages war großartige Illumination, bei welcher Berlin in einem Lichtmeer schwamm. Die vereinigten Stadtbezirke bewirteten an diesem Tag die bei dem Triumphzug beteiligt gewesenen Truppen auf dem Dönhofplaz.

Am 17. Juni wurden diese Truppen von den Bezirkskomitées abermals bewirtet. Im Garten Krolls veranstalteten die städtischen Kollegien für das aus allen nichtpreußischen Reichstruppen kombinierte Bataillon ein festliches Mahl, bei dem es überaus animiert und heiter zuging.

Der Kaiser bewirtete an demselben Tag in seinem Schlosse circa 700 Personen — die anwesenden Fürsten und Prinzen, die Generäle und Stabsoffiziere, die Ritter des Eisernen Kreuzes von 1813 und 1814 u. s. w. Am Abend war im Opernhause Festvorstellung, welcher der Kaiser, die höchsten Herrschaften, der Hofstaat, die Generalität, die Gesandten, der Adel 2c. beiwohnten.

Den Schluß aller Festlichkeiten bildete ein, am 18. Juni, in allen Kirchen Berlins abgehaltener Dankgottesdienst.

Ich habe während des Triumphzuges wiederholt an den im 5. Kapitel dieser „Erlebnisse“ gekennzeichneten Oberst von Chavannes gedacht — der Anblick der vielen Trophäen erinnerte mich oft und lebhaft an denselben. Ich habe bezüglich seiner auch einen heftigen Wunsch gehegt, nicht um mich an ihm zu rächen — das sei ferne! nein, sondern um ihn 1. von dem Wahne zu heilen: die französische Nation seie die erste Nation der Welt, sie sei par excellence die „große“, die „unbesiegbare“ Nation, 2. um ihn in der für ihn geeignetsten Weise für die an uns wehrlosen Kriegsgefangenen verübte Barbarei zu strafen. Ich wünschte nämlich: jener Oberst hätte im Zwangsweg dem Triumphzug als Augen- und Ohrenzeuge beiwohnen sollen. Gewiß: der Anblick des herrlichen, die Sinne verwirrenden und berückenden Schauspieles würde ihn von seiner fixen

Idee, von seinen Hallucinationen und seinem Größenwahn geheilt haben, und der Anblick so herrlicher und zahlreicher Trophäen wäre für ihn eine höchst gerechte und ganz geeignete Buße und Strafe für die himmelschreiende Behandlung schuldloser Kriegsgefangenen, namentlich des „Trophäendoktors“ gewesen. Ich könnte zwar keine Garantie dafür übernehmen, daß der cholerische Mann diese Kur und Pönitenz überstanden haben würde, das heißt, mit dem Leben davon gekommen wäre, es dürfte jedenfalls zu befürchten gewesen sein, daß ihm die Alteration einen Herz- oder Gehirnschlag zugezogen hätte. Um übrigens allen möglichen Eventualitäten vorzubeugen, hätte man ihn, vor Beginn des Triumphzuges, in eine Zwangsjacke stecken, ihm einen soliden Mundverschluß, der ihn am Sprechen und Schreien gehindert, anlegen und ihm einen mächtigen Eisbeutel auf den Kopf legen müssen. Unter diesen Voraussezungen und Bedingungen wäre der Patient höchst wahrscheinlich geheilt und der Malefikant ein Pönitent geworden.

Am 17. Juni, abends, war ich in Grolls Garten, wo das kombinierte Bataillon gastiert wurde. Ein elegant gekleideter Herr, der, seiner Sprache nach zu urteilen, ein Oesterreicher war, knüpfte ein Gespräch mit mir an. Er sagte im Verlaufe desselben: „Dieses Triumphfest, das an Großartigkeit alles weit hinter sich läßt, was die Geschichte in diesem

genre kennt, hat eigentlich niederschmetternd auf mich gewirkt. Ich habe mir nämlich die Frage vorgelegt: Wie, wenn ein Mann, dem eine solche Machtfülle zu Gebot steht, der über ein zahlloses, siegestrunkenes Heer gebietet, und in dessen Hand die Entscheidung über Krieg und Frieden ligt, in einer Anwandlung von Eroberungslust und Ruhmsucht das Schwert ziehen und es in die Wagschale werfen würde, aus welcher ein Lorbeerkranz ihm verführerisch zulächelt, welch eminente Gefahr wäre das für den Frieden, für Leben, Gesundheit und Wohlstand seines Volkes und welche Bedrohung seiner Nachbarn! Wie, wenn der Kaiser von Deutschland den Entschluß fassen sollte, das Reich besser, namentlich im Süden, an der Schweizergrenze, zu arrondieren und ihm alles anzugliedern, was deutsch spricht; wer wollte ihn daran hindern, wer dürfte sich mit der Hoffnung schmeicheln, so lange Fürst Bismarck und Feldmarschall Moltke die ersten Räte der Krone sind, den für Sieg und Ruhm begeisterten Armeen Deutschlands an der Grenze siegreich die Spize zu bieten oder gar den Löwen in seiner Höhle mit Erfolg angreifen zu dürfen? Mir ist der Krieg von 1866 in frischem Gedächtnis, denn er kostete mir einen hoffnungsvollen, braven Sohn, und betrachte ich die zwei Entscheidungsschlachten von Sadowa und Sedan als ein doppeltgeschliffenes Schwert, das gegen jeden gezückt ist, der es wagen sollte, dem neuerstandenen

Kaiserreich entgegenzutreten. Es hat mich schon früher die Versuchung beschlichen, daran zu zweifeln, ob die justitia noch als Fundament der modernen Staaten zu betrachten sei, der heutige Tag aber drängt mir die Ueberzeugung auf: arma fundamentum regnorum! Seitdem ich durch die mit Fahnen, Laubgewinden und Trophäen geschmückte Königgrätzer Straße gegangen bin, kann ich ein unheimliches, beängstigendes Gefühl nicht los werden, es drückt mich wie ein Alp." Ich suchte den angsterfüllten Mann zu beruhigen und von seiner Gespensterfurcht zu befreien. Hoffen wir, sagte ich schließlich zu ihm, daß der deutsche Kaiser jeder Versuchung, seine furchtbar große Macht zur Befriedigung von Eroberungslust und Ruhmsucht zu mißbrauchen, standhaft widerstehen und dem auf dem Schlachtfeld wiedergeborenen und mit Blut getauften Kaiserreich ungestört und ungetrübt die Segnungen des Friedens erhalten wird.

Am oben erwähnten Tage (17. Juni) machte ich dem Hochwürd. Armeebischof von Namszanowski meine Aufwartung. Derselbe empfing mich sehr huldvoll und mit großer Herzensgüte. Er drückte mir seine Zufriedenheit mit meinem sittlichen Betragen und meiner Dienstleistung in der Militärseelsorge aus. Zu meinem größten Staunen sezte er mich davon in Kenntnis, daß er mich Ihrer Majestät, der Kaiserin Augusta, zur Verleihung der

Ehrenstola in Vorschlag gebracht habe, und daß die Kaiserin mir, infolge seines Vorschlags, die Ehrenstola verliehen habe. Er überreichte mir hierauf eine reich und kunstvoll gestickte Stola und die dazu gehörende kaiserliche Verleihungs-Urkunde. So hatte denn das Triumphfest in Berlin auch mir eine Bescheerung gebracht, es hat mir eine kostbare Trophäe — die Ehrenstola — verehrt. Wie nicht mehr als billig, hing ich dieselbe neben dem Eisernen Kreuz am — Kalvarienberg, am Kreuzweg von Chavannes auf.

Das General-Kommando des 14. Armeekorps hatte mir nach Beendigung des Krieges, bei meiner Entlassung als freiwilliger Feldpater, ein Zeugnis ausgestellt, in welchem es heißt: „Herr Anton Keck ist während des ganzen Feldzugs stets mit größtem Eifer und mit gesegnetem Erfolge auch im feindlichen Feuer und in den Lazareten als Feldgeistlicher bei den Truppen Seiner Exzellenz des Generals von Werder in der Seelsorge tätig gewesen." Ein Duplikat dieses Zeugnisses wurde von dem genannten General-Kommando an den Armeebischof von Namszanowski, behufs Führung der Konduitenliste, gesendet, und auf Grund dieses Zeugnisses hatte mich der genannte kirchliche Vorgesezte bei Ihrer Majestät, der Kaiserin, zur Verleihung der Ehrenstola in Vorschlag gebracht.

Einige Zeit nach meiner Rückkehr von Berlin wurde mir, mit Ordenspatent vom 6. Februar 1872, von Seiner Königlichen Hoheit, dem Großherzog Friedrich, der Orden vom Zähringer Löwen I. Klasse, mit Schwertern, verliehen. Selbstverständlich hing ich diesen hohen Orden auch am Kalvarienberg von Chavannes, der eine ansehnliche Dekorationsgallerie zu werden versprach, auf, in der nicht unmaßgeblichen, sondern sehr maßgeblichen Ueberzeugung, daß diese Dekorationen, dort aufgehängt, vieles an der Versuchungskraft verlieren, einem Sterblichen den Kopf zu verdrehen und ihn mit der sehr gefährlichen Krankheit des Hochmutsschwindels zu infizieren.

Ich erhielt überdies die allgemeine deutsche Kriegs- und Denkmünze sowie die großherzoglich badische Felddienstauszeichnung — lauter schmerzstillende und heilende Pflaster auf die während der Kriegsgefangenschaft erhaltenen Püffe, Beulen und Schrammen!

Am 4. April 1872 wurde ich durch Erlaß des Kriegsministeriums zum Divisionspfarrer ernannt, und als solcher bin ich noch heute in der Militärseelsorge tätig.

Mit meiner Anstellung als definitiver Divisionspfarrer hatte es folgende Bewandtnis. Ich führe das blos aus dem Grunde an, weil weiter oben wiederholt darauf hingewiesen wurde.

So sehr mein Herz an dem Wunsch und Plane, definitiv angestellter Militärpriester zu werden, hing, so habe ich dennoch nicht die Initiative ergriffen, um dieses Ziel zu erreichen; ich wurde vielmehr von verschiedenen Seiten gedrängt, geschoben und ins Schlepptau genommen.

Nachdem mir der hochwürdige Armeebischof Namszanowski die Ehrenstola überreicht hatte, sagte er: „Da ich während des nunmehr beendigten Feldzuges stetsfort löbliche Nachrichten über Ihr Wirken auf dem Gebiete der Militärseelsorge erhalten, und da ich Sie durch persönliche Bekanntschaft als einen kerngesunden und mit guten Manieren ausgestatteten Priester kennen gelernt; bin ich vollkommen davon überzeugt, daß Sie zur Militärpastoration ganz vorzüglich geeignet sind. Sollte es also Ihr Wunsch und Willen sein, definitiv in der Militärseelsorge angestellt zu werden, so werde ich Sie zum Divisionspfarrer ernennen." Auf dieses huldvolle Anerbieten erwiderte ich mit aller Aufrichtigkeit ganz das Nämliche, was ich den Herrn Generälen von Werder und von der Goltz mitgeteilt und weiter oben angeführt habe. Der hochwürdige Armeebischof entgegnete nun hierauf: „Der heilige Vater hat mir das Privilegium verliehen, die Divisionspfarrer für die königlich preußische Armee aus allen Diözesen der Welt auszuwählen, und infolge dessen sind die Bischöfe verpflichtet, die von mir

gewählten Priester zur Verfügung zu stellen. Wenden Sie sich also auf mein Geheiß an Ihren Herrn Bischof in Buffalo, und teilen Sie ihm das mit, wovon ich Sie soeben in Kenntnis gesezt habe, und bitten Sie ihn um Entlassung aus seiner Diözese. Sobald Ihnen der Herr Bischof von Buffalo die Entlassung aus seiner Diözese erteilt haben wird, machen Sie mir die Anzeige davon, und hierauf wird Ihre Anstellung als Divisionspfarrer erfolgen. Sollte sich aber der Herr Bischof weigern, Sie aus seiner Diözese zu entlassen, so melden Sie mir solches umgehend, und dann werde ich selbst diese Angelegenheit in die Hand nehmen und mit solchem Ernste und solchen Mitteln betreiben, daß sie nach meinem Wunsch und Willen erledigt werden wird." Ich befolgte sogleich diesen Rat und dieses Geheiß des hochwürdigen Armeebischofes — ich bat den titul. Bischof von Buffalo um die Entlassung aus seiner Diözese. Nach kurzer Zeit erhielt ich von demselben die Antwort: Er bedauere sehr, mich verlieren zu müssen. Ich möchte diese hochwichtige Angelegenheit nochmals reiflich überlegen und mich erst dann definitiv entscheiden. Sollte ich hierauf meinen Entschluß nicht ändern, so werde er, wenn auch ungern, in die erbetene Entlassung einwilligen. Nachdem ich denselben in meinem Antwortschreiben davon in Kenntnis gesezt hatte, daß mein Entschluß: Militärgeistlicher zu

werden, unwiderruflich gefaßt sei, erhielt ich die nachgesuchte Entlassung aus der Diözese Buffalo nebst Dienstzeugnis. Beide Aktenstücke übersendete ich sofort dem hochwürdigen Armeebischof in Berlin und bat denselben, mich nunmehr, nach Beseitigung aller Anstände, als Divisionspfarrer anzustellen. Da nun aber keine Divisions-Pfarrstelle erledigt war, so wies mich der titul. Armeebischof an, den hochwürdigen Erzbistums-Verweser Lothar von Kübel persönlich in Freiburg, unter Darlegung des ganzen Sachverhaltes, zu ersuchen, mich so lange in der Seelsorge seiner Erzdiözese zu verwenden, bis eine Divisions-Pfarrstelle erlediget sei. Er selbst werde sich für mich bei dem genannten Erzbistums-Verweser schriftlich verwenden. Ich verfügte mich also nach Freiburg und bat den hochwürdigen Erzbistumsverweser, der aber von dem titul. Armeebischof schon ein Schreiben in meiner Angelegenheit erhalten hatte, mich interimistisch in der Erzdiözese Freiburg zu verwenden.

Durch Erlaß des erzbischöflichen Kapitels-Vikariates von Freiburg wurde ich sodann, am 24. August, angewiesen, die Pfarrei Stetten am kalten Markt so lange zu verwalten, bis der Verfasser dieser „Erlebnisse" von seiner Reise nach Indien zurückgekehrt sein würde. Diese Stelle versah ich vom 2. September 1871 bis zum 6. Mai

1872, dann übernahm ich die Militärseelsorge in Constanz.

Aber nun ist es auch höchste Zeit, mich bei dir, geneigter Leser, zu verabschieden, denn meine Erlebnisse während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 habe ich dir bis zu Ende erzählt. Bewahre mir ein freundliches Andenken, und gedenke oft meiner im Gebet!



Register.

Seite

Zwölftes Kapitel:

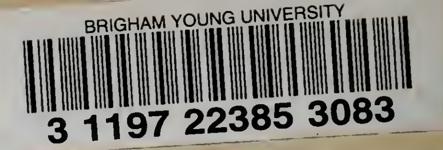
Seite

Vierzehntes Kapitel:

Fünfzehntes Kapitel:

Sechzehntes Kapitel:





Im Verlage der **Vereinsbuchhandlung** in **Innsbruck** ist ferner erschienen:

Religion und Vaterland. Gedichte von P. **Norbert Stock.** 195 S. 8°. Preis fl. 1. = M. 2. Gebunden in Originalband und Goldschnitt fl. 1.50 = M. 3.—.

In der „Literarischen Rundschau" wird das Werkchen in Nr. 15 vom 1. August wie folgt besprochen: Das doppelte Vaterland des Christen ist unseres Kapuzinerdichters Stoff, ohne daß seine patriotischen Lieder zu „giftig-politischen" oder seine religiösen zu polemisch-verletzenden würden. „Bruder Norbert", wie er sich im „Deutschen Hausschatz" einführte, ist ein echter Gebirgssohn, ein naturfrisches Gemüth, wie ein klarer Waldbach, in dem sich der schöne Himmel und die schöne Erde, jede Silberwolke und jede Blüthendolde abspiegeln. Die Tiroler Sänger haben sich von je durch regen Natursinn ausgezeichnet, das legt ihr schönes Vaterland als Feengabe in die Wiege. Es ist dies eine ganz andere Weise, als wie sie so viele haben, welche sich eine ungeheure Leidenschaft für die Zauberbilder der Natur einreden. Jener Berg gewährt eine wundersame Aussicht; jener Wasserfall ist entzückend; jene Burgtrümmer sind so romantisch. Sie gehen zur Bergkuppe, zum Wasserfall, zur Burgruine wie zu einem interessanten Stück im Theater. Das Geheimniß der wahren Naturfreude ist aber eine gesunde Natur, die von Blasirtheit nicht einmal den Namen kennt. Und als eine solche zeigt sich St. überall; er geht hinaus in's Grüne, aber wandelt nirgends in's Blaue hinein; er baut mit dem Vogel am Nest, zieht mit dem Wanderer auf den steilen Bergpfad und erquickt sich an der Aussicht auf Schneegipfel und grüne Seen 2c. 2c.

Ein Stücklein Volksleben aus den Tiroler Bergen in Prosa und Poesie erzählt von **C. Wöhler.** 176 S. Preis 50 kr.

Ein echtes Volksbüchlein, einfach und anziehend, für alle verständlich, sowohl in der Erzählung als im poetischen Theile. Ein warmer katholischer und patriotischer Geist durchzieht das Ganze und können wir für Volks-Bibliotheken dasselbe nicht genug empfehlen. (Grazer Anzeiger.)